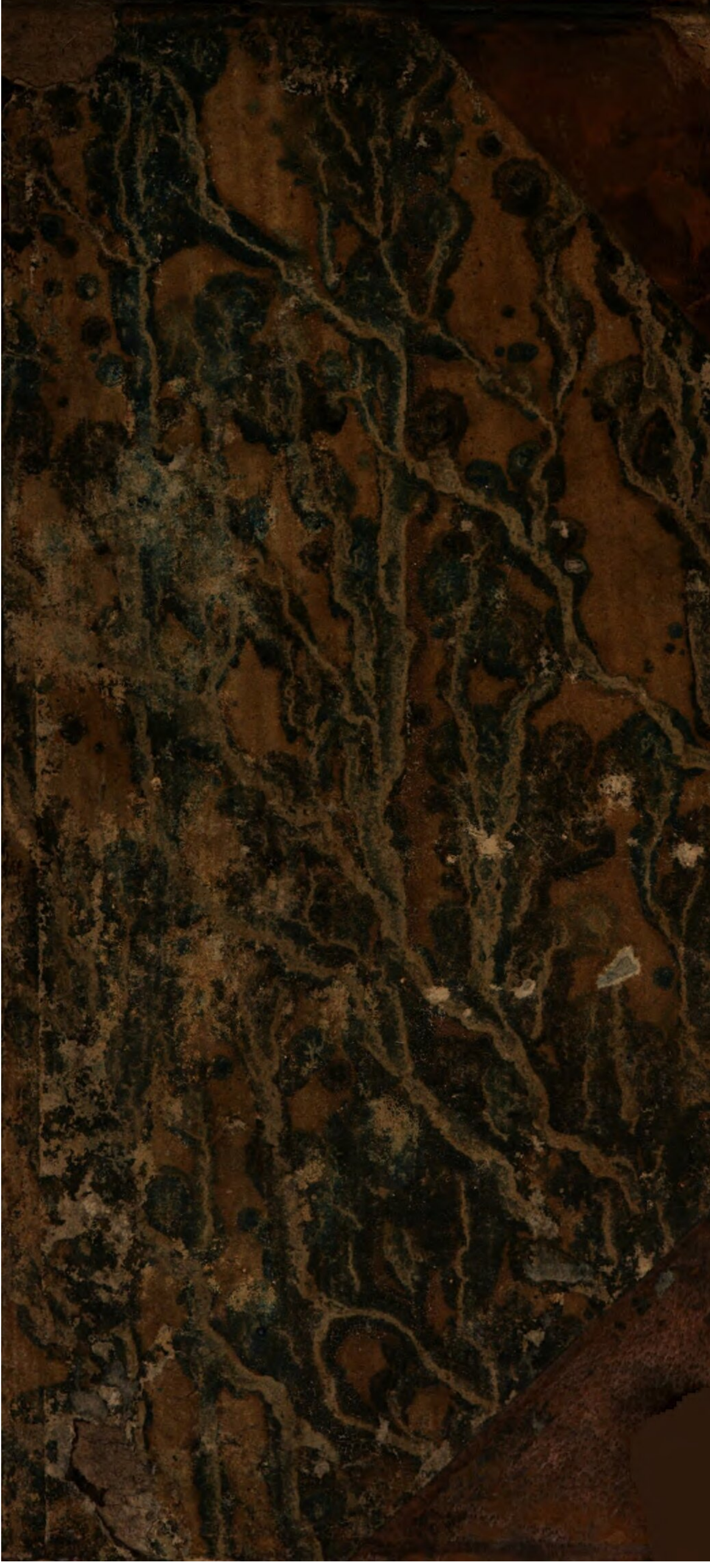


19-0 Hum

C

153 R

Hist lit part German. 837.
L 2. C. 3.

Biogr. coll. 244 (1

881.

Pantheon der Deutschen

Erster Theil.

D. Martin Luther.

Friedrich II. König von Preußen.

Chemnitz,
gedruckt bei Johann Karl Wesselhöft.

Schubert del. *Cl. Kohl sc. Vienna* 1794.

Pantheon der Deutschen

Erster Theil.

Chemnitz 1794.
bey Karl Gottlieb Hofmann.
Hermann sc.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dem erhabnen Schuz

Sr. Majestät

Franz des Zweiten

Kaisers der Deutschen

weihet

diesen ersten Theil des Pantheons
der Deutschen

in tiefster Unterthänigkeit

der Verleger.

Allerdurchlauchtigster,

Großmächtigster Kaiser!

Allergnädigster Kaiser und Herr,

Herr!

Das Andenken des mit glänzenden Charakterzügen verherrlichten Deutschen Ruhms, unvergeßlicher Deutscher Geschichtsszenen und der Deutschen großen und edeln Geister, die der Stolz und die Zierde ihres Vaterlandes sind, gewährt eine Empfindung, die der ganzen Nation angehört, jedes deutsche Herz ent-

flammt, den Patriotismus belebt, den Gemeingeist veredelt und aus der schönen Idee entspringt, daß die Deutschen, obgleich durch einzelne Staaten und abweichende Religionsgrundsäze unter sich verschieden, unter dem Szepter ihres erhabenen Oberhaupts nur Eine Nation sind, und ein gemeinsames Vaterland haben.

Diesem großen Gegenstand ist dieß gegenwärtige litterarische Unternehmen bestimmt. Es ist ein Versuch, der Ehre und dem Geist der Nation zu huldigen, welchen ich Ew. Kaiserl. Majestät vorzulegen wage und der die heiligste Sanktion erlangen wird, wenn ich die kühne Hofnung nähren darf, daß Ew.

Kaiserl. Majestät, der glorreiche Beschüzer des Deutschen Namens, denselben mit Allerhöchster Huld begnadigen werden.

Ich ersterbe in tiefster Devotion

Ew. Kaiserl. Majestät

Chemnitz
d. 1 Septbr. 1794.

allerunterthänigster
Karl Gottlieb Hofmann.

An die deutschen Patrioten.

Wenn sich dieß Werk nicht durch seine Bestimmung empfehlen sollte: so wüßte ich weiter nichts darüber zu sagen. Selbst eine bessere Beredsamkeit würde alsdenn den Geist der Nation nicht dafür gewinnen können; sie würde vielmehr da einer Bestechung ähnlich sehen, wo das Vertrauen auf eine freiwillige Theilnahme rechnet.

Dieß Vertrauen allein konnte mir einige Bürgschaft geben, daß ich ein solches Unternehmen bei beträchtlichem Kostenaufwand nicht einem ganz ungewissen Schik-

sal überlassen dürfte. Auch ist es schon im Voraus durch die Theilnahme der Patrioten, deren Namen das nachstehende Verzeichniß enthält, begünstigt worden. Wäre es mir erlaubt, von dem Werth meines Antheils bei diesem Werk zu reden: so dürfte ich etwas darein sezen, mit solcher Zuversicht dabei auf den Beifall meiner Zeitgenossen gebaut zu haben, da so viele geschei-terte Entwürfe, die auf deutschen Patriotismus und Gemeingeist berechnet waren, keine anlokenden Einladungen seyn konnten; da selbst ein großer Patriot, der edeldenkende Reichsgraf von Soden, ausdauernden Muth haben muß, um einen ähnlichen Entwurf, obgleich auf eine andere Weise, zu realisiren. Das aber sey mir vergönnt zu sagen, daß ich es der Ehre unserer treflichsten Schriftsteller und Künstler für werth hielt, zur Ausfüh-

rung einer Idee mitzuwirken, für die der aufgeklärte Theil unserer Nation gewiß empfänglich seyn wird.

Bei welchen Gegenständen verweilt die historische Muse so gern, als bei den glorreichen Handlungen der Deutschen, bei dem Andenken ihrer edeln und ausserordentlichen Männer, deren Namen unvergänglich sind, bei den ewig denkwürdigen Epochen ihrer Geschichte, welche die Tugenden und Energie dieser Nation bezeichnen? Es müßte also der deutsche Name ein leerer Schall, deutscher Gemeingeist ein Problem seyn und der Enthusiasmus für das Edle und Erhabne nie eine Nationalangelegenheit werden können, wenn die Idee belächelt werden sollte: einen litterarischen Tempel der Verherrlichung zu errichten, wo Litteratur und Kunst sich vereinigen,

die Geschichte des deutschen Ruhms darzustellen, wo der deutsche Patriot in einer Reihe historischer Gemälde die Tugenden und Verdienste seiner Nation entwikelt findet, und wo das Reizende mit dem Wesentlichen, der reichhaltigste Unterricht mit angenehmen Gefühlen, die Erinnerung großer Männer unsers Vaterlandes mit Dankbarkeit und Bewunderung verbunden ist.

Der gegenwärtige erste Theil dieses Pantheons ist der Anfang zur Ausführung und giebt die Ansicht des Schrift-Denkmals, welches der Nationalehre geweiht seyn soll. Würdige Männer haben voll Patriotismus die erste Hand dazu angelegt und das Andenken zweier grossen Deutschen Edeln hervorgerufen, von welchen die denkwürdigsten Epochen unserer Kultur und Aufklärung ausgiengen.

Die Einrichtung in Rükſicht der Kupfer=anzahl wird bei jedem Band die nem=liche bleiben, nur daß in der Folge auch die Momente glorreicher Geſchichtsſzenen und großer deutſchen Handlungen Gegen=ſtände der Zeichnungen ſeyn werden, wenn anders nicht kaltes Mistrauen und Gleichgültigkeit die Ausführung des gan=zen Entwurfs vereiteln.

Der zweite Theil, zu deſſen In=halt ſchon mehrere Materien bereit lie=gen und wovon ſogleich in den öffentli=chen Blättern Nachricht ertheilt werden ſoll, ſobald ſelbiger ganz beſtimmt an=gegeben werden kann, erſcheint hoffent=lich zu Johannis 1795. Es wird zwar bis dahin wieder Vorausbezahlung unter den ſchon bekannten vortheilhaften Be=dingungen und mit dem Vortheil der doppelten Kupferabdrüke angenommen;

allein ich wünschte doch den Beitritt eines jeden Interessenten zeitig zu erfahren, um, wenn sich, wie ich mir schmeichle, die Anzahl mehr verstärken sollte, auch dann zeitig genug in Stand gesezt zu werden, noch mehr zur größtmöglichsten Verschönerung von meiner Seite beitragen zu können. Die Vorausbezahlung auf ein broschirtes Exemplar ist = Thlr. 12 Gr. in rothen Saffian gebunden 3 Thlr. 2 Gr. in Engl. Band 3 Thlr. und in Marmor = und Pergamentband 2 Thlr. 22 Gr. Exemplare auf Schweizerpapier werden mit einem Nachschuß von 16 Gr. bestellt. Chemnitz den 1 Septbr. 1794.

Der Verleger.

Plan des Werks.

Dieser beschäftigt sich ausschließlich mit der Deutschen Geschichte und es sollen darnach glorreiche Geschichtsszenen, einzelne große Handlungen und die verdienstvollsten und bewundernswürdigsten deutschen Männer und Frauen einem ehrenvollen Andenken gewidmet werden.

Es werden dazu hauptsächlich solche Züge aus der Geschichte gewählt werden, die große Begebenheiten schildern, die den Charakter verschiedener Zeitalter ins Licht stellen, unsere Nationaltugenden beweisen oder entscheidende Veränderungen in Sitten, Religion, Kultur und Staatsverfassung bezeichnen.

Eben so wird auch vorzüglich auf Diejenigen großen Männer Rükficht genommen werden, die entweder wegen ihrer Verdienste um

das Vaterland oder durch große Thaten und ausserordentliche Eigenschaften berühmt worden sind.

Auch unbekannte große Männer, die durch die Undankbarkeit ihrer Zeitgenossen vielleicht im Dunkeln geblieben sind, werden erwähnt werden, wenn ihre Verdienste ungemein oder ihr Einfluß auf den Nationalgeist sehr groß gewesen ist.

Einzelne Privathandlungen werden bloß wegen auffallenden Interesse, wegen der Größe einer ausserordentlichen That oder Darstellung einer Nationaltugend der Aufnahme würdig geachtet werden.

Jeder Band wird mit zwölf Kupfern, ausser dem Titelkupfer und einer Vignette nebst Porträts geziert seyn.

Verzeich-

Verzeichniß

der patriotischen Beförderer

des

Pantheons der Deutschen.

Ihro Durchlaucht die Prinzessin Christiane Sophie Albertine Herzogin von Meklenburg Strelitz zu Neustrelitz.

Sr. Durchlaucht der regierende Fürst Leopold Friedrich Franz zu Anhalt Dessau.

Sr. Durchlaucht der Erbprinz Franz zu Sachsen-Coburg.

Sr. Durchlaucht der regierende Fürst Heinrich der 35ste Reuß zu Lobenstein.

Herr Obrist Adelhielm in Stralsund.
" Advokat Adler auf Knau und Pahren.
" H. O. Andrä, Papierfabrikant zu Petershütte.
Die Herren Gebrüder Johann Jakob und Johannes Anspach in Rotterdam.
Herr Hauptmann von Archenholz in Hamburg.
" Buchhändler Arnold in Bautzen.
" Avenarius, der Rechte Beflissener in Halle.

Herr Johann Gottlob Blumenau in Altenburg.
" Buchhändler Böhme in Leipzig.
" Postmeister Boy in Czenstochau in Südpreußen.
" Canonicus und Geheime Kämmerir Bredereck in Rheinsberg.
" Post-Sekretär Brunk in Celle.
" Diaconus Burck in Liebenzell.
" Geheim-Sekretär Buschius zu Marienburg in Westpreußen.

Herr Major von Cazale in Potsdam.
Die Churfürstl. Sächßl. Stadt Chemnitz.
Herr J. T. von Collet General-Lieutenant und Commendant, Commandeur des Königl. Schwerdt-Ordens und Ritter des Königl. Französischen Ordens du merite Militaire in Stralsund.

Herr N. A. Cruse, Major der Artillerie und Ritter des Schwerdt-Ordens in Stralsund.

" Post-Controlleur J. B. Cuimmoru in Stralsund.

Herr Hauptmann Daveriko auf Neustruppen bei Pirna.

" Kandidat F. C. Dietrich in Luccau in der Niederlausitz.

" Commercien-Commissar und Schrannenmeister Druneck in Mrt. Stefft.

Die Dyckische Buchhandlung in Leipzig.

Herr Major von Einsiedel in Puschwitz.

" Regierungs-Director Elbas in Cleve.

" Kaufmann Eschke in Chemnitz.

Herr Kunsthändler Johann Friedrich Frauenholz in Nürnberg.

Herr C. B. Gebhardi, Prediger bey St. Nicolai in Stralsund.

" A. von Gedda, Hauptmann bei der Königinn Leib-Regiment in Stralsund.

Die Gerlachsche Buchhandlung in Dresden.

Herr Buchdrucker Joh. Chr. Fr. Gerlach in Freyberg.

Frau Juliana Helene Elisabeth von Gersdorf in Bautzen.

Herr C. F. Geyer, Professor der Geschichte und Moral bei den Churfürstl. Sächßl. Pagen in Dresden.

" Kaufmann J. G. Goetz in Weiden.

" Kornschreiber J. G. Gräber in Ottmalz in Oberschlesien.

" Ernst Friedrich Gräfer, Gräfl. Brühl. Canzlist in Pförten.

" Buchhändler Carl Gottfried Groß in Nordhausen.

Demoiselle Henriette Christiane Wilhelmine Grundigin in Dresden.

Herr Postcommissar Grunow zu Egeln.

" Benjamin Gottlieb Günther, Buchbindermeister in Glogau.

Herr Advokat C. F. Hagemeister in Stralsund.

Die Herren Buchhändler Gebrüder Hahn in Hannover.

Herr Buchhändler Haueisen in Anspach.

" E. F. Haupt, der Rechte Beflissener in Leipzig.

" Kaufmann K. E. Haupt in Zittau.

Herr Buchhändler Heinsius in Leipzig.
Die Herren Buchhändler Gebrüder Hellwing in Hannover.
Herr Stadtschreiber Herrmann in Chemnitz.
: Johann Ehrenfried Hilliger in Hirschberg.
: Buchhändler Hilscher in Dresden.
: Gastwirth J. A. Hientziehe in Stralsund.
: M. C. F. Hoehle, Pastor in Gröbern bei Meisen.
: Friedrich Siegismund Homilius in Sayda.

Herr Kaufmann Samuel Gottfried John in Schweidnitz.
: Amtmann Isenbart zu Ottendorf.

Herr Andreas Friedrich Kidrbo in Christiansfeld.
: Landrichter Johann Gottlob Kläßen in Draisdorf bei Chemnitz.
: Obristlieutenant von Klinckowström auf Ludwigsburg.
: Pastor Klose in Giehren bei Friedeberg in Schlesien.
: Kantor Friedrich August Köchly in Rochlitz.
: Kaufmann Johann Friedrich Köhler in Bielitz in Oberschlesien.

Herr Karl Köppen, Lieutenant beim Königl. Schwedischen Pfilanderhielmschen Infanterie-Regiment zu Stralsund.

" Louis Krauth, Rath, Bürgermeister und Präsident des Protestantischen Consistorium der Stadt Weißenburg im Elsaß.

" Kretzschmar, privatisirender Gelehrter in Chemnitz.

" von Krüger, Rußisch Kaiserl. Postmeister zu Mitau in Kurland.

Frau Kriegsräthin Krug von Nidda zu Cennern.

Herr Kaufmann Karl Friedrich Landgraff in Hohenstein.

" Buchhändler Lange in Berlin.

" M. Lechla in Dresden.

" J. T. Lehmann, Churfürstl. Sächßl. Proviantverwalter auf der Festung Königstein.

" Adam Friedrich Lenartzen in Pernau in Liefland.

" Gerichtshalter Johann Friedrich Lindner in Minchenbernsdorf bei Gera.

" Lübeks Erben in Bayreuth.

Herr Buchhändler Mahler in Presburg.

" Stadtrichter Martini in Pirna.

Herr Buchhändler Maurer in Berlin.
" Kaufmann Tobias Messau zu Calbe an der Saale.
" Buchbinder Meusel in Coburg.
" Controlleur Miehle in Berlin.
" M. Möricke, Pfarrer zu Burgstall.
Die Herren Buchhändler Monath und Kußler in Nürnberg.
Herr Rektor C. F. Müchler in Fraustadt in Südpreußen.
" Lieutenant Freyherr von Müffling auf Oberlosa bei Plauen.

Herr Reetgens in Stralsund.
" Lehn-Sekretär Rettelbladt in Stralsund.
" C. A. von Normann, Second-Major bei der Königin Leib-Regiment in Stralsund.

Herr M. von Oeynhausen Fürstl. Braunschw. Lüneburgischer Oberhauptmann im Amt Radorf im Braunschweigischen.

Herr Sekretär Poller in Berlin.
" Kaufmann Poppelbaum in Lemgo.

Herr Buchhändler Raw in Nürnberg.
" H. F. Reimer, Kaufmann en Gros in Stralsund.
" Ober-Steuer-Copist Reinhold in Dresden.
" Buchhändler Reinicke in Leipzig.
Ihro Erlaucht die Frau Gräfin Reuß, geb. Gräfin von Hoym.
Herr Dechant Röder zu Magdeburg.
" Lieutenant von Römer in Plauen.
" Ober-Accise-Amts-Cassen-Controlleur Rordorf in Glatz.
" Professor und Bibliothekar F. Kilian Rossat in Kloster Langheim.

Herr Pastor J. H. Schambach zu Eisdorf.
" Rathsverwandter E. Scheven in Stralsund.
" Hofrath D. Schlegel in Waldenburg.
" Schlubach Königl. Accise Buchhalter in Elbing.
Demoiselle Schmidt zu Marienburg in Westpreußen.
Herr Geheime Regierungsrath und Krayß-Gesandte Schmidt zu Anspach.
Sr. Excellenz der Wirkliche Geheimerath und General-Postmeister von Schönberg in Dresden.
Herr Major von Schönberg auf Döhlen.
" Johann Friedrich Baron von Schönfeld, Königl. Preußl. Premierlieutenant in Bunzlau.

Herr Buchhändler Schöps in Zittau.
Die Herren Buchhändler Schwan und Götz in Mannheim.
Herr Hauptmann von Seebach in Kammerforst.
: Diakonus M. C. K. Seidel in Strehla.
: Buchhändler Severin in Weissenfels.
: Stadtbuchdrucker G. W. F. Spaeth in Augsburg.
: Buchhändler Stahel in Wien.
: Buchhändler Stein in Nürnberg.
: Buchhändler Stiller in Rostock.

Herr Kaufmann Johann Georg Trefurth in Chemnitz.
: O. A. Regierungs-Präsident A. W. von Trosky in Lübben.

Die Herren Buchhändler Voß et Comp. in Leipzig.

Herr D. Gottfried Wagner, Prediger der Gemeine zu U. L. Fr. in Bremen.
: Licentiat Wetzke in Wittenberg.
: Buchhändler Wilmans in Bremen.
: Faktor Winkler in Zschopenthal.
: Dohm-Probst von Wißmann in Hohenfelde.

Herr Archiv-Sekretär Witschel in Dresden.
" Kaufmann Wöhler in Chemnitz.

Fräulein C. von Zastrow in Coerlin.
Herr Kreishauptmann Christian Ehrenfried Anton von Ziegesar auf Schönau.
" Steuer-Copist J. G. Zocher in Hayn.

Bildniß

D. Martin Luthers

mit

dessen Lebensgeschichte im Umriß.

nach Lucas Cranach von J. f. Bolt. 1794.

D. MARTIN LUTHER

geb. d. 10. Nov. 1483. gest. d. 18. Febr. 1546.

D. Martin Luther wurde am 10. November 1483. zu Eisleben gebohren. Sein Vater Hans Luther, ein Bergmann, wohnte damals in dem Dorf Möra unweit Schmalkalden, ließ sich aber in der Folge (1484) zu Mannsfeld nieder, und hier war es, wo er durch seine strenge Erziehung den ersten Grund zur Hauptkette der Schiksale und Handlungen seines merkwürdigen Sohnes legte. Auf niedern Schulen sowohl als in seinen akademischen Jahren, die er zu Erfurt zubrachte, zeichnete sich der junge Luther durch gewissenhaften Fleiß in der Erweiterung seiner Kenntnisse, und durch ungeheuchelte Frömmigkeit aus. In einem Alter von zwanzig Jahren nahm er die höchste Würde in der Philosophie an (1503), hielt philosophische Vorlesungen zu Erfurt, und wählte sich zugleich das Studium der Rechtswissenschaft zu seiner Hauptbeschäfftigung. Sein Hang zur Schwärmerey bewog ihn aber bald, seine Bestimmung zu verändern. Ohne seiner Eltern Vorwissen entsagte er der Welt, und trat in den Augustiner-Barfüsserorden (1505 am 17. Jul.).

Auch im Kloster setzte er seinen rühmlichen Fleiß im Studiren so anhaltend fort, daß er die Aufmerksamkeit eines Kenners guter Köpfe, des Generalvikars seines Ordens in Deutschland, D. Johanns von Staupitz, auf sich zog. Sein Gönner empfahl ihn dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen von Sachsen, und er hatte kaum die Priesterweihe erhalten (1507 am 2. May), als ihm schon eine Lehrstelle auf der neuen Universität zu Wittenberg angetragen wurde. Er nahm diesen Ruf an (1508), und legte sich seit dieser Zeit mit dem größten Eifer auf die bisher beinahe ganz vernachläßigte biblische Theologie. Eine Reise, die er in den Angelegenheiten seines Ordens nach Rom unternehmen mußte (1510), unterbrach ihn zwar in dieser nützlichen Beschäfftigung, die er aber nach seiner Zurückkunft mit verdoppeltem Fleisse fortsetzte. Staupitz blieb ihm noch immer vorzüglich günstig, und bewog den Kurfürsten Friedrich den Weisen, ihm die Kosten zur Erlangung der theologischen Doktorwürde zu schenken (1512). Diese neue Würde schien ihn zu neuen Anstrengungen seines Bibelfleisses aufzufordern, und je größere Fortschritte er in den Grundsprachen und in der Auslegung der heiligen Schrift machte, desto freimüthiger und lauter fing er an, seinen Tadel gegen die scholastische Theologie zu äussern. Er war in seinen Behauptungen gegen die gemeine Lehre von dem Verdienste der guten Werke, von den Menschensatzungen

und dem freien Willen schon ziemlich weit gegangen, als die aufs höchste getriebene Unverschämtheit des Ablaßpredigers, Johann Tezel, ihn veranlaßte, einige der vornehmsten Grundsäulen des Pabstthums öffentlich anzufechten (1517). Die Verketzerungssucht seiner Wiedersacher vermehrte seinen Eifer für die Wahrheit, und trug, zugleich mit der Festigkeit und daher rührenden Unbiegsamkeit seines Charakters, das meiste dazu bei, die Rüge einiger Religionsmißbräuche, die er gar nicht in der Absicht, sich von der Kirche zu trennen, angefangen hatte, in eine wirkliche Kirchenverbesserung übergehen zu lassen. Standhaft und muthig bekannte er seine Lehren auf der Reichsversammlung zu Augsburg vor dem Cardinal Cajetan (1518), und machte, um die Beurtheilung der streitigen Punkte jedem partheilosen Richter zu unterwerfen, den ganzen Verlauf seiner Unterhandlungen mit diesem Prälaten durch den Druk bekannt. Auch nach seiner Verbannung (1520), die er bei seiner beständigen Weigerung, sich zu einem Wiederruf zu verstehen, leicht hatte voraussehen können, verfolgte er unerschrocken den einmal betretenen Weg, und erwarb sich sowohl durch die Geschiklichkeit, mit welcher er die vorgetragenen Lehrsätze den Bedürfnissen seines Zeitalters so anpassend, als nur möglich zu machen wußte, als durch seine mit Recht bewunderte Beharrlichkeit immer allgemeinern Beifall. Vorzüglich gewann er durch die güns-

stigen Eindrücke, die er durch sein gesetztes und heldenmüthiges Betragen auf dem Reichstage zu Worms (1521), wo er, aller ihm drohenden Gefahren ungeachtet, persönlich erschienen war, auf mehrere Reichsstände gemacht hatte. Selbst während seines zehnmonatlichen Aufenthalts auf der Wartburg, wo er von allem Einfluß auf Staat und Kirche entfernt zu leben schien, hatte er das Vergnügen, seine Lehren in verschiedenen Städten und Gegenden Deutschlands eingeführt zu sehen. Die befürchteten Folgen der wieder ihn und seine Beschützer und Anhänger erlassenen Achtserklärung blieben aus, und ungestört konnte er nicht allein seinen gemeinnützigen Bibelfleiß fortsetzen, sondern auch, da er im folgenden Jahr (1522) öffentlich nach Wittenberg zurückkehrte, den Neuerungen Carlstadts und den Schwärmereien der sogenannten neuen Propheten Einhalt thun. Sein Muth wuchs immer im Verhältniß der wachsenden Gefahr, und eine Folge dieser muthvollen Entschlossenheit war es unter andern, daß er ein neues kaiserliches Edikt, in welchem der Aufruf zu seiner Verfolgung wiederholt wurde, nicht nur selbst zum Druk beförderte, sondern auch mit einer Zueignungsschrift an die Deutschen herausgab (1524). Noch unternehmender wurde er in der Ausführung seines Reformationsplans, nachdem er (1524) die Mönchskutte abgelegt, und hiermit aller weitern Verbindung mit der römischen Kirche öffentlich

entsagt hatte. Er ergriff jede Gelegenheit, um sich seinen Zeitgenossen über die Vorurtheile des Pabstthums erhaben zu zeigen, und selbst seine Heirath mit der vormaligen Nonne Katharina von Bora kann als ein Beweis dieser Gesinnungen aufgeführt werden (1525). In der Folge raubten ihm theils verschiedene theologische Streitigkeiten, theils körperliche Schwachheiten einen großen Theil der Muße, die er der Vervollkommnung des Reformationswerks am liebsten ganz gewidmet hätte, und um so mehr verdient dasjenige, was er, bei so vielen Hindernissen, dennoch leistete, unsere gerechte Bewunderung. Nichts macht aber seinem Herzen mehr Ehre, als die edle und strenge Gewissenhaftigkeit, mit welcher er, bei einem übrigens heftigen Charakter, der einen solchen Grad von Mäßigung gar nicht zuzulassen schien, den Ausbruch des Glaubenszwistes in einen Religionskrieg zu hintertreiben sich bemühte. Die Trennung zwischen den Protestanten und den Anhängern der alten Lehre war, seitdem jene ihr Glaubensbekenntniß auf dem Reichstage zu Augsburg (1530) öffentlich bekannt gemacht, und diese hingegen dasselbe als ketzerisch verworfen hatten, einem förmlichen Bruch so nahe gekommen, daß nur Luther, durch sein Ansehen, durch seine Ermahnungen und durch die wiederholte Erklärung, daß er nie die Ergreifung gewafneter Maaßregeln wieder die Feinde der Reformation billigen werde, sondern vielmehr alle Gefahr und

Verfolgung allein auf sich zu nehmen bereit sey, dem irregeleiteten Religionseifer der zu Schmalkalden in wiederholte Bündnisse (1530 und 1536) zusammengetretenen evangelischen Stände Einhalt zu thun vermochte. Es war immer sein eifrigster Wunsch, daß er keinen Religionskrieg in Deutschland erleben möchte; er hoffte mit der vollkommensten Zuversicht die Erfüllung dieses Wunsches, und diese Hofnung war es, die ihn von Zeit zu Zeit mit neuem Muth zur Verfolgung seines großen Endzweks beseelte, und für mancherlei Unannehmlichkeiten seiner Lage entschädigte. Zweimal wurde jedoch das Gefühl dieser Unannehmlichkeiten in seinem Herzen so überwiegend, daß er sich Wittenberg zu verlassen, und den Rest seines Lebens in einem ruhigern Aufenthalte hinzubringen beschloß. Bei seiner ersten Entfernung begab er sich nach Merseburg, wo er sich bei dem durch seine Frömmigkeit bekannten Fürsten Georg von Anhalt so lange aufhielt, bis eine ansehnliche Deputation der hohen Schule zu Wittenberg ihn zur Rückkehr bewog (1543). Nach zwei Jahren wurde er seines Lehramts und wiederholter fruchtloser Bemühungen um die Entfernung einiger Hindernisse seiner wohlgemeinten Wünsche abermals so überdrüssig, daß er nach Zeiz in die Arme seines alten Freundes, Nikolaus von Amsdorf, floh (1545), und dießmal schwerlich zurückgekehrt seyn würde, wenn er nicht mehr aus Gehorsam gegen seine Obrigkeit, als

aus Neigung, den Aufforderungen des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen nachgegeben hätte. Er überlebte die Aufopferung, die sein Gehorsam ihm gekostet hatte, nicht lange. Schon im Januar 1546 wurde er von seinen angebornen Landesherren, den Grafen von Mannsfeld, zur Schlichtung ihrer Streitigkeiten, nach Eisleben eingeladen, und hier beschloß er, nach einem Aufenthalt von ein und zwanzig, unter mannichfaltigen Beschäfftigungen verstrichenen Tagen sein thätiges und gemeinnütziges Leben (1546 den 18. Februar).

Luther ist sowohl bei seinem Leben, als nach seinem Tode unzähligemal gezeichnet, gemahlt, in Kupfer gestochen und auf andere Art abgebildet worden, und so ungleich der Werth dieser verschiedenen Abbildungen des großen Mannes ist: so wird man doch schwerlich eine darunter finden, die den Ausdruck der Aehnlichkeit ihres Originals ganz verfehlen sollte. Männer von ausserordentlichen Geisteskräften tragen immer irgend einen charakterischen in die Augen fallenden Zug ihrer Seelengröße an sich, und dieß ist der Grund, warum unser Luther auch von alltäglichen Künstlern leicht getroffen werden konnte. Er war von mittlerer Größe und Stärke; das feurige Auge, die freie, heitere Stirn, die hervorspringende etwas starke Nase, die aufgeworfenen Lippen, kündigten seinen kühnen und unternehmenden Geist, seine Uner-

Trockenheit, seinen festen Charakter, und einen gewissen Grad von Unbiegsamkeit an. Seine volle und helltönende Stimme war das Werkzeug des Ausdruks seiner feinen und richtigen Empfindungen, und erleichterte ihm die mündliche Mittheilung und Versinnlichung seiner Ideen. Die strengen Kasteiungen, denen er sich in seinem Mönchsstande unterwarf, hatten zwar seine Gesundheit schon frühzeitig geschwächt, zugleich aber auch seinen Körper zur ruhigen Duldung physischer Beschwerden gewöhnt. Kurz, seine körperliche Beschaffenheit sowohl, als manche zufällige Umstände schienen sich mit den Vorzügen seines Geistes zu vereinigen, um ihn zu dem großen Wirkungskreise zu bestimmen, den er mit so vieler Würde ausfüllte.

Bildniß

Friedrichs II. Königs von Preußen

mit

dessen Lebensgeschichte im Umriß.

FRIEDERICUS II,

König von Preussen.

geb: d: 24 Jan 1712. gest: d: 17 Aug: 1786.

Friedrich II. wurde 1712 am 24 Januar in der Hauptstadt Brandenburgs geboren. Sein Vater, Friedrich Wilhelm, war damals noch Kronprinz, und bestieg den 15 Februar des folgenden Jahres den Thron. Eine Französische Dame, Gemahlin des Obersten von Rocoules, erzog den jungen Prinzen in den sechs ersten Jahren seines Lebens, unter den Augen seiner Mutter, Sophia Dorothea, Tochter des Kurfürsten Georg Ludwig von Braunschweig-Lüneburg, und nachherigen Königs von Großbritannien. Dann wurde seine weitere Ausbildung dem Generallieutenant Grafen von Fink und dem Oberstlieutenant von Kalkstein anvertraut. Von der Zeit an war seine Erziehung, den Vorschriften Friedrich Wilhelms gemäß, ganz militärisch. Allein bei zunehmenden Jahren zeigte er so wenig Uebereinstimmung in seinen Neigungen mit den Neigungen seines Vaters, daß dieser seinem zweiten Sohne, August Wilhelm, dessen Charakter mehr dem seinigen zu entsprechen schien, seine ganze Zärtlichkeit schenkte, und mehr-

mals die Absicht äuserte, zu Gunsten desselben von der gewöhnlichen Erbfolge abzugehen. Diese Mißhelligkeiten erreichten den höchsten Grad, als Friedrich Wilhelm, aus mißverstandner Politik und persönlichem Haß gegen Georg II., sich der vorgeschlagenen Verbindung zwischen seinem Kronprinzen und der Englischen Prinzessin Amalia widersezte; und Friedrich machte im Jahre 1730 den unglücklichen Versuch, sich durch die Flucht der väterlichen Gewalt zu entziehen. Sein Vorhaben wurde entdeckt. Er wurde verhaftet, verhört, nach Küstrin gebracht, und wie ein Staatsverbrecher behandelt, indeß zu Potsdam über ihn und den jungen von Katte, mit dem er seine Flucht verabredet hatte, ein Kriegsgericht gehalten wurde. Sein Jugendfreund wurde zu Küstrin vor seinen Augen enthauptet. Ihn selbst rettete die Gerechtigkeitsliebe und Entschlossenheit seiner Richter, von denen nur ein einziger für den Tod stimmte. Er mußte nach seiner Befreiung noch ein Jahr zu Küstrin bleiben, um sich daselbst in den Finanz- und Polizeisachen zu unterrichten, und bei der Kriegs- und Domainenkammer zu arbeiten. Im November des Jahrs 1731 wurde er bei Gelegenheit der Vermählung seiner ältesten Schwester nach Berlin zurückgerufen, wo das gute Vernehmen zwischen Vater und Sohn völlig wiederhergestellt wurde. Er erhielt hierauf ein Infanterieregiment, welches in Ruppin lag, und bei welchem er sich die meiste Zeit

aufhielt, bis er sich im Jahre 1733 den 12 Junius, nach seines Vaters Willen, mit der Prinzessin Elisabeth Christina von Braunschweig = Wolfenbüttel vermählte. Er führte seine würdige Gemahlin nach Rheinsberg, welches ihm Friedrich Wilhelm zu seinem Kronprinzlichen Size geschenkt hatte, und begegnete ihr bis an sein Ende mit der zärtlichsten Freundschaft. Hier theilte er seine Zeit unter Geschäfte und Vergnügungen, und opferte den sanften Musen, indem er sich zum künftigen Krieger und Regenten bildete. Im Jahre 1734 begleitete er seinen Vater zu der Kaiserlichen Armee am Rhein, in welcher zehntausend Mann Preußischer Truppen wider Frankreich dienten. Hier sah Friedrich, nach seinem eignen Ausdruck, *) daß die Helden, wie die übrigen Menschen, der Hinfälligkeit unterworfen sind, und fand bei der Armee nur noch den Schatten des großen Eugens. Doch hatte er das Glück, sich in dem Umgange mit diesem abgelebten Helden über die wichtigsten Gegenstände einer Kunst zu unterrichten, durch deren Ausübung und Vervollkommnung er selber dereinst die berühmtesten Helden der Vorzeit und seines eignen Zeitalters verdunkeln sollte. Im folgenden Jahre sah er ein auffallendes Beispiel von der Veränderlichkeit menschlicher Schicksale in dem zweimal entthronten Könige

---

*) In den Brandenburgischen Denkwürdigkeiten.

Stanislaus, den er wegen seiner Standhaftigkeit und Geistesgegenwart in den größten Gefahren schäzte, und der als Freund der Wissenschaften und einer wohlthätigen Lebensphilosophie, auch der seinige ward. Ohngeachtet der heimlichen Ränke treuloser Menschen, deren eigennützigen Absichten das Genie des Kronprinzen im Wege stand, behielt er die Freundschaft und das Zutrauen seines Vaters bis an dessen Tod.

Friedrich Wilhelm starb den 31 Mai 1740, und hinterließ seinem Nachfolger einen schuldenfreien, wohl eingerichteten Staat, einen Schaz von acht Millionen und siebenmal hundert tausend Thalern, und ein Heer von sechs und siebenzig tausend Mann. Nur zu spät hatte er eingesehen, daß er viele Jahre lang ein Spiel des übermächtigen Oestreichischen Hauses gewesen war. Friedrich fand bald Gelegenheit, das dem Hause Brandenburg geschehene Unrecht zu rächen, und durch Vermehrung seiner eignen Macht dem Oestreichischen Despotismus in Deutschland einen Damm entgegen zu sezen. Karl VI. starb ohne männliche Nachkommenschaft den 26. October, und seine Tochter Maria Theresia nahm, kraft der pragmatischen Sanction von seinen hinterlassenen Erblanden Besiz. Allein diese von so vielen Mächten garantirte Sanction konnte die Ansprüche nicht verhindern, welche die Kurfürsten von Baiern und Sachsen und der König von Spanien, unter Frankreichs Beistand, an Karls VI. Nachlassenschaft machten.

Friedrich stand schon auf diesen Augenblick vorbereitet. Er entschloß sich, seine Rechte auf vier Schlesische Fürstenthümer, welche seine Vorfahren gegen Oestreich nicht hatten behaupten können, geltend zu machen, rückte, nach einer kurzen fruchtlosen Unterhandlung mit Maria Theresia, in Schlesien ein, und siegte den 10. April 1741 bei Molwiz. Bald hierauf verband er sich mit Frankreich, dann mit den Kurfürsten von Baiern und von Sachsen, und verschaffte dem ersten dieser beiden Fürsten die Kaiserkrone, welche demselben im Februar 1741 aufgesezt wurde. Am 17. Mai desselbigen Jahres gewann Friedrich die Schlacht bei Czaslau, und schloß, da er sich von seinen Bundesgenossen nur schwach unterstüzt, und seinen Schaz beinahe erschöpft sah, mit der Königin von Ungarn einen besondern Frieden, dessen Präliminarien den 11. Junius zu Breslau unterzeichnet wurden. Er erhielt in demselben das ganze in zwei Feldzügen eroberte Schlesien bis an die Oppa, nebst der Grafschaft Glaz, unter der Gewährleistung des Königs von Großbritannien. Friedrich begab sich aller ferneren alten und neuen Ansprüche an Oestreich, und machte sich anheischig, den Engländern die auf Schlesien im Jahre 1735 geliehene Summe von einer Million siebenmal hunderttausend Thalern zurückzuzahlen; beide contrahirende Theile versprachen, keine Verbindungen einzugehen, die diesem Frieden entgegen sein könnten.

Jezt wandte der glückliche Eroberer alle friedliche Mittel an, die Aufhebung des Gleichgewichtes unter den übrigen Europäischen Mächten zu verhindern, und die noch weit um sich greifende Flamme des Krieges so zu ersticken. Zu gleicher Zeit nahm er die weisesten Maßregeln, den Flor seiner Länder zu befördern. Die Vermehrung seiner Finanzen, die Verbesserung der Gesezgebung, der Gerichtsverfassung und der Polizei, die Beförderung des Ackerbaues, der Industrie und des Handels, die Staatsverwaltung und Staatswirthschaft in ihrem ganzen Umfange beschäfftigten seine Aufmerksamkeit. Um den Geschmack an Wissenschaften und Künsten, deren wohlthätigen Einfluß auf Geist und Herz er aus eigner Erfahrung kannte, von deren Nuzen für die bürgerliche Gesellschaft er innigst überzeugt war, auch unter seinen Unterthanen zu verbreiten, erneuerte er im Jahre 1743 die unter Friedrich Wilhelms Regierung so vernachläßigte Akademie zu Berlin, gab ihr eine bessere Einrichtung, und lud Gelehrte von entschiednen Verdiensten ein, seine Hauptstadt durch ihre Bemühungen zu einem deutschen Athen umzuschaffen. Er ließ die Einrichtungen, denen seine alten Staaten ihren Wohlstand verdankten, auch in seine neuen Provinzen einführen, zu denen im Jahre 1744, kraft einer vom Kaiser Leopold dem Kurhause Brandenburg verliehenen Anwartschaft, noch das Fürstenthum Ostfriesland hinzukam. Aber nicht lange war es ihm beschieden, der Früchte des Friedens zu genießen, und

ungestört für das Wohl seiner Unterthanen zu arbeiten.

Das Glück begünstigte Oestreichs Waffen, und der Kaiser des deutschen Reichs wurde aus seinen Erblanden vertrieben. Maria Theresia schien auf nichts geringers als die Entthronung Karls VII. zu denken; und die dem bekannten Wormser Traktate von 1743 hinzugefügten geheimen Artikel zeigten deutlich genug ihre Absicht, das ihr entrissene Schlesien wieder zu erobern. Friedrich säumte nicht, der Ausführung dieses doppelten Vorhabens zuvorzukommen. Er verband sich im Mai des Jahres 1744 durch den Frankfurter Unionstractat mit Frankreich, dem Kaiser und dem Landgrafen von Hessen-Kassel, brach im August mit achtzigtausend Mann in Böhmen ein, eroberte im folgenden Monate Prag nach einer sechstägigen Belagerung, und machte die zwölf tausend Mann starke Besazung zu Kriegsgefangenen. Hierdurch wurde Prinz Karl von Lothringen, welcher schon in den Elsaß vorgedrungen war, genöthigt, über den Rhein zurückzugehen, um einen Feind, der sich den Weg in das Herz der Oestreichischen Staaten zu eröffnen drohte, zurückzutreiben. Dies gelang ihm. Friedrich, welcher bei der Fortsezung seiner Kriegsunternehmungen zu viel Nachgiebigkeit gegen die Vorschläge seiner Bundsgenossen gezeigt, und sich von dem nur schwach besezten Prag zu weit entfernt hatte, war gezwungen, sich mit Verlust aus Böhmen zurückzuziehen;

und bald fielen Oberschlesien und die Grafschaft Glaz in die Hände der mit Sachsen verbündeten Oestreicher. Schon wähnten sie, in kurzem das ganze übrige Schlesien der Bothmäßigkeit Oestreichs wieder zu unterwerfen, als auf einmal bei Hohenfriedberg ihre Hoffnungen scheiterten. Hier stellte sich Friedrich, am 4. Junius 1745, mit funfzig tausend Kriegern einem Heere von zwei und neunzig tausend entgegen, und siegte. Nach dieser glänzenden That rückte er aufs neue in Böhmen ein, wo er den 30. September von dem in Schlesien besiegten Prinzen von Lothringen bei Soor unvermuthet angegriffen wurde, aber im Angesichte des in Schlachtordnung anrückenden Feindes, mit der größten Gegenwart des Geistes, wie bei einer Musterung manoeuvrirte, und mit sechs und zwanzig tausend Mann sechzig tausend aus dem Felde schlug. Fünf Tage nach der Schlacht brach er von hier auf, ließ seine Armee in Schlesien die Winterquartiere beziehen, und ging nach Berlin zurück. Mitten unter den Lustbarkeiten des Carnavals erfuhr er das Vorhaben seiner Feinde, ihn in seiner Hauptstadt zu überfallen: ein Heer von Oestreichern und Sachsen sollte in dieser Absicht durch die Lausiz marschieren. Sogleich gab Friedrich dem Fürsten von Anhalt Dessau Befehl, seine Truppen bei Halle zu versammlen und nach Dresden zu rücken. Er selbst ging den 14 November von Berlin ab, und eilte nach Schlesien. Er überfiel einige Sächsische Regimenter in Ka-

tholisch Hennersdorf, welche er beinahe alle zu Gefange-
nen machte, nahm den Oestreichern ihr Magazin zu Gör-
liz weg, und wandte sich dann nach Meissen. Hier
stand er, um den Fürsten von Anhalt Dessau im Noth-
falle zu unterstüzen, als dieser den 15. December die
Sachsen in ihren Verschanzungen bei Kesselsdorf angriff,
sie völlig schlug und sechs tausend siebenhundert Gefan-
gene machte. Friedrich zog siegreich in Dresden ein, ließ
das Te Deum singen, und die Oper Arminius vorstel-
len, und den 25. December, nach einer Unterhand-
lung, die keine vier und zwanzig Stunden gedauert hatte,
den Frieden mit Oestreich und Sachsen unterzeichnen.

Mit Unrecht wurde er wegen dieses für sich geschlosse-
nen Friedens getadelt. Er hatte durch seinen Einmarsch
in Böhmen eine mächtige Diversion zu Gunsten seiner
Bundesgenossen gemacht, und von diesen nicht die ge-
ringste thätige Unterstüzung erhalten. Wozu war er
ihnen weiter verpflichtet? Er hatte die Waffen zur Ver-
theidigung seiner Staaten und der Rechte des Deut-
schen Reichs ergriffen. Diese Gegenstände fielen jezt
hinweg, da Schlesien von ihm behauptet, der Kaiser
den 20. Januar gestorben war, und dessen Nachfolger
in der Kurwürde den 22. April mit Oestreich den Frie-
den zu Fueßen geschlossen hatte. Ohne Subsidien und
ganz mit eigner Kraft hatte Friedrich den Krieg geführt.
Sein Schaz hatte zu den beiden glorreichen Feldzügen
hingereicht; und er war zu sehr Vater seiner Unterthа-

nen, als daß er sie mit drückenden Auflagen hätte beschweren, daß er ihr Blut hätte verschwenden sollen, um sich an einem gedemüthigten Feinde zu rächen, oder um dem Vorwurfe eines leichtsinnigen, treulosen Betragens auszuweichen, den nur vorurtheilsvolle und interessirte Beurtheiler ihm machen konnten. Sollte er, um diese Absichten zu erreichen, welche dazu das unbeständige Kriegsglück vielleicht vereitelt hätte, seine eignen Staaten den Verheerungen der Russen bloßstellen, die ihn mit einem Angriffe bedrohten? Würde das nur aus Eigennuz mit ihm verbündete, entfernte und selber geschwächte Frankreich von dieser Seite etwas für ihn haben thun wollen, oder nur thun können?

Gern verließ er die blutige Laufbahn, um als Regent ein Volk zu beglücken, das er als Held vertheidigt hatte. Sein erstes Augenmerk richtete er auf die Vermehrung seiner Einkünfte, ohne die Lasten seiner Unterthanen zu vermehren, weil er gut eingerichtete Finanzen, durch seines Vaters Beispiel und durch eigne Erfahrung belehrt, als die Nerven des Staates im Frieden wie im Kriege ansah. Er gab dem Ackerbau, den Manufacturen und dem Handel neues Leben, und verschönerte seine Städte, besonders Berlin und Potsdam. In allen Zweigen der Staatsverwaltung machten alte Irrthümer und Mißbräuche besseren Einsichten und Einrichtungen Plaz. Er machte durch seinen Großkanzler Cocceji den ersten großen Versuch der Justizreform. Zugleich ließ er

die Befestigungen, die er gleich nach dem ersten Schlesischen Kriege angefangen hatte, zu größerer Vollkommenheit bringen, und auch Schweidniz, welches er auf den Fall eines Krieges an den Böhmischen Grenzen für seine Magazine bestimmte, befestigen. Er vergrößerte, ohne neue Auflagen zu machen, die Anzahl seiner Truppen, und hielt über der genauesten Beobachtung der Kriegszucht unter denselben; er gab der Taktik eine neue Gestalt, erhielt sein Heer in beständiger Uebung, und sezte es in Stand, auf den ersten Wink sich jeder feindlichen Unternehmung entgegen zu stellen.

Indeß Friedrich auf diese Art seinem Staate innere Kraft zu geben, und ihn seinen Nachbarn furchtbar zu machen suchte, wachte er beständig über die Unterhandlungen der übrigen Europäischen Mächte, und nahm selber an den vornehmsten dieser Unterhandlungen Antheil. Im Jahre 1746 erhielt er von Großbritannien die besondere Gewährleistung über Schlesien, dessen Besiz ihm auch 1748 in dem Friedenstractate garantirt wurde. Im Jahr 1747 schloß er, um das Gleichgewicht im Norden zu erhalten, ein Bündniß mit Frankreich und Schweden, und 1754 mit der ersten dieser beiden Mächte einen Handelsvertrag. In diesem und dem folgenden Jahre nahm er sich nachdrücklich der Handelsrechte seiner Unterthanen gegen England an. Englische Kaper hatten, während dem zwischen dieser Krone und der Krone Frankreich geführten Kriege, Preußische

Schiffe aufgebracht, und das Admiralitätsgericht hatte dieselben für gute Prisen erklärt. Nach fruchtlosen Vorstellungen und Unterhandlungen behielt Friedrich den lezten Termin von der Summe zurück, die er, dem Breslauer Frieden zufolge, an England zu bezahlen hatte; und dieses verstand sich endlich, als es 1756 eine Alliance mit Preußen einging, zu der gefoderten Entschädigung.

Bei dieser erstaunenswürdigen Thätigkeit blieben ihm, nach der Besorgung seiner Regierungs- und Staatsgeschäffte, noch täglich Augenblicke genug übrig, die er in der Einsamkeit dem Studium der Wissenschaften, oder den Ergezungen, die ihm Musik und Dichtkunst gewährten, und im geselligen Umgange muntern Scherzen und lehrreichen Unterhaltungen weihte.

Unterdessen hatte Oestreich, welches noch immer die Hoffnung nährte, das unter Friedrichs Zepter aufblühende Schlesien dereinst wieder zu besizen, schon längst von neuem die lezte wichtige Bedingung des Breslauer Friedens verlezt. Kaum war derselbe durch den Dresdener Friedenstractat bestätigt worden, als schon der Wiener Hof mit der Kaiserin von Rußland und dem Kurfürsten von Sachsen ein Bündniß errichtete, und auf den Fall eines Krieges, zu dem er selber den Vorwand suchte, eine Theilung der Brandenburgischen Staaten vorschlug. Er verschmähte selbst die boshaftesten Lügen seiner niedrigsten Agenten nicht, um zu seinem Zwecke zu

gelangen. Kauniz hatte schon bei den Aachenschen Friedensunterhandlungen den Franzosen die Abtretung des Oestreichischen Flanderns angeboten, wenn sie den König von Preußen zur Wiederabtretung Schlesiens zwingen wollten; und seitdem wandte dieser schlaue Minister alle Mittel an, die ihm eine hinterlistige Politik darbot, um Frankreich zum Nachtheile Brandenburgs in das Oestreichische Interesse zu ziehen. Ein Sächsischer Kanzellist ward aus Eifer für die protestantische Religion, die er mit dem Könige von Preußen in Gefahr glaubte, an seinem Landesherrn zum Verräther. Durch diesen entdeckte Friedrich, was in Absicht auf ihn zwischen den Höfen von Wien, Petersburg und Dresden beschlossen war, und erhielt seitdem bis 1756 mit jedem Posttage Abschriften von den Sächsischen Depeschen. Er schloß im Januar dieses lezten Jahres ein Schuzbündniß mit dem Könige von Großbritannien, welcher einen Angriff der Franzosen auf sein Kurfürstenthum Hannover besorgte; und im Anfange des Maimonats ward ingeheim ein ähnliches Bündniß zwischen den Höfen von Wien und Versailles geschlossen. Auch Schweden und der größte Theil der Deutschen Reichsfürsten wurden durch Frankreichs Geld und Intriguen gewonnen.

Jezt zog sich das Ungewitter, welches von mehrern Seiten auf einmal über Friedrichs Haupt losbrechen sollte, immer näher zusammen. Alle seine Schritte wurden beobachtet; und selbst eine kleine Zwistigkeit,

welche er wegen Werbegerechtigkeiten mit dem Herzoge von Mecklenburg hatte, sollte als ein Landfriedensbruch zum Vorwande des Krieges dienen. Die Königin von Ungarn ließ in Böhmen zwei Armeen zusammenziehen, und ihre Kriegsmagazine füllen. Die Rußische Kaiserin rüstete sich auf den Gränzen von Liefland, und versprach ihren Bundesgenossen auf das folgende Jahr, so bald ihre Ostseeflotte im Stande seyn würde, nachdrücklichen Beistand. Der Sächsische Hof wartete nur auf den Augenblick, da er sich ungestraft würde erklären können. Friedrich, überzeugt, daß der Krieg unvermeidlich wäre, entschloß sich, seinen Feinden zuvorzukommen, um sie zu bekämpfen, ehe sie noch ihre ganze Macht wider ihn brauchen könnten, und den Schauplaz der Verheerung und des Blutvergießens von seinen eignen Staaten zu entfernen. Er ließ durch seinen Gesandten den Wiener Hof zu wiederholten malen bitten, sich über die Absicht der ungewöhnlichen Zurüstungen in Böhmen zu erklären, und erhielt keine andre als unbestimmte und zweideutige Antworten. Kauniz, damals schon erster Staatsminister, wollte, nach seiner eignen Aeuserung gegen den Gesandten August des Dritten, den König von Preußen durch diese Antworten beunruhigen, und ihn zwingen, die Feindseligkeiten anzufangen, um ihn den Augen der Welt als den ersten Angreifer darzustellen. Friedrich war von diesem Vorhaben unterrichtet. Aber seiner gerechten Sache sich bewußt, bekümmerte er

sich wenig um das Urtheil derer, die sein Recht nicht einsahen oder nicht einsehen wollten, und folgte bloß dem Rufe der Pflicht, das Vaterland zu vertheidigen.

Er brach gegen Ende Augusts mit seiner Armee in drei Colonnen auf, welche sich bei Pirna vereinigen sollten, indeß der General Lehwald das Königreich Preußen mit zwei und zwanzig tausend Mann gegen die Russen deckte. Der Feldmarschall von Schwerin rückte mit sechs und zwanzig tausend Mann von Schlesien aus in Böhmen ein. Das ganze Heer, womit Friedrich den Feldzug eröffnete, bestand aus ohngefähr hundert drei und zwanzig tausend Kriegern. Er selbst kam den 10. September in Dresden an, wo er aus dem Kabinettsarchive diejenigen Documente, die zu seiner Rechtfertigung nöthig waren, wegnehmen ließ, schloß die Sachsen in ihrem festen Lager bei Pirna ein, schlug den 1. October den Oestreichischen General Brown, welcher ihnen zu Hülfe eilte, bei Lowosiz, zwang die Sächsische Armee, welche aus siebenzehntausend fünfhundert Mann bestand, in der Mitte desselbigen Monats, sich zu ergeben, und nahm sie fast ganz unter sein Heer auf. Izt zog er seine Truppen aus Böhmen zurück, und ließ sie in Sachsen und Schlesien überwintern. Indessen wurde die große Verschwörung wider Friedrich völlig zu Stande gebracht. Frankreich stellte die Einnahme von Sachsen als eine Verlezung

des Westphälischen Friedens vor, und der dem Französischen Hofe verkaufte Schwedische Senat brauchte eben diese Voraussezung als einen Grund, zu den Waffen zu greifen. Der Reichstag zu Regensburg drohte, den Sieger bei Lowosiz und seinen Bundesgenossen in die Acht zu erklären, und beschloß einen Executionskrieg. Die Russische Kaiserin brauchte desto weniger Auffoderungen, die der Königin von Ungarn versprochene Hülfe zu leisten, da sie nicht allein die zunehmende Größe des Preußischen Staates beneidete, sondern sich auch von dem Regenten desselben persönlich beleidigt glaubte.

Friedrich hatte nun fünf Feinde allein zu bekämpfen, und von Muth und Klugheit unterstüzt, wagte er es, diesen ungleichen Kampf zu bestehen. Die Franzosen bemächtigten sich im Februar 1757 seiner Westphälischen Staaten, ohne Widerstand zu finden. Gegen das Ende des Aprils drang er von vier Seiten in Böhmen ein, und gewann am 6. Mai die blutige Schlacht bei Prag, wo Schwerin in dem Augenblicke fiel, als er zu Fuße an der Spize seines Regiments, eine Fahne in der Hand, die zurückgewichenen Preussen zu neuem Muthe zu entflammen suchte. Friedrich schloß nun die Stadt, und in derselben den größten Theil des geschlagenen feindlichen Heeres ein; Prinz Karl hatte sich unvorsichtiger Weise mit vierzig tausend Mann in dieselbe hineingeworfen. Aber eben dieser lezte,

für die Oestreicher so schreckliche Umstand, ward für die Preußen verderblich. Prag wurde förmlich belagert; aber funfzig tausend Mann vertheidigten ihre Mauern, und machten es unmöglich, sie so bald zu erobern, als es die Preußen, welche dazu in Belagerungen so wenig geübt waren, zu Anfang geglaubt hatten. Indessen waren Friedrichs Staaten von Russen, Schweden, Franzosen und Reichstruppen von allen Seiten bedroht; und Daun, welcher Befehl hatte, alles zu wagen, stand mit sechzig tausend Oestreichern auf den Bergen bei Kolin. Friedrich hielt, um Prag zur Uebergabe zu zwingen, eine zweite Schlacht für nothwendig. Gewann er diese, so gewann er zugleich eine entschiedne Uebermacht über die Oestreicher; so suchten die schon unentschlossenen Deutschen Fürsten die Neutralität; so war die Ausführung der Französischen Plane in Deutschland gehindert; so wurden die Schweden vorsichtiger; so sah er sich im Stande, seine eigne Armee in Preussen, vielleicht auch die Armee des Herzogs von Cumberland zu unterstüzen. Diese Betrachtungen bewogen Friedrich, den Feldmarschall Daun, ohngeachtet seiner vortheilhaften Stellung, anzugreifen. Am 18. Junius wurde die schreckliche Schlacht geliefert, in welcher die Unvorsichtigkeit eines der ersten Befehlshaber dem noch nie geschlagenen Preußischen Heere den schon errungenen Sieg entriß. Nun mußte Friedrich die Belagerung von Prag aufheben, und Böhmen ver-

lassen. Die Oestreicher, durch die Unentschlossenheit des Prinzen von Preußen begünstigt, drangen in die Lausiz, und der wichtige Paß von Gabel gieng verloren. Die blühende Stadt Zittau, worin die Preussen ein Magazin hatten, wurde von Dauns Armee belagert, und von diesen mordbrennerischen Kriegern in die Asche gelegt. Die ganze Oestreichische Macht warf sich auf Schlesien. Den 30. August überließ der General Lehwald bei Großjägersdorf den Russen das Schlachtfeld; doch konnten diese die von ihnen verwüsteten Gegenden nicht lange behaupten, und verließen ganz Preußen bis auf Memel. Den 7. September wurde Winterfeld bei Görlitz geschlagen und getödtet; und an eben diesem Tage schloß der Herzog von Cumberland mit dem Herzoge von Richelieu die berühmte Convention zu Kloster-Seven, wodurch Friedrich ein Hülfsheer von vierzig tausend Mann verlor. Franzosen und Oestreicher drangen in das Herz seiner Staaten, und ein Corps der leztern, unter dem General Haddick, brandschazte seine Hauptstadt. Seine Lage schien verzweifelt. Aber mitten unter den gehäuftesten Unglücksfällen hob sich sein Geist mit neuer Stärke empor. Er ließ durch den General Lehwald die Schweden aus der Uckermark und Pommern, und durch den Prinzen Ferdinand von Braunschweig die Franzosen aus dem Halberstädtischen verjagen, eilte durch Thüringen und Sachsen der mit den Franzosen

vereinigten Reichsarmee entgegen, und schlug dieses aus sechzig tausend Mann bestehende Bundesheer mit zwei und zwanzig tausend Mann, den 5. November, bei Roßbach. Ohne sich mit der Verfolgung der zerstreuten Feinde aufzuhalten, trat er mit seinem siegreichen Heere den Marsch nach Schlesien an, und erfuhr unterweges, daß der Herzog von Bevern geschlagen und gefangen, und Breslau und Schweidnitz erobert waren. In der Ebne von Leuthen stand er den 5. December, mit ohngefehr neun und zwanzig tausend Kriegern, im Angesichte einer Macht von achtzig tausend Mann, und siegte. Die Oestreichische Armee wurde völlig vernichtet; und Breslau und Ligniz waren wenig Tage darauf in den Händen der Preußen. Der König hatte in diesem glorreichen Feldzuge, welcher zehntehalb Monate dauerte, hundert und zwei mal sein Lager geändert.

England, von Friedrichs Heldengröße zum Enthusiasmus hingerissen, beschloß izt, sich näher mit ihm zu verbinden, und bot ihm ein jährliches Hülfsgeld von vier Millionen Thaler an, welches die Nothwendigkeit ihn anzunehmen zwang. Er hatte die Befriedigung, die Kloster-Sevensche Convention schon im November gebrochen zu sehen; und Ferdinand, welcher an Cumberlands Stelle das Commando übernahm, sammlete während dem ganzen Verfolge des Krieges

Lorbeern, wo sein Vorgänger sich nur gezeigt zu haben schien, um Schande zu ernten.

Friedrich eröffnete den folgenden Feldzug mit der Wiedereinnahme von Schweidniz; bis auf diese einzige Festung waren schon seit dem Ende des vorigen Decembers alle seine Staaten von den Oestreichern verlassen. Nun drang er in Mähren ein, und belagerte Olmüz. Allein diese leztere Unternehmung mißlang theils durch die Schuld der Preußischen Ingenieure, theils durch die Wegnahme eines großen Transports, welcher für die Belagerer aus Schlesien kam. Friedrich zog sich ohne Verlust aus Mähren durch Böhmen zurück, und flog den Russen entgegen, welche durch das unbewährte Königreich Preußen in Pommern und die Neumark eingedrungen waren, und alle ihre Schritte mit Mord und Brand bezeichneten. Bei Zorndorf erfocht er am 28. des Augustmonats mit dreißig tausend Mann über achtzig tausend dieser unmenschlichen Krieger einen blutigen Sieg; zehntausend Preußen wurden getödtet oder verwundet. Von hier eilte er gegen die Oestreicher, wurde bei Hochkirch in der Lausiz, nicht weit von den Böhmischen Grenzen, in der Nacht vom 13. October, von dem Feldmarschall Daun überfallen, welchem er eine halbe Meile vom Schlachtfelde vergebens einen neuen Kampf anbot, brach, nachdem seine geschlagene Armee zehn Tage im Angesichte eines übermächtigen Feindes stehen geblieben

war, nach Schlesien auf, und entsezte am 5. November die von den Oestreichern belagerte Festung Neiß. Bald darauf wurde auch die eingeschlossene Festung Kosel befreit, und ganz Schlesien aufs neue von den Oestreichern geräumt. Daun stand indeß noch mit einer starken Armee in Sachsen, welches nur von wenigen Preußischen Truppen gedeckt war, und hielt es für leicht, Dresden, Torgau und Leipzig durch verschiedene Corps zu gleicher Zeit wegzunehmen. Er selbst marschirte nach der Hauptstadt Sachsens, deren Besazung aber eiligst verstärkt wurde. Der Commandant derselben, Schmettau, vertheidigte sie mit Muth und Klugheit; und Friedrichs Annäherung aus Schlesien bestimmte Daun, sich in der größesten Eile zurückzuziehen. Die Generale Dohna und Wedel entsezten die Städte Torgau und Leipzig; und die Oestreicher bezogen ihre Winterquartiere. Die Schweden hatten während diesem Feldzuge noch weniger als in dem vorigen ausgerichtet, wenn anders die Wegnahme schwach besezter Oerter, wenn Rauben und Brandschazen in Gegenden, wo kein Feind dieses verhindert, nicht Kriegsthaten heißen sollen. Sie verließen am 1. December alle ihre Posten bis auf Anklam und Demmin. Der tapfere von der Heyde erwarb sich einen unvergänglichen Ruhm durch die Vertheidigung Kolbergs gegen die Russen, welche sich jezt nach Polen zurückzogen.

Die ersten wichtigen Vorfälle des folgenden Feldzuges waren für Friedrichs Waffen von der schlimmsten Vorbedeutung. Am 23. Julius wurde der General von Wedel, welcher Befehl hatte, die Vereinigung der Oestreicher mit den Russen zu verhindern, von den leztern bei Züllichau geschlagen. Nun stieß Laudon mit achtzehn tausend Mann zu den Russen, indeß die Reichsarmee in Sachsen einfiel. Friedrich überließ auf diese Nachricht seinem Bruder Heinrich die Vertheidigung Schlesiens, um in Person gegen die vereinigten Russen und Oestreicher zu fechten, welche sich, mit einer Macht von mehr als achtzig tausend Mann, nicht weit von Frankfurt an der Oder verschanzt hatten, und dann zur Befreiung Sachsens zurückzueilen. Er fand sie bei Kunnersdorf in der vortheilhaftesten Stellung, griff sie, ohne selber das Terrain hinlänglich zu kennen, am zehnten des Augustmonats an, und erlitt, fast in dem Augenblicke, da der Sieg in seinen Händen war, eine so völlige Niederlage, daß er am Abend der Schlacht von vierzig tausend Mann nicht mehr als fünf tausend beisammen hatte; acht tausend waren geblieben, funfzehn tausend verwundet, drei tausend gefangen genommen, und die übrigen zerstreut. Die Feinde aber wußten ihren Sieg nicht zu nüzen. In wenig Tagen sah sich Friedrich wieder an der Spize von acht und zwanzig tausend Mann, sezte sich in der Lausiz, und vereinigte sich mit dem Prinzen Heinrich,

nachdem dieser im September und October die Oestreicher geschlagen hatte. Indeß war Dresden seit dem 4. September in ihren Händen, und am 20. November machte Daun ein Preußisches Corps von eilf tausend Mann, unter dem General Fink, bei Maxen zu Kriegsgefangnen. Friedrich, anstatt nach so vielen Unglücksfällen den Muth zu verlieren, drohte Daun mit einem Angriffe, ließ sich von dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig zwölf tausend Mann von der alliirten Armee zur Verstärkung herbeiführen, welche er im Februar des folgenden Jahres schon zurückschickte, und sezte den Krieg den ganzen Winter fort. Schlesien und Brandenburg waren am Ende des Octobers von den Russen und Oestreichern befreit.

Das Jahr 1760 zeigte den Preußischen Staaten die schrecklichsten Aussichten. Die Feinde Friedrichs handelten mehr als bisher in Uebereinstimmung, und schlossen ihn immer näher ein. Die Oestreicher lenkten auf der einen Seite alle Unternehmungen der Reichsarmee, und suchten auf der andern sich mit den Russen zu verbinden. Ein Theil der leztern verheerte die nördlichen Striche der Brandenburgischen Länder, und belagerten zum zweitenmale das von Heyden vertheidigte Kolberg vergebens; Werner entsezte diese Festung den 19. September. Aber Friedrich zog mit unglaublicher Geschwindigkeit überall hin, wo die Gefahr am dringendsten, oder ein entscheidender Vor-

theil zu erringen war. Er übernahm im Frühjahr das Commando der Armee in Sachsen, stellte seinen Bruder Heinrich den Russen entgegen, und befahl dem General Fouquet, mit dreizehn tausend Mann die Päße bei Landshut zu besezen. Dieser brave Feldherr wurde am 23. Junius von einer beinahe viermal so starken Macht, als die seinige war, unter Laudons Anführung angegriffen, und nach einem der blutigsten Gefechte, worin er selber mehrere Wunden erhielt, mit dem größten Theile seiner Truppen gefangen genommen. Friedrich belagerte Dresden, sah sich aber durch Dauns Annäherung gezwungen, diese Belagerung aufzuheben, und erfuhr in eben dem Augenblicke, daß Glaz, eine seiner wichtigsten Festungen, worin er große Magazine hatte, erobert war. Er marschierte nach Schlesien, welches nun überall den Feinden offen stand. Laudon belagerte Breslau, und Soltikow stand mit seinen Russen nur noch eine Meile davon, um sich mit den Oestreichern zu vereinigen, als Prinz Heinrich schleunigst herbeieilte, und Breslau und Schlesien rettete. Friedrich aber sieht sich den 14. August bei Ligniz von vier Heeren umringt, welche mehr als hundert tausend Mann stark, und von Daun, Laudon, Lascy und Beck angeführt, ihm und den dreißig tausend, die mit ihm sind, den Untergang drohen. Mit Anbruch der Nacht verläßt er sein Lager, erwartet Laudon, greift ihn an, schlägt

ihn am frühen Morgen, und marschiert noch denselbigen Tag drei Meilen vom Schlachtfelde, nach Parchwiz. Die Russen, ohne Hoffnung, sich in Schlesien mit den Oestreichern vereinigen zu können, und von Friedrich überlistet, verlassen das linke Ufer der Oder; und die Oestreicher, denen Friedrich überall die Spize bietet, ziehen sich in die Gebürge zurück. Unterdessen war Sachsen, bis auf Torgau und Wittenberg, für ihn verloren; und Oestreicher, Russen, und ein Theil der Reichsarmee hatten sich seiner Hauptstadt bemächtigt. Er eilte mit schnellem Schritte aus Schlesien herbei; und noch schneller verließen die Feinde, auf die erste Nachricht von seinem Marsche, Berlin und die Kurmark. Aber eine Reihe von Jahren gehörte dazu, den Schaden, den sie angerichtet hatten, wieder zu ersezen. Ihr Rückzug war von unmenschlichen Grausamkeiten begleitet, und Brandenburgs blühende Fluren wurden in Wüsteneien verwandelt. Daun suchte sich indessen, in Verbindung mit den Reichstruppen, in Sachsen zu behaupten. Torgau und Wittenberg waren eingenommen; Friedrich hatte in dieser für ihn so wichtigen Kriegsprovinz nur noch ein einziges beinahe erschöpftes Magazin zu Düben; nicht anders als durch eine Schlacht konnte er Sachsen wieder gewinnen, und sich selbst aus der schrecklichsten Lage ziehen. Er beschloß eine Schlacht zu liefern. Bei seinem Anmarsch ging der Herzog von Zweibrü-

cken, welcher bei Wittenberg stand, eiligst über die Elbe. Der General Hülsen vertrieb die Kreistruppen von Leipzig. Daun vermied jede Gelegenheit, wo er genöthigt werden konnte, etwas entscheidendes zu wagen, und lagerte sich mit dem Kern der Oestreichischen Armee bei Torgau auf Anhöhen, welche er mit vier hundert Feuerschlünden besezen ließ. Friedrich, welcher entweder siegen oder zu Grunde gehen mußte, griff den Feind, in dieser äuserst vortheilhaften und furchtbaren Stellung, am 3. November an. Die Schlacht begann um zwei Uhr Nachmittags, und dauerte bis um halb zehn Uhr in der Nacht. Mehr als zehn tausend Preußen, und siebenzehn tausend Oestreicher, deckten todt oder verwundet das Schlachtfeld; und Daun, welcher, selbst verwundet, schon als Sieger nach Torgau gegangen war, mußte noch in derselben Nacht sich über die Elbe zurückziehen. Die nächste Folge dieser Schlacht für Friedrich war der Besiz von Sachsen, mit Ausnahme der Hauptstadt. Nun sah er sich im Stande, Schlesien, Brandenburg und Pommern durch beträchtliche Kriegshaufen von den Feinden befreien zu lassen, und selbst den Herzog Ferdinand mit acht tausend Mann von seinem Heere zu verstärken. Allein es schien, als hätte er nur einen Augenblick sein Haupt aus so vielen Gefahren empor gehoben, um bald darauf desto tiefer zu sinken.

Georg II. war am 25. October dieses Jahres gestorben, an ihm verlor Preußens Sache eine mächtige Stüze. Unter Georg III. veränderte sich, durch den Einfluß seines Günstlings, das System der Engländer in Ansehung des Krieges in Deutschland; die Subsidien, welche Friedrich bisher von dem Englischen Parlamente erhalten hatte, hörten auf; und die wider ihn verbündeten Mächte entwarfen neue Plane, um ihn endlich in solche Gränzen einzuschränken, daß er ihnen nicht weiter furchtbar sein könnte.

Friedrich beschloß, mit seinen verminderten Hülfsquellen, und seiner geschwächten Macht, in dem Feldzuge von 1761 den Krieg bloß vertheidigungsweise fortzusezen; und die Oestreicher, welche sein Verfahren als eine Kriegslist ansahen, wagten es nicht, ihn anzugreifen. Er ließ Heinrich in Sachsen, und zog im Frühjahre nach Schlesien, wo sich Oestreicher und Russen zu vereinigen drohten. Er konnte mit seinem kleinen Heere diese Vereinigung nicht hindern, welche bei Striegau den 12. August geschah. Die beiden feindlichen Heere waren nun zusammen hundert zwei und dreißig tausend Mann stark, denen der Preußische Held nicht mehr als funfzig tausend entgegenzustellen hatte. Mit diesen bezog er das berühmte Lager bei Bunzelwiz, wodurch er Schweidniz deckte, aber von drei Seiten von so überlegnen Heeren eingeschlossen wurde, daß es mehr als Verwegenheit gewesen wäre,

sein Schicksal durch eine Schlacht entscheiden zu wollen. In unglaublicher Geschwindigkeit umgab er dieses Lager mit fürchterlichen Verschanzungen, innerhalb deren seine Krieger Tag und Nacht unter den Waffen blieben, und immer die eine Hälfte des Heers die andre bewachte. Hier lag er, bis unter den feindlichen Heeren Mangel und Hunger zu herrschen anfing, und die Russen sich nach ihren Magazinen zurückzogen. Vierzehn Tage nach ihrem Abzuge brach er auf, und entfernte sich von Schweidniz. Die Nachläßigkeit des Commandanten war schuld, daß diese Festung bald darauf, den 30. September, von den Oestreichern und Russen erstürmt wurde. Friedrich, noch in der verzweiflungsvollsten Lage von seinen Feinden gefürchtet, ließ seine Truppen die Cantonnirungsquartiere beziehen, und nahm sein Hauptquartier in Strehlen. Hier hätte bald, in der Nacht vom 30. November, ein Verräther Namens Warkotsch den verruchten Plan ausgeführt, seinen König, von dem er die thätigsten Beweise einer unverdienten Huld empfangen hatte, einem Oestreichischen General lebendig oder todt in die Hände zu liefern. Das Complott wurde entdeckt und vernichtet. Friedrichs Staaten wären mit seinem Tode oder seiner Gefangenschaft verloren gewesen; und auch jezt, da er gerettet war, standen sie mit ihm am Rande des Abgrundes. Ohne Unterstüzung in Europa, suchte er Hülfe bei Asiatischen Barbaren, um Oestreich

und Rußland an ihren östlichen Gränzen zu beschäfftigen. Kolberg wurde von den Schweden und Russen zu Wasser und zu Lande belagert. Heydens Tapferkeit war diesmal unnütz; er übergab die Festung den 16. December, durch Hunger gezwungen, nachdem der Prinz von Wirtenberg einen bewundernswürdigen Rückzug gemacht, nachdem Werner gefangen, und alle Hoffnung zum Entsaze verschwunden war.

Friedrich schien jezt dem Untergange nahe, den ihm seine Feinde geschworen hatten. Sein Heer war äuserst geschwächt; seine Magazine reichten nicht mehr zu einem Feldzuge hin; seine verwüsteten Staaten waren nicht im Stande sie wieder zu füllen; und ein Russisches Heer von funfzehn tausend Mann versperrte ihm den Zugang zu dem getreidereichen Polen. Er sah sich auf dem Punkte, Schlesien auf immer zu verlieren, und in Gefahr, von seinen Brandenburgischen Erbländern abgeschnitten zu werden. Belagerungen und Feldschlachten waren nothwendig, um ihm neuen Spielraum zu verschaffen. Zu beiden fehlten ihm hinlängliche Mittel; beiden legten die Stellung der feindlichen Heere und die Wachsamkeit ihrer Anführer unübersteigliche Schwierigkeiten in den Weg; und seine äusersten Anstrengungen beschleunigten höchst wahrscheinlich sein Verderben. Schwermuthsvoll, von der Gicht an Händen und Füssen gelähmt, suchte er izt die Einsamkeit, entschlossen, in dem nächsten Feldzuge

das lezte zur Rettung des Vaterlandes zu wagen, und sollte ein feindliches Geschick ihn den Händen seiner Feinde überliefern, eines freiwilligen Todes zu sterben. Ganz anders stand es im Buche des Schicksals geschrieben. Der Tod seiner gekrönten Feindin in Rußland sollte den Knoten dieses langen Trauerspiels entwickeln; sie starb am 5. Januar 1762. Der Großherzog, welcher ihr unter dem Namen Peter III. auf dem Throne folgte, bewunderte in Friedrich den Helden, und seine Hochachtung gegen ihn ging bis zu einer enthusiastischen Verehrung. Diesen Gesinnungen gemäß, versicherte er gleich nach seiner Thronbesteigung Preußens Monarchen seiner aufrichtigen Freundschaft, schloß mit demselben unter dem 5. Mai einen Frieden, worin er ihm alle von den Russen gemachte Eroberungen ohne Ausnahme zurückgab, und befahl dem Russischen Befehlshaber Czernichef, welcher die Grafschaft Glaz besezt hatte, die Oestreichische Armee zu verlassen, und mit zwanzig tausend Mann zu dem Preußischen Heere zu stoßen. Zitternd bat izt der Schwedische Senat durch seine Königin um Frieden, und fand sich nur zu glücklich, daß Friedrich, wie er versicherte, aus Achtung für seine geliebte Schwester, diesen Bitten Gehör gab.

Maria Theresia erschrak. Sie hatte, im Vertrauen auf ihr Glück, schon zwanzig tausend ihrer Krieger verabschiedet. Nun mußte sie alle ihre Kräfte

aufbieten, um die erlangten Vortheile gegen einen Feind zu behaupten, dessen Schicksal sie noch vor wenig Wochen in ihren Händen zu haben wähnte. Sie ließ die Reichsarmee durch ein ansehnliches Corps verstärken; und Oestreichs übrige Kriegesmacht wandte sich nach Schlesien. Friedrich recrutirte sein Heer, zog seine vertheilten Kriegshaufen zusammen, ließ die Feinde durch Einfälle in Böhmen, Mähren und das Oestreichische Schlesien beunruhigen, bereitete sich zu einem Angriffe auf Ungarn, und marschierte, mit den Russen vereinigt, zum Entsaze von Schweidniz. Indessen drohte eine große Revolution, die um eben diese Zeit in Rußland vorging, den Preußen neues Unglück. Peter III., durch unbehutsame Neuerungen seinen Unterthanen verhaßt, und seiner Gemahlin durch gewaltsame Anschläge gefährlich, verlor im Monat Julius den Thron und das Leben. Katharina II., aufgebracht gegen Friedrich, dessen Rathschlägen sie das Betragen ihres Gemahls zuschrieb, hatte kaum die Regierung angetreten, als sie schon Befehl gab, den Krieg mit Preußen zu erneuern; aber eben so geschwinde nahm sie, von dem Gegentheil überzeugt, diesen Befehl zurück. Doch mußte Czernichef mit seinen Truppen sich von dem Preußischen Heere trennen. Die Russen waren noch vor ihrem Abmarsche Zeugen von der Vertreibung der Oestreicher aus ihren Verschanzungen bei Burkersdorf. Schweidniz wurde

von den Preußen belagert. Daun, um diese Festung zu entsezen, wollte am 16. August den bei Reichenbach gelagerten Herzog von Bevern überfallen, und wurde von diesem so vorsichtigen als tapfern Feldherrn geschlagen. Das Treffen war schon entschieden, als Friedrich seinen braven Kriegern zur Hülfe herbeieilte. Schweidnitz ergab sich drei und sechzig Tage nach Eröffnung der Laufgräben am 9. October; und die noch übrige neun tausend Mann starke Besazung, deren Befehlshaber Guasco sich, durch die musterhafte Vertheidigung dieses Plazes, die Achtung des edelmüthigen Siegers erworben hatte, wurde zu Kriegsgefangenen gemacht.

Prinz Heinrich hatte sich unterdessen in Sachsen behauptet. Haddick, welcher izt gegen ihn commandirte, hatte ihn mehrmals gezwungen, seine Stellung zu verändern; und ein großes Corps Oestreicher unter dem General Campitelli hatte durch diese Bewegungen Gelegenheit bekommen, sich mit den Kreistruppen zu vereinigen. Heinrich griff dieses den Preußen an Anzahl weit überlegne Heer am 29. October bei Freiberg an, und schlug es nach einem zweistündigen blutigen Kampfe. Die besiegten Feinde ließen drei tausend Todte auf dem Wahlplaze, vier tausend wurden gefangen genommen. Kleist folgte ihnen mit sechs tausend Mann nach Böhmen, zerstörte verschiedne ihrer Magazine, und brandschazte bis nahe an die Thore von Prag. Dann that er mit

zehn tausend Mann einen Streifzug ins Reich, trieb Contributionen ein, und zwang mehrere feindliche Reichsstände mit Gewalt zur Neutralitätserklärung. Friedrich hatte, ehe er seinem Generale diesen lezten Auftrag gab, mit den Oestreichern einen Waffenstillstand geschlossen, und wies seiner Armee in Schlesien, Sachsen und der Lausiz ihre Winterquartiere an. Seine Lage war jezt so vortheilhaft, daß er, obgleich England ohne seine Beistimmung die Waffen wider Frankreich niederlegte, es wagen durfte, den Krieg ohne alle fremde Beihülfe fortzusezen. Schon hatte er den Entwurf zu dem künftigen Feldzuge gemacht, den er mit mehr als zweimal hundert tausend Mann in Schlesien, in Sachsen, im Reiche und an den Ufern des Rheins eröffnen wollte, indeß die Türken mit hundert tausend Mann das Königreich Ungarn bedrohten. Aber weit entfernt, den Kriegsruhm der Ruhe Europens und seiner Staaten vorzuziehen, gab er Friedensanträgen Gehör, er, dem seine Feinde mehrmals den Frieden verweigert hatten. Zu Hubertsburg wurde endlich am 15. Februar 1763 zwischen Oestreich, Brandenburg und Sachsen der Bund geschlossen, der einem siebenjährigen Blutvergießen in unserm Vaterlande ein Ende machte.

Dieser schreckliche Krieg hatte Hunderttausende hingerafft, und andre Hunderttausende in das äuserste Elend gestürzt. Friedrich allein hatte nahe bei zweimal hundert tausend Krieger verloren. Seine Staaten wa:

ren verwüstet, und die Bevölkerung derselben um eine halbe Million verringert. Eine Menge Städte und Dörfer waren in Aschenhaufen verwandelt, und in Preußen, Pommern, der Neumark und der Kurmark waren, bei den mörderischen Zügen der Russen und Schweden, drei und dreißig tausend Einwohner umgekommen. Handel, Gewerbe und Ackerbau lagen danieder; die Finanzen waren in Unordnung gerathen; die Gerichtshöfe waren unthätig; die Polizeianstalten und die öffentliche Erziehung waren vernachläßigt worden. Die Anzahl der Eingebohrnen bei dem Preußischen Kriegsheere übertraf bei weitem die Anzahl der Fremden. Hierdurch hatten Preußens Staaten, mit geringerem Aufwande, als eine größere Menge fremder Miethlinge erfordert hätte, zuverläßigere und muthigere Vertheidiger gefunden; aber eben hierdurch hatten auch die Bevölkerung und der Ackerbau gelitten. Mehr als anderthalb tausend Offiziere waren bei so vielen mörderischen Auftritten geblieben, und eine große Anzahl verwundet oder gefangen genommen: Verfall der Kriegszucht und Mangel an Genauigkeit in den Kriegsübungen waren hiervon die nothwendigen Folgen gewesen, wodurch, nach Friedrichs eigner Bemerkung, selbst die alten Corps der Armee ihre innere Stärke verloren hatten. Schon ehe er die Waffen niederlegte, hatte er die Mittel überdacht, die Wunden des Staats zu heilen, ihn zu einem blühenden Wohlstande zu erheben, und ihn gegen künftige Angriffe seiner mäch-

tigen Nachbarn in den furchtbarsten Vertheidigungsstand zu sezen. Die Anwendung dieser Mittel machte die Beschäfftigung seines übrigen Regentenlebens aus, welche auch durch den Baierschen Erbfolgekrieg nicht unterbrochen wurde.

Kaum war der Hubertsburger Friede geschlossen, als er schon drei Millionen hergab, um seinen verwüsteten Provinzen wieder aufzuhelfen, um die zerstörten und eingeäscherten Städte und Dörfer wieder aufbauen zu lassen, um den verarmten Adel und den zu Grunde gerichteten Landmann zur Wiederherstellung des erlittenen Schadens zu unterstüzen. Brodt und Mehl wurden unter Nothleidende ausgetheilt, und der dürftige Landmann erhielt Saatkorn und Pferde zur Bestellung seines Ackers umsonst. Der Provinz Schlesien wurde auserdem eine sechsmonatliche Steuer erlassen. Die Zahl der Eingebohrnen bei der Armee wurde vermindert, und dreissig tausend sieben hundert und achtzig Krieger wurden dem Ackerbau wiedergegeben. Die drückende Cantoneinrichtung wurde verbessert, und die nicht wirklich eingestellten Cantonsoldaten erhielten, zum Besten der Bevölkerung, die Erlaubniß, sich ohne Einwilligung der Hauptleute zu verheirathen. Durch die Vertheilung der Regimenter unter verschiedne Inspectionen wurde bei dem ganzen Heere die genaueste Ordnung eingeführt; durch Waffenübungen und jährliche große Kriegsschauspiele wurde es an Disciplin gewöhnt, und in beständi-

ger Thätigkeit erhalten. Mit dem kleinen Dienste wurde zugleich die große Taktik vervollkommnet, und Friedrich schrieb über die leztere eine Anweisung für die höhern Offiziere. Zum Unterrichte des jungen Adels, welcher zur künftigen Vertheidigung des Vaterlandes bestimmt war, wurde zu Stolpe eine Cadettenschule, und zu Berlin eine Militairakademie errichtet. Die Artillerie wurde vermehrt. Die Zeughäuser wurden mit jeder Art Waffen im Ueberflusse versehen. Es wurden Vorräthe von Mehl und Getreide aufgehäuft, welche zum Unterhalte der Armee bestimmt waren, und zugleich zur Erhaltung mäßiger Kornpreise und zur Versorgung der übrigen Unterthanen in Kummerjahren dienten. Mehrere Festungen wurden wiederhergestellt oder in bessern Stand gesezt, und Silberberg auf den Grenzen Schlesiens gegen Böhmen neu angelegt. So wandte Friedrichs Held die Ruhe des Friedens an, um sich in eine solche Verfassung zu sezen, daß er jedem Angriffe mit Zuversicht entgegen treten durfte. Seine ganze Politik ging dahin, seinen Staaten diese Ruhe so lange als möglich zu erhalten. Deswegen schloß er ein Vertheidigungsbündniß mit Rußland, suchte mit dieser Macht gemeinschaftlich den nach August III. Tode in Polen zu besorgenden Unruhen zuvorzukommen, und da Rußlands übermüthiges Betragen den Ausbruch derselben beförderte, sie zu dämpfen. Deswegen wandte er alle Hülfsmittel der Unterhandlungen und der Ueberredungskunst

an, um den übrigen Höfen gleiche friedliche Gesinnungen einzuflößen, und jeden Anlaß zu Feindseligkeiten aus dem Wege zu räumen. Deswegen verglich er sich im Jahre 1772 mit Oestreich und Rußland zur Theilung Polens, wodurch einem allgemeinen Kriege vorgebeugt, und das Gleichgewicht unter den ersten Mächten Europens erhalten wurde. Daß während der Amerikanischen Revolution, als das Blut unserer Brüder den Ocean färbte, und in entfernten Theilen der Erde floß, die Kriegswuth nicht auch unsern Welttheil verheerte, das war Friedrichs Werk.

Indeß aller Blicke auf ihn, als den immer gerüsteten Helden und den Schiedsrichter von Europa, gerichtet waren, arbeitete er im Stillen am Glücke seiner Länder; nicht der kleinste Theil der innern Staatsverwaltung entging seiner Aufmerksamkeit. Er suchte vor allem den Ackerbau und die Landwirthschaft, welche er als die erste Grundlage zu einem wohl eingerichteten Staatsgebäude ansah, zu dem höchsten Grade der Vollkommenheit zu bringen. Durch das Ablassen großer stehender Seen, durch das Austrocknen weiter Moräste und Sümpfe und das Eindämmen austretender Flüsse gewann er viele hunderttausend Morgen Landes, welche er Einländern und fremden Colonisten, mit unentgeltlichen Unterstüzungen und Erlassung von Diensten und Abgaben auf mehrere Jahre, zum Anbau anwies. Wo noch

vor kurzem giftige Ausdünstungen die Luft verpesteten, entstanden nun gesunde Wohnungen für Menschen; wo Hohes Schilf den sumpfigen Boden deckte, entstanden fette Weiden, einträgliche Kornfelder und fruchtbare Obstgärten; und Sandwüsten, wo der Wanderer auf ganzen Tagereisen kaum einen Grashalm entdeckte, wurden in blühende Gefilde umgewandelt. Friedrich beschäfftigte sich unabläßig, die in unglücklichen Zeiten eingegangenen Dörfer, Vorwerke und Meiereien wieder herzustellen, und legte mehr als sechs hundert neue Dörfer und Vorwerke an, worauf über funfzig tausend Familien ihre Nahrung fanden. Zur bessern Betreibung der Landwirthschaft ließ er eine Menge vortrefflicher Verordnungen bekannt machen, und zog Oeconomen von anerkanntem Verdienste in seine Staaten. Er stellte die ersten Versuche zu neuen Einrichtungen auf seinen Domainen an, und sorgte dann für die allgemeine Einführung derselben. Er schoß dem Adel zur Bezahlung seiner Schulden und zur Verbesserung seiner Güter Millionen für eins oder zwei vom Hundert vor, und munterte den Landmann durch unentgeltliche Unterstüzungen und durch Belohnungen des Fleisses zur Vervollkommnung der schon bekannten Arten des Anbaues, und zur Hervorbringung neuer Erzeugnisse auf. Indeß stand der Verfall der adeligen Güter in den vom Feinde verwüsteten Provinzen noch immer dem allgemeinen Flor seiner Länder im Wege, und seine landesväterliche Freigebigkeit war nicht im

Stande, dieses mächtige Hinderniß zu heben. Dennoch gelang es ihm. Im Jahre 1770 ließ er durch seinen Justizminister von Carmer das bekannte Creditsystem in Schlesien einführen; im Jahre 1777 wurden die Vortheile einer so wohlthätigen Einrichtung auch der Kur- und Neumärkischen, und 1780 der Pommerschen Ritterschaft gewährt. Flüsse wurden schiffbar gemacht, und Kanäle gegraben, welche zu gleicher Zeit zur Urbarmachung unzugänglicher Brüche und zur Belebung der Schiffahrt und des Handels dienten. Diesen suchte er ganz zum Vortheile seiner Unterthanen zu lenken; und, um diese Absicht desto gewisser zu erreichen, wandte er seine Sorgfalt nicht weniger auf Fabriken und Manufacturen, als auf Ackerbau und Landwirthschaft. Er belebte durch Vorschuß, Geschenke und Belohnungen die Betriebsamkeit, lockte einsichtsvolle und fleissige Fabrikanten, Künstler und Professionisten durch die vortheilhaftesten Anerbietungen in seine Länder, und ließ kostbare Anlagen für seine Rechnung machen. Jede Art von Kunstfleiß, die schon in den Brandenburgischen Staaten bestand, wurde unter seiner Regierung mehr in denselben verbreitet und zu höherer Vollkommenheit gebracht, und verschiedene bisher unbekannte Zweige desselben wurden eingeführt. Hierdurch ward bald die Einfuhr einer Menge von Bedürfnissen der Nothwendigkeit und des Luxus entbehrlich, und die Brandenburger vertauschten und ver-

kauften ihren Ueberfluß mit Vortheil in fremden Ländern. Der Ertrag ihrer Producte und Fabricate stieg im Jahre 1786 auf mehr als vier und dreissig Millionen Thaler, und der Handel, welcher unter Friedrich Wilhelm mit einem jährlichen Verlust von einer Million und zweimal hundert tausend Thalern geführt wurde, brachte izt dem Lande einen Gewinn von ohngefähr achtzehn Millionen.

So arbeitete Friedrich unablässig, den Wohlstand aller seiner Unterthanen durch die weisesten Veranstaltungen zu befördern, und eine musterhafte Polizei mußte ihnen denselben sichern. Er verschönerte seine Residenzstädte Berlin und Potsdam mit öffentlichen und Privatgebäuden, wodurch eine Menge Künstler und Arbeiter Brodt, und die Bürger, denen er Häuser bauen ließ, Gelegenheit zur Verbesserung ihrer Glücksumstände fanden. Alles wurde zu neuer Thätigkeit belebt. Durch den verbesserten Schulunterricht in den Städten und auf dem Lande, wozu Friedrich durch eigne schriftliche Anweisungen, durch Berufung und erhöhte Besoldung verständiger und geschickter Lehrer wirkte, wurde die Jugend zu zweckmäßiger und nüzlicher Anwendung ihrer Kräfte in ihrem künftigen Stande vorbereitet. Eignes Denken trat in Schulen und auf Universitäten an die Stelle des bisherigen geistlosen Nachbetens und Auswendiglernens. Künste

und Wissenschaften blühten empor, und die Geistescultur ging aus den Brandenburgischen Staaten in das übrige Deutschland aus. Aufklärung, Denk- und Religionsfreiheit beglückten Friedrichs Länder, und verbreiteten, von ihm gepflegt, ihre wohlthätigen Einflüsse über nahe und entfernte Völker unsers Welttheils.

Indessen wurde die Gerechtigkeit, deren Ausübung der Monarch für die erste Pflicht des Regenten hielt, noch immer nicht seinen Wünschen gemäß verwaltet. Oft hörte er laute Klagen über die Langsamkeit des Rechtsganges, und wenn dieser gefördert wurde, über erlittene Ungerechtigkeiten. Der Grund hiervon lag theils in der von Cocceji entworfenen, dem Päbstlichen Rechte noch zu sehr sich nähernden Prozeßordnung; theils in den mißverstandnen Befehlen des Königs, die Entscheidung der Rechtssachen zu beschleunigen; theils in der Habsucht der Advocaten, welche durch tausend Ränke die Prozesse zu verwickeln suchten, um desto länger auf Unkosten der Partheien zu zehren; theils in der Bestechlichkeit gewissenloser Richter und ihrer Gefälligkeit für ungerechte Große. Aber nicht eher war Friedrich so glücklich, diese schrecklichen Mißbräuche in der Justizverwaltung abgestellt zu sehen, bis er selber im Jahre 1779 das Unglück gehabt hatte, in der bekannten Sache des Müllers Arnold, einen ungerech-

ten Ausspruch zu thun, und Unschuldige zu bestrafen. Nicht zufrieden, seiner Ueberzeugung nach, dem Armen und Schwachen wider seine reiche und mächtige Gegenpartei zu seinem Rechte verholfen, und in Bestrafung pflichtvergessener Richter ein Beispiel gerechter Strenge gegeben zu haben, entschloß er sich, alle Mißbräuche bei der Gerechtigkeitspflege auf einmal mit der Wurzel auszurotten, und der Schikane auf immer den Weg zu verlegen. Der Schlesische Justizminister von Carmer wurde in die Stelle des abgesezten Großkanzlers von Fürst ernannt, und erhielt den Auftrag, das Justizwesen in den Preußischen Staaten zu verbessern. Das ganze Heer der Advocaten verschwand, und mit ihnen die verderbliche Schikane, die noch izt in so manchen Ländern die Stimme der Gerechtigkeit schweigen heißt, und unaufhörlich an dem Wohlstande der Bürger nagt. Im April des Jahrs 1781 wurde eine neue Prozeßordnung eingeführt, worin das bürgerliche Rechtsverfahren dem Untersuchungsprozesse ähnlich gemacht, und abgekürzt wurde. Ihr nächster Zweck war der, den Richter selbst, welcher nach der bisherigen Einrichtung fast eine bloße Sprüchmaschine unter den Händen der Advocaten gewesen war, zur Aufsuchung der Wahrheit in Stand zu sezen, und die Partheien gegen alle willkürliche Behandlungen zu sichern. Zugleich aber suchte Friedrich durch eine weise Gesezgebung Streithändeln vorzubeugen, und

Verbrechen zu verhüten. Die besondern Statuten und Gewohnheiten jeder Provinz sollten sorgfältig gesammlet werden, und ein allgemeines Gesezbuch für die Preußischen Staaten sollte in die Stelle der zu lange in denselben zu Rathe gezognen Römischen Gesetze und übrigen gemeinen Rechte treten. Um diesem Gesezbuche die höchstmögliche Vollkommenheit zu geben, wurden Eingebohrne und Ausländer, die sich durch Einsichten und Kenntnisse dazu fähig glaubten, aufgefodert, und durch ausgesezte Preise ermuntert, den Entwurf zu demselben im Ganzen oder in einzelnen Theilen zu prüfen, und der unter dem Vorsize des Großkanzlers arbeitenden Gesezcommission ihre Bemerkungen einzusenden. Aber Friedrich lebte nicht lange genug, um noch die Ausführung dieses großen Plans zu sehen, und die Preußische Gesezgebung vor widerrechtlichen Anmaßungen und dem Einflusse eines mißverstandenen oder geheuchelten Religionseifers gesichert zu wissen.

Dem Waffengeräusche feind, vom lebhaftesten Abscheu vor Blutvergießen durchdrungen, wünschte er nichts so sehnlich, als, von den Künsten des Friedens umringt, sich ungestört den Regierungsgeschäfften zu weihen, und sein ruhmvolles Leben in Ruhe zu beschließen. Nicht ganz wurde ihm dieser menschenfreundliche Wunsch gewährt. Funfzehn Jahre hatte

er im Schoße des Friedens durchlebt, als die Vergrößerungssucht des Hauses Oestreich im Jahre 1778 ihn nöthigte, zur Vertheidigung der Rechte Deutschlands auf den Kampfplaz zu treten. Joseph II. suchte, nach dem Tode des lezten Kurfürsten von Baiern, Oestreichs ungegründete Ansprüche auf dessen Erbländer durch die gewaltsamsten Mittel geltend zu machen. Nach mehrern fruchtlosen Versuchen, auf dem Wege einer weisen und geraden Politik das Unglück abzuwenden, das unserm Vaterlande drohte, gab er durch hundert und zwanzig tausend mit den Sachsen vereinigte Krieger und den Donner der Kanonen seinen Unterhandlungen Nachdruck. Er selbst rückte durch die Grafschaft Glaz in Böhmen ein, indeß Prinz Heinrich von der Lausiz her einbrach. Ein einziger Feldzug, belehrend für künftige Feldherrn, aber zum Glück der Menschheit an wichtigen Kriegsbegebenheiten arm, entschied die große Fehde. Eine nachdrückliche Erklärung Rußlands, dessen bisherige Streitigkeiten mit der Pforte izt beigelegt waren, beschleunigte den Frieden, welcher den 13. Mai 1779 zu Teschen geschlossen wurde. Das Haus Oestreich begab sich vermöge dieses Friedens aller Ansprüche auf Baiern, mit Ausnahme eines beträchtlichen Landstriches, welcher jezt das Innviertel genannt wird, versicherte dem Kurfürsten von Sachsen für seine Allodialansprüche ein Aequivalent von sechs Millionen

Gulden, und erkannte das Recht des Kurhauses Brandenburg auf die Fränkischen Fürstenthümer, nach dem Absterben des gegenwärtig im Privatstande lebenden Markgrafen, an. Friedrich zog sogleich, ohne für die beträchtlichen Kriegskosten Ersaz zu fodern, seine Truppen aus allen von ihm eingenommenen Oestreichischen Besizungen zurück, und nahm die Bewunderung seiner Feinde, wie seiner Freunde, die Verehrung und den Dank der Deutschen Patrioten in seine Staaten mit. Die eigenmächtigen Schritte, welche sich Joseph bald darauf gegen verschiedne Reichsstände erlaubte, erhielten den Beschüzer Deutschlands in beständiger Aufmerksamkeit auf die ehrgeizigen Absichten dieses unruhigen Fürsten. Der Versuch desselben, durch die Eintauschung Baierns gegen die Oestreichischen Niederlande, der schon so furchtbaren Macht seines Hauses mehr Zusammenhang und Stärke zu geben, war für die Freiheit der Deutschen Reichsfürsten bedenklich und gefahrvoll. Friedrich verbreitete ein heilsames Schrecken unter seine Mitstände; und auf seinen Vorschlag wurde im Julius des Jahrs 1785 der Deutsche Fürstenbund zur Erhaltung der Reichsverfassung geschlossen. Dies war sein leztes glänzendes Werk. Er starb den 17. August 1786, im vier und siebenzigsten Jahre seines Lebens,

und im sechs und vierzigsten seiner Regierung. Seine Thätigkeit hörte nicht eher als mit seinem Bewußtsein auf. Die Nachricht von seinem Tode erregte eine allgemeine Bestürzung; seine Unterthanen beweinten in ihm ihren Vater, und die Menschheit trauerte um ihre edelste Zierde.

Denkwürdigkeiten

aus dem Leben

Luthers und Friedrichs II.

als Erklärung

der zur Charakteristik derselben gehörigen

Kupfer.

C. Schule fec. 1794.

Der junge Luther wird von Conrads Cotta Ehefrau zu Eisenach ins Haus genommen.

No. I.

Der junge Luther erhielt während seines Aufenthalts auf der Schule zu Eisenach so wenig Unterstützung von seinen Eltern, daß er genöthigt war, sich in Gesellschaft anderer armer Schüler seinen täglichen Unterhalt mit Singen zu erwerben. Nicht selten erfuhr er die Demüthigung, vor mehrern Thüren abgewiesen, auch wohl durch harte Reden gemißhandelt zu werden. Eines Tages, da ihm eine ähnliche Demüthigung schon vor drey Hausthüren wiederfahren war, und er niedergeschlagen und beschämt vor dem Hause eines rechtschaffenen Bürgers Conrad Cotta stehen blieb, wurde er von der frommen Ehefrau dieses Mannes bemerkt, ins Haus gerufen und mit Speise und Trank erquikt. Cotta billigte nicht allein die wohlthätige Handlung seiner Gattin, sondern fand auch an dem Jüngling so grosses Wohlgefallen, daß er ihn in seinem Hause behielt, und ihm durch seine Unterstützung alle weitere Narungssorgen ersparte.

No. II.

Luthers Feinde und Verfolger vermehrten sich nach dem glücklichen Anfange der Reformation in demselben Verhältniß, in welchem sein Ansehen stieg, und der bessere Theil seiner Zeitgenossen seinen Einsichten und Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Keiner von allen diesen Feinden, selbst den Herzog Georg von Sachsen nicht ausgenommen, war aber geschäfftiger Luthern zu unterdrücken, als der Professor zu Ingolstadt D. Johann Eck. Herzog Georg haßte unsern Reformator bloß aus übertriebenen Eifer für die Religion seiner Väter, und aus politischen Gründen, weil er einen gefährlichen Einfluß der gereinigten Lehre auf die Ruhe und Ordnung der bürgerlichen Gesellschaften befürchtete. Die Triebfedern seines Hasses kamen also, wenn sie gleich Geistesschwäche verriethen, doch aus keinem ganz bösen Herzen, und waren wenigstens minder verächtlich und zugleich minder gefährlich, als die Bewegungsgründe, nach welchen Eck handelte. Nicht bloße Wuth des Religionshasses, sondern auch gelehrte Eifersucht war es, die diesen Mann wieder unsern Reformator aufbrachte. Eck konnte es Luthern nicht verzeihen, daß er in einer öffentlichen über die streitigen Glaubenslehren zu Leipzig angestellten Disputation seinen scholastischen Spitzfindigkeiten solche Gründe entgegen gesetzt hatte, die dem gesunden Menschenverstand einleuchtend, und eben darum der Herr-

II.

Schubert del. D. Berger sc. 1794

Luther verbrennt die canonischen Rechtsbücher und die päbstliche Bannbulle. d 10ten Dec: 1520.

schaft der Schulweisheit doppelt gefährlich waren. Ein unwillkührliches Gefühl seiner Kleinigkeit und Schwäche drängte sich in seine Seele; er fand, ohne es sich selbst zu gestehen, seinen Gegner in jeder Rücksicht so weit über sich, daß sein gekränkter gelehrter Stolz auf alle nur ersinnliche Mittel zur Demüthigung eines so gefährlichen Nebenbuhlers dachte, eines Nebenbuhlers, den man nie zum Kampfe auffordern konnte, ohne ihm zugleich neue Waffen zur Bestreitung der entgegengesetzten Meinung, und neue Gelegenheit zur Ausbreitung seiner Lehrsätze an die Hand zu geben. Wir dürfen uns also nicht wundern, wenn Eck, nicht zufrieden, Deutschlands Fürsten und Prälaten wieder den freimüthigen Bekenner der gereinigten Lehre zu verhetzen, sogar eine Reise nach Rom unternahm, um eine päbstliche Bannbulle wieder seinen überlegnen Gegner auszuwirken. Seine von der kleinlichsten aller Leidenschaften, vom Neide, belebten und geleiteten Unterhandlungen hatten auch wirklich den Erfolg, daß Leo X. in einer weitläuftigen Bulle (1520 Jun. 20.) ein und vierzig Sätze aus Luthers Schriften, besonders aber seine Aeusserungen von der Vergebung der Sünden, Genugthuung und Busse, vom Nachtmahl, Bann und Ablaß, von der Erbsünde, der Macht des Pabstes und der Concilien, von dem Fegfeuer und freien Willen, von dem Werthe der guten Werke und den Bettelorden, theils als verderblich und anstößig, theils als ketzerisch verwarf und verdammte. Zugleich verurtheilte diese

Bulle Luthers Schriften zum Feuer, und untersagte jedermann bei Strafe des Bannes die Lesung derselben. Luther selbst wurde aufgefordert, die angefochtenen Sätze in einer Frist von sechzig Tagen zu wiederrufen, oder sich des Kirchenbannes zu versehen. Alle Anhänger seiner Lehre sollten sich zu einem ähnlichen Wiederruf bequemen, wiedrigenfalls aber nirgends länger geduldet, und der Ort ihres Aufenthalts mit dem geistlichen Interdikt belegt werden. Zween päbstliche Botschafter begleiteten den von Rom abreisenden Eck, um die allgemeine Bekanntmachung und Vollziehung der Bulle zu befördern, und in verschiedenen deutschen Städten und Ländern wurde dieselbe wirklich öffentlich angeschlagen, in den Besitzungen des Ernestinisch-Sächsischen Hauses hingegen und hin und wieder auch in dem übrigen Deutschland, unter andern in dem Hochstift Bamberg, weder angenommen noch beobachtet. Sowohl durch diese günstigen Gesinnungen einiger Reichsmagnaten, als durch das innere Bewußtseyn der Gerechtigkeit seiner Sache fühlte Luther seinen Muth so gestärkt, daß er nicht allein von der Bulle an eine allgemeine Kirchenversammlung appellirte (1520 Nov. 17.), sondern auch ihren ganzen Inhalt, als einen Inbegriff der verderblichsten Irrthümer, in einigen Schriften wiederlegte, und den Pabst, den er bisher noch immer mit der größten Schonung behandelt hatte, für einen Tyrannen und Ketzer erklärte. Hiermit noch nicht zufrieden erlaubte er sich sogar, weil

man seine Schriften zu Rom, Löwen, Cöln und Mainz wirklich schon verbrannt hatte, Repressalien wieder den Pabst und dessen Anhänger. In dieser Absicht unternahm er die kühne, auf dem zweiten Kupferblat vorgestellte Handlung: Von einer großen Menge Studenten und einigen akademischen Lehrern begleitet zog er durch das Elsterthor zu Wittenberg hinter das daselbst gelegene Hospital, ließ von einem Magister einen kleinen Scheiterhaufen zurichten, und verbrannte mit einer kurzen aber nachdrücklichen Verwünschung des Pabstthums die kanonischen und päbstlichen Rechtsbücher, die wieder ihn erlassene Bulle und einige Schriften seiner heftigsten Wiedersacher, des Johann Eck und Hieronymus Emser, und entsagte hiermit öffentlich und auf immer aller weitern Gemeinschaft mit der römischen Kirche (1520 Dec. 10.)

No. III.

Nirgends erscheint uns Luther in einem vortheilhaftern Lichte, und nie zeigte sein ganzes Betragen mehr ruhige Größe, als auf der Reichsversammlung zu Worms, wo er auf des Kaisers Vorladung erschienen war, um seine als ketzerisch verschrieene Lehre freimüthig zu bekennen und zu vertheidigen. Jedermann bewunderte hier seinen unerschrocknen Heldenmuth, seine unerschütterliche Standhaftigkeit, seine ungeheuchelte Frömmigkeit, und die liebenswürdige Bescheidenheit, durch welche er den Glanz dieser Tugenden noch mehr erhöhte. Weder Lokspeisen des Ehrgeizes noch Drohungen konnten ihn aus seiner gleichmüthigen Fassung bringen. Er sprach vor dem Kaiser und den versammleten Reichsständen mit Bestimmtheit und Würde, ohne übermüthig zu werden oder in Schmähungen zu verfallen, weil er, seiner guten Sache sich bewußt, weiter nichts als seine Ueberzeugungen vortragen, und weder zu Zweideutigkeiten noch zur Aeusserung eigner, oder zur Erregung fremder Leidenschaften seine Zuflucht nehmen durfte, um die geheiligten Rechte der Gewissensfreiheit zu behaupten. Ein so hoher Grad von Geistesstärke und Festigkeit des Charakters mußte Luthern nothwendig zu einem Gegenstande allgemeiner Aufmerksamkeit und Achtung, mußte ihn selbst den Anhängern des Pabstthums, wenn sie sich von keinem ganz

III.

Lefevre del. Dorn sculp.

Luther an der Tafel des Churfürsten Richard von Trier.

blinden Religionseifer leiten ließen, als einen auſſerordentlichen Mann, werth und theuer machen. So würdigten ihn, um nur einige Beiſpiele anzuführen, der Kurfürſt von Trier, Richard von Greifenklau, der Kurfürſt Ludwig von der Pfalz und Landgraf Philipp der Großmüthige von Heſſen, der damals die Vorzüglichkeit der gereinigten Lehre noch nicht erkannt hatte, einer beſonders ausgezeichneten Achtung. Kurfürſt Ludwig von der Pfalz wiederſetzte ſich mit edlem Unwillen den Anſchlägen einiger Reichsmagnaten, die den Kaiſer zu überreden ſuchten, daß er Luthers ſicheres Geleit brechen, und den entſchloſſenen Reformator dem Haß und der Rachgier der erbitterten Kleriſey Preis geben möchte. Ohne die Reformation ſelbſt geradezu zu billigen, verabſcheute er jedes gewaltſame oder verrätheriſche Mittel zur Vertilgung derſelben, und äuſſerte dieſen Abſcheu ſo laut, daß wenig daran fehlte, ſo wäre es zwiſchen ihm und dem Kurfürſten Joachim I. von Brandenburg, der ganz entgegengeſetzte Geſinnungen hegte, über dieſe in einem heftigen Wortwechſel geäuſſerte Verſchiedenheit der Meinungen zu einem Zweikampf gekommen. Landgraf Philipp von Heſſen war unter den zahlreichen Großen, die, nach dem Beiſpiel des Herzogs Wilhelm von Braunſchweig und des Grafen Wilhelm von Henneberg, unſern Luther mit ihren perſönlichen Beſuchen beehrten. Kurfürſt

Richard von Trier war es hauptsächlich, der, um die hitzigen Rathschläge der eifrigsten Anhänger des Pabstes zu mässigen, sein ganzes Ansehen aufbot, um den Weg der Güte und Unterhandlung auch dann noch zu versuchen, als alle Hofnung zur Bewirkung eines Religionsvergleichs bereits verschwunden zu seyn schien. Luther hatte schon vor dem Kaiser und den Reichsständen erklärt, daß er die Gewalt des Pabstes und der Concilien nicht erkenne, und daß es ihm unmöglich sey, sich zu dem zugemutheten Wiederruf zu verstehen, wenn man ihn nicht vorher aus der heiligen Schrift der angeschuldigten Irrthümer überwiesen habe; und dennoch gab sich Kurfürst Richard alle nur ersinnliche Mühe, ihn in einem abermaligen Verhör, welches von einem engern Ausschuß der Stände mit ihm angestellt wurde, wenigstens dahin zu bringen, daß er die vormals auf der Kirchenversammlung zu Costnitz verdammten Artikel wiederrufen möchte. Seine Bemühung blieb jedoch ohne Erfolg, er war aber so weit davon entfernt, dem unerschütterlichen Luther deshalb seine Gunst zu entziehen, daß er ihm vielmehr ein kaiserliches sicheres Geleit zu seiner Rückreise nach Wittenberg auszuwirken versprach, und ihn, nach geendigter fruchtloser Unterredung, zur Abendtafel bei sich behielt. Bei dieser Abendmahlzeit war es eben, wo sich der Zufall ereignete, der den Gegenstand des dritten Kupferblats ausmacht. Der Trierische Kanzler D. Johann von Eck brachte

Luthern über der Tafel seine Gesundheit zu. Dieser setzte, um die Höflichkeit zu erwiedern, sein Glas an den Mund; aber in demselben Augenblik zerspringt das Glas, und sogleich äusserten verschiedene Herren aus der Gesellschaft ihre Muthmassung, daß der Wein in dem zersprungenen Glase wohl vergiftet gewesen seyn müsse. Nur Luther, der auch bei diesem, wenn gleich überraschenden, doch ganz natürlichen Vorfall seine gewöhnliche Fassung nicht verlor, nicht sogleich, wie es alltägliche Menschen an seiner Stelle gethan haben würden, sich aller wirklichen und vermeinten geheimen Nachstellungen, denen er schon ausgesetzt gewesen war, voll kleinmüthiger Furcht erinnerte, war weit davon entfernt, eine Vergiftung zu muthmassen. „Lieben Herren, „sagte er zu seinen erstaunten Mitgästen, der Trunk „ist mir entweder nicht bescheert oder nicht „gesund gewesen; und gewiß sprang das „Trinkgeschirr, weil man es zu schnell in „kaltem Wasser abkühlte."

IV.

Kaiser Karl V. ertheilte dem von Worms nach Wittenberg zurückkehrenden Luther ein sicheres Geleit auf ein und zwanzig Tage nur unter der Bedingung, daß er auf seiner Reise weder durch Predigten noch durch Schriften die Gährung unter dem Volk vermehren sollte. Nun dankte zwar der freimüthige Bekenner der Wahrheit für diese kaiserliche Gnade mit ungeheuchelter Wärme, behielt sich doch aber zugleich, durch den seiner Danksagung beigefügten Zusatz, daß Gottes Wort ungebunden seyn wolle, die Freiheit vor, jene Bedingung nicht anders, als nach den Entscheidungen seines innern Richters, das heißt, seines Gewissens zu beobachten. Er predigte wirklich auf seiner Rückreise an mehr als einem Ort, wußte sich aber doch auch in seinem Eifer für die gute Sache der evangelischen Wahrheit zu mäßigen, da er es, soviel wie möglich, vermied, durch seine Predigten obrigkeitliche Personen oder Kirchendiener in Verantwortung zu bringen. Nur mit vieler Mühe und durch die wiederholten Zunöthigungen des Abts zu Hirschfeld, Crato Meilius, konnte er daher bewogen werden, in dieser Stadt zu predigen, weil er nicht gern den Kaiser durch seine Schuld wieder den Abt aufbringen, und den letztern der Gefahr aussetzen wollte, als ein ungehorsamer Fürst seiner Regalien beraubt zu werden.

IV.

Schubert del

Geyser sc

Luthers gewaltsame Entführung auf die Wartenburg

Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, der dem feurigen Luther wahrscheinlich noch weniger Mässigung zugetraut hatte, und überdem einen Mann, dem in wenig Tagen ein Achtsurtheil bevorstand, nicht öffentlich in seinen Grenzen dulden mochte, hielt es unter diesen Umständen für nöthig, denselben, wenigstens auf einige Zeit, den Augen seiner Verfolger sowohl als seiner Freunde und Anhänger zu entziehen. Er nahm zu dem Ende mit Luthern noch zu Worms die nöthige Abrede, unterrichtete ihn von dem ganzen Plane der ihm bevorstehenden gewaltsamen Aufhebung auf der anzutretenden Rückreise, und hielt übrigens sein Vorhaben und dessen Ausführung so geheim, daß, ihn selbst mit eingeschlossen, nur acht Personen etwas bestimmtes von der Sache wußten. Der genommenen Abrede zufolge sollte Luther in Begleitung seiner Reisegefährten, unter welchen wir seinen Bruder Jakob, den bekannten Nikolaus von Amsdorf, und den Rechtsgelehrten D. Hieronymus Schurf, den ihm Friedrich der Weise zum rechtlichen Beistande in den Verhören auf dem Reichstage zugeordnet hatte, finden, eine Reise bis in die thüringischen Grenzen ruhig fortsetzen. So kahm er bis in das Dorf Möhre unweit Eisenach, wo er sich, nachdem D. Schurf sich von ihm getrennt hatte und nach Wittenberg vorausgegangen war, ein paar Tage bei seinen Verwandten aufhielt, und hierauf seinen Weg weiter nach dem Schloße

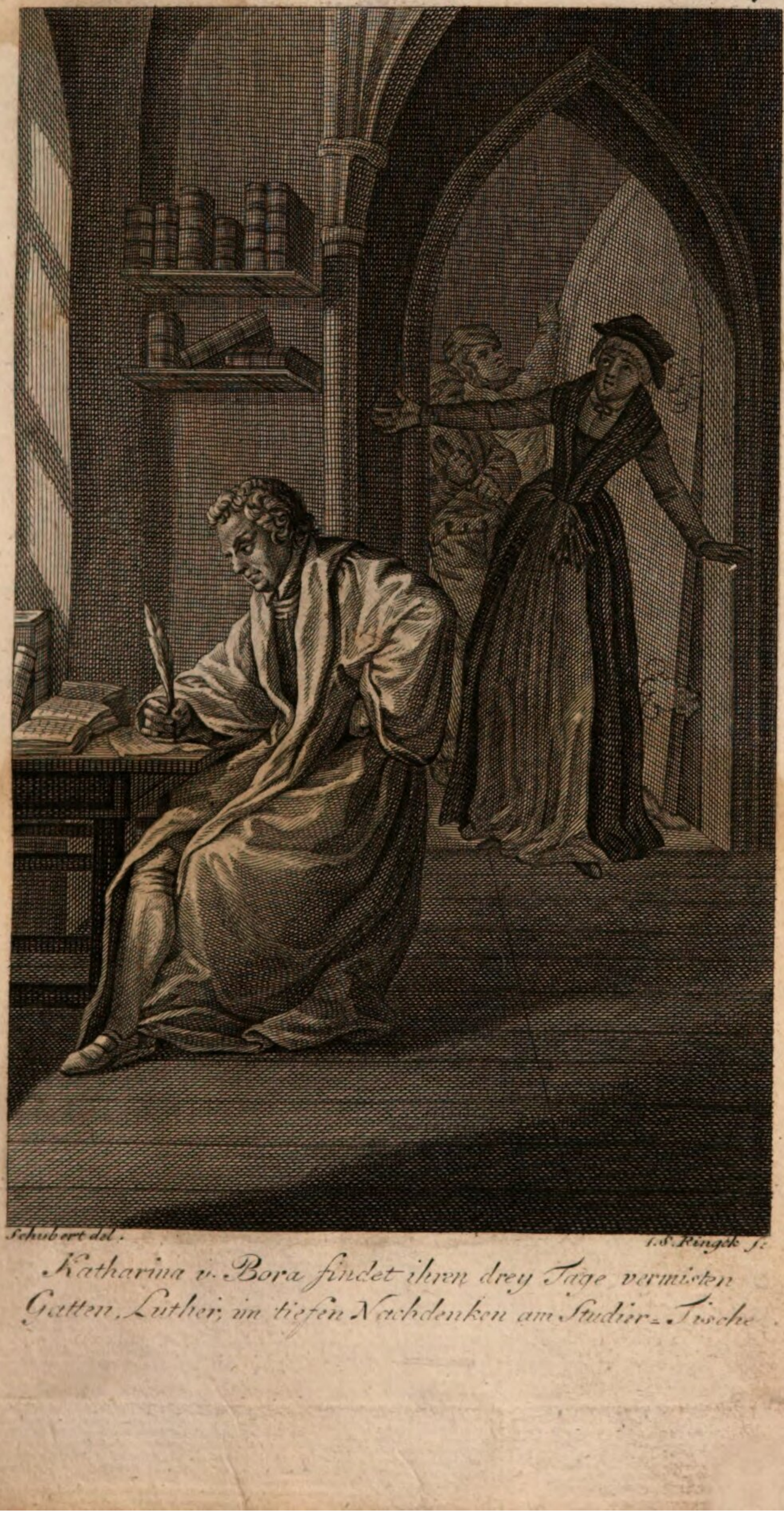
Altenstein fortsetzte. Zwischen Schweina und Altenstein begegneten ihm in einem Grunde fünf Reisige, die aus dem Dickicht bei einer wüsten Kirche im Walde auf den Wagen zusprengten. Sein Bruder, Jakob, erschrack bei dem bloßen Anblick der Reuter dergestalt, daß er, ohne Abschied zu nehmen, vom Wagen sprang, und sich durch eine eilige Flucht nach Waltershausen rettete. Ein Ritter näherte sich, unterdessen daß von seinen zween Knechten der eine den Pferden in den Zügel fiel, und der andere den Fuhrmann mit gezogenem Seitengewehr bedrohte, dem Wagen, nöthigte Luthern mit verstellter Gewalt abzusteigen, und führte ihn, ohne seinen Reisegefährten Amsdorf, den man ungehindert weiter reisen ließ, im geringsten zu beunruhigen, in Begleitung der übrigen vier Reisigen mit sich fort in das Innere des Waldes. Hier mußte der angebliche Gefangene eine Strecke Weges zu Fuße neben den Pferden herlaufen; endlich setzte man ihn auf ein Pferd, und kahm mit ihm um Mitternacht auf der Veste Wartburg an, wo er in Ritterskleidung und unter dem Namen Junker Jörge eingeführt wurde (1521 May 4). Lange Zeit blieb sein neuer Aufenthalt sowohl Feinden als Freunden, und selbst dem Bruder des Kurfürsten, Herzog Johann von Sachsen, verborgen. Viele Anhänger der gereinigten Lehre betrauerten ihn schon als ein Opfer des Verfolgungsgeistes seiner Gegner, und der Pöbel zu Worms setzte durch seine

Drohungen den päbstlichen Nuncius, Aleander, den man wegen dieser heimlichen Entführung in Verdacht hatte, in nicht geringe Verlegenheit, da immittelst die römischkatholischen Eiferer durch Wahrsager und Zeichendeuter sich das undurchdringliche Geheimniß aufzuklären suchten, und Luther selbst seine Muße zu Wartburg zur ununterbrochenen Fortsetzung seines Bibelfleißes benutzte, bis er im folgenden Jahr (1522 März 3) wieder öffentlich zu Wittenberg erschien, um dem in seiner Abwesenheit eingerissenen Unwesen der Bilderstürmerei und den Schwärmereien der sogenannten neuen Propheten Einhalt zu thun.

No. V.

Auch in seinem häuslichen Leben zeigt sich uns Luther als eben der merkwürdige und ausserordentliche Mann, den wir in seinem weitläuftigen Wirkungskreise an ihm bewundern. Unermüdet arbeitsam, gewissenhaft : thätig in der Erfüllung seiner mannichfaltigen Berufspflichten; immer bereit, jede Art menschlichen Elends nach seinen Kräften zu lindern; mässig in seinen Begierden und genügsam in der Befriedigung derselben, war er seinen Hausgenossen das vollkommenste Muster der gesellschaftlichen Tugenden, die er in seinen Kanzelvorträgen und Schriften als die edelsten Früchte der christlichen Religion anprieß. Er war liebreicher Gatte und Vater; menschlich und herablassend gegen seine Dienstboten, aber auch strenger Freund der Ordnung in seinem ganzen Hauswesen, die er durch die nachdrückliche Ahndung jeder in dem Betragen seiner Untergebenen bemerkten Unart, und vornehmlich aller Proben der Tücke und Undankbarkeit, die ihm besonders verhaßt waren, zu handhaben suchte. Seiner Gattin, Katharine von Bora, überließ er die ganze Leitung der häuslichen Geschäffte und Sorgen, und behielt sich bloß eine Art von Oberaufsicht vor, weil theils sein Nachdenken über die Bestimmung des Weibes, theils häufige Erfahrungen ihn von der großen Wahrheit überzeugt hatten, daß

V.



Schubert del. I.S. Ringck fc

Katharina v. Bora findet ihren drey Tage vermisten Gatten, Luther; im tiefen Nachdenken am Studier-Tische.

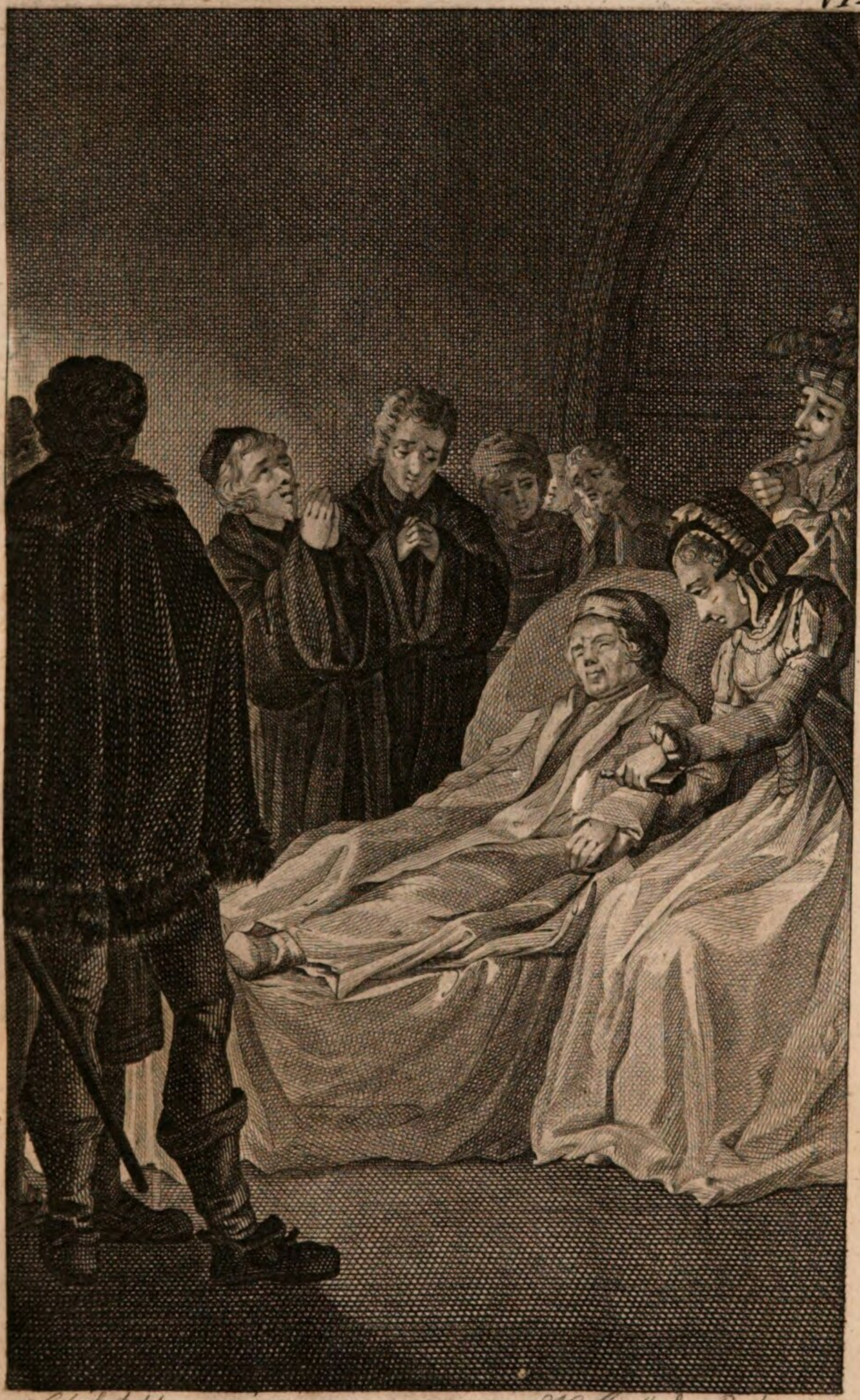
man, um in einer glücklichen Ehe zu leben, gewisse Zweige des Hausregiments, die sich besser in weibliche, als in männliche Hände schicken, schlechterdings der Frau anvertrauen, daß aber dennoch der Mann, um nichts von der Achtung zu verlieren, die ihm zur Behauptung seines Ansehens unentbehrlich ist, sich von Zeit zu Zeit um das Benehmen seiner Gattinn in Rücksicht der häuslichen Angelegenheiten bekümmern müsse. Durch die Beobachtung dieser klugen Maaßregeln wußte er sich die von Hochachtung genährte Zärtlichkeit seiner Katharine beständig zu erhalten, ohne sich weder zu einer den Mann entehrenden Abhängigkeit von dem Willen des Weibes, noch zu einem fast eben so verächtlichen ehelichen Despotismus herabwürdigen zu dürfen. Denn es blieb seiner Gattin immer ein angenehmes Geschäfft, ihm Beweise ihrer Liebe zu geben, weil sie täglich einen schmeichelhaften Beweis seines Zutrauens in der ihrer Leitung überlassenen Sorge für das Hauswesen fand, und zugleich verehrte sie ihn ohne sklavische Furcht als ihren Gebieter, weil er sie gewöhnt hatte, sich jener Sorge nie anders als unter seinen Augen zu unterziehen. Mit Recht konnte also Luther die Häuslichkeit, die Treue, den Gehorsam und die übrigen Tugenden Katharinens rühmen, und es war keine Schwachheit, sondern zärtliche Dankbarkeit von seiner Seite, wenn er sich ihren unschuldigen Lieblingsneigungen, wohin ihre Lust zum

Bauen gehört, nicht wiedersetzte, und sie in einigen vertrauten Briefen an seine Freunde scherzhaft seinen Herrn nennt. Besonders theuer wurde sie ihm durch ihre zärtliche und sorgfältige Pflege in seinen häufigen körperlichen Schwachheiten, und durch die aufrichtige und ängstliche Theilnehmung, mit welcher sie den Gang jeder ihm zugestossenen Unpäßlichkeit verfolgte, jedes Heil- oder Linderungsmittel versuchte. Gern weilte er daher in dem kleinen häuslichen Cirkel seiner Gattin und Kinder, weil jeder in diesem Cirkel verlebte Augenblik ihm den Genuß des reinsten und schuldlosesten Vergnügens, den Genuß des erhabenen Vergnügens verschaffte, sich geliebt zu sehen. Nur seine nie zu ermüdende Arbeitsamkeit ließ ihn dieses Vergnügens zuweilen länger entbehren, als das Bedürfniß seines gefühlvollen Herzens es zu verstatten schien. Tage lang saß er nicht selten in seinem einsamen Studierzimmer in Betrachtungen vertieft, die ihn sich selbst und alle Verhältnisse des Lebens, die ihn seine Gattin und Kinder und alle häusliche Freuden vergessen machten. Vergebens hatte sich seine geliebte Katharine bemüht, ihn von diesen gelehrten Zerstreuungen zu entwöhnen; er glaubte es der Erfüllung seiner Berufspflichten schuldig zu seyn, sich von Zeit zu Zeit, ohne alle auf den Körper und auf sinnliche Gegenstände genommene Rücksicht, zu ganz geistigen Beschäfftigungen zu erheben. Eines Tages, da er über

die Auslegung des zwei und zwanzigsten Psalms nachdachte, und zur Vollendung dieser wichtigen Arbeit sich in ganz ungestörter Stille seinen Betrachtungen zu überlassen wünschte, verschloß er sich, nachdem er etwas Brod und Salz zu sich genommen hatte, in sein Studierzimmer, und vertiefte sich dergestalt in seinen Auslegungshypothesen, daß er drey Tage und eben so viel Nächte unbeweglich an seinem Schreibtische sitzen blieb. Mit banger Besorgniß forschte Katharine von Bora diese Zeit über nach ihrem geliebten Gatten, vergebens suchte, vergebens rief sie ihn im ganzen Hause und in dem anstossenden Garten. Traurige Ahndungen drängten sich in ihre Seele, als sie endlich nach drei Tagen sich aus dieser marternden Ungewißheit herauszureissen beschloß. Das ganze Haus war durchsucht, nur Luthers verschlossene Studierstube blieb noch übrig, und Katharine machte daher mit Hülfe einiger Personen Anstalten, die Thür derselben mit Gewalt zu erbrechen. Ihre Angst ließ sie schon den traurigsten Anblik erwarten, als die erbrochene Thür aufsprang, und sie ihren Gatten noch lebend, aber in der Stellung des tiefsten, an Geistesabwesenheit grenzenden Nachdenkens vor sich sah. So groß ihre Freude über diesen Anblik und so lebhaft die ersten Aeusserungen ihrer Gefühle waren, so wenig schien der wieder zu sich selbst gekommene Luther ihre zärtliche Sorgfalt zu billigen. In seiner Seele

erhob sich ein Kampf zwischen dem Gelehrten und dem Menschen. Er hätte gewünscht, die Ideenreihe, die ihm die unternommene Auslegung jenes Psalms in die Seele brachte, ungestört verfolgen zu können, und deshalb machte er seiner Gattin, die ihn in der Verfolgung dieser Gedanken und Bilder so plötzlich unterbrochen hatte, einige Vorwürfe. Aber sein Herz gab ihr zugleich das Zeugniß der gerechtesten Ansprüche auf Dankbarkeit und Gegenliebe, und die zärtlichen Blicke, die er auf sie warf, indem er ihre ängstliche Besorgniß tadelte, wiederlegten jene Vorwürfe und bestätigten dieses Zeugniß.

VI.



Schubert del: W. Arndt Sc: Berlin 1794.

Luthers Tod zu Eisleben.

No. VI.

Nichts bekümmerte den edeln Luther mehr, als der Gedanke an die Möglichkeit eines Religionskrieges, weil er es sich nicht verzeihen konnte, daß er durch seinen Eifer für die Wahrheit seine Mitbürger entzweit, und zum Blutvergiessen über einen Gegenstand, der nach seinen richtigen Vorstellungen gar kein Vorwurf menschlicher Zwangsrechte und Zwangspflichten war, Anlaß gegeben haben sollte. Er war immer der Meinung gewesen, daß jeder einzelne Mensch für seine Religionsbegriffe allein zu haften schuldig, und folglich nicht berechtigt sey, auf irgend jemands gewaffneten Schutz zur Behauptung seiner Gewissensfreiheit Anspruch zu machen. Mit Eifer und Wärme wiedersprach er daher beständig den hitzigen Rathschlägen derjenigen Protestanten, die ihre Glaubensgenossen zur Ergreifung gewaltsamer Maaßregeln wieder den Kaiser und den katholischen Reichstheil ermunterten, und wußte durch sein Ansehen dem mehr als einmal unvermeidlich scheinenden Ausbruch eines bürgerlichen und Religionskrieges, so lange er lebte, immer vorzubeugen. Täglich betete er zu Gott, ihn die Trauerscenen eines solchen Krieges nicht sehen zu lassen, und die Vorsehung gewährte ihm wirklich die Erfüllung dieses Wunsches. Die Kirchenversammlung zu Trident war schon eröf-

net, und athmete nichts als Verfolgungsgeist wieder die Anhänger der gereinigten Lehre, und Karl V. war im Begiff, den Protestanten die Entscheidungen dieser Versammlung, die sie, aller ihrer Gegenvorstellungen ungeachtet, durchaus beschicken sollten, nicht, um über die streitigen Glaubenspunkte mit ihren Gegnern zu unterhandeln, sondern um sich als Ketzer verurtheilen zu hören, mit Gewalt aufzudringen. Auf der andern Seite glaubten sich die Schmalkaldischen Bundesverwandten mächtig genug, um sich den Zumuthungen des Kaisers mit Nachdruck zu wiedersetzen. Es vereinigte sich daher alles, um den nahen Ausbruch des schon längst befürchteten Religionskrieges in Deutschland anzukündigen, als Luther, der schon längst an mancherlei körperlichen Schwachheiten gelitten hatte, seine Laufbahn beschloß. Auch noch seine letzten Tage bezeichnete er durch gemeinnützige Handlungen, und jene himmlische Gewissensruhe, die ihm immer Muth und Kraft zu den schwersten Unternehmungen und in den dringendsten Gefahren verliehen hatte, ließ ihn auch den Vorboten seiner Auflösung mit gleichmüthiger Fassung und Heiterkeit entgegensehen. Vorzüglich bemühte er sich während seines Aufenthalts zu Eisleben, wo er in dem Hause des Stadtschreibers, Johann Albrecht, abgetreten war, die Familienzwistigkeiten in dem Gräflich-Mannsfeldischen Hause beizulegen, und

seine Glaubensgenossen in dem freudigen Bekenntniß ihrer Ueberzeugungen gegen die Wiedersacher der gereinigten Lehre zu bestärken. Fast täglich ermahnte er den Doctor Justus Jonas und den Magister Michael Cölius, die gewöhnlich um ihn waren, den göttlichen Schutz für die gute Sache der evangelischen Wahrheit wieder die gefährlichen Rathschläge der tridentinischen Kirchenversammlung anzuflehen; täglich bereitete er sich durch eifriges Gebet zu dem nahen Uebergang in die Ewigkeit vor, ohne darum von seiner fröhlichen Laune, durch die er noch immer den Cirkel seiner Freunde aufheiterte, etwas zu verlieren. Noch am Tage vor seinem Tode wollte er den Conferenzen in der Streitsache der Grafen von Mannsfeld beiwohnen, und man hatte Mühe, ihn durch die Vorstellung seiner sichtbar überhandnehmenden Schwachheit von diesem Vorsatz abzubringen. Der empfindlichsten Brustbeschwerungen, die eine Folge einer auf der Reise nach Eisleben sich zugezogenen Verkältung waren, und von Zeit zu Zeit heftiger wurden, ungeachtet, war er so weit von allem mürrischen Wesen, und von jeder Anwandelung kleinlicher Todesfurcht entfernt, daß er noch an diesem letzten Tage seines Lebens sowohl Mittags als Abends mit seiner gewöhnlichen Tischgesellschaft speißte, und die Hülfe der Aerzte, die ihm nach der Abendmahlzeit von dem für seine Erhaltung vorzüglich besorgten

Grafen Albrecht von Mannsfeld und seinen übrigen Freunden dringend angeboten wurde, weil sein Zustand sich merklich zu verschlimmern schien, noch immer für entbehrlich hielt. Erst in der Nacht, nachdem er einige Stunden ruhig geschlummert hatte, aber unter den heftigsten Beängstigungen erwacht, und von seinem Lager aufgestanden war, um in der anstossenden Stube Zerstreuung zu suchen, eilte man, die Aerzte, D. Ludewig und M. Wild, herbeizurufen. Weder ihre Arzneimittel noch die Handreichungen der Umstehenden, die den Sterbenden auf ein kleines Ruhebett gebracht hatten, und ihm durch das Reiben mit warmen Tüchern, welches ihm immer heilsam gewesen war, Linderung zu verschaffen suchten, waren aber vermögend, seine erschöpften Kräfte wieder zu sammeln und herzustellen. Es war eine rührende Scene, als der große Mann, unter kurzen aber herzlichen Gebeten, seine Seele in die Hände des Erlösers befahl, und die dankbaren Thränen der um sein Sterbelager versammelten Personen, unter welchen die Gräfinn von Mannsfeld, des Grafen Albrecht Gemahlinn, sich am geschäfftigsten bewieß, ihm durch stärkende Mittel zu Hülfe zu kommen, durch die sichtbaren Merkmale seiner bis zum letzten Hauch beibehaltenen Seelenruhe vollkommen rechtfertigte. Nur wenig Augenblicke vor seinem Tode verlor Luther den Gebrauch der Sprache; keine gewaltsame, krampfhafte

Erschütterung der ihrer Zerrüttung nahen Maschine ging vor seiner Auflösung her; auch seine kalte Stirn blieb noch heiter; und so entschlummerte er nach einem kurzen Todeskampfe (1546 Febr. 18.), in Gegenwart seiner beiden jüngsten Söhne, des Grafen Albrecht von Mannsfeld und seiner Gemahlinn, und sieben bis acht anderer Personen, die ihn in seinen letzten Stunden, theils gar nicht verlassen hatten, theils gekommen waren, um das lehrreiche Ende des gemeinschaftlichen Wohlthäters ihres Jahrhunderts und aller denkenden Christen zu sehen.

No. VII.

Der Kronprinz, zu feurig, und zu ehrliebend, um die harten und schimpflichen Behandlungen geduldig zu ertragen, die ihm, wegen seiner Neigungen, Meinungen und politischen Absichten, fast täglich von einem anders denkenden, unduldsamen Vater widerfuhren, entschloß sich endlich, das Mittel zu ergreifen, das ihm die Verzweiflung als das einzige zur Verbesserung seiner schrecklichen Lage vorstellte, die Flucht. Schon im Jahre 1729, als er seine lezte Hoffnung zu einer Familienverbindung mit dem Hause Hannover vereitelt sah, hatte er seiner ältesten Prinzessin Schwester, der nachherigen Markgräfin von Baireuth, seinen Entschluß eröffnet; und vergebens hatte sie ihn unter wehmüthigen Thränen beschworen, davon abzustehen. Als er im Junius des folgenden Jahres mit seinem Vater dem militärischen Schauspiele beiwohnte, welches August der Zweite bei Mühlberg gab, suchte er, der dringenden Gegenvorstellungen seines Freundes von Katt ohngeachtet, sein Vorhaben auszuführen. Der König von Polen erfuhr es durch seinen Kabinetsminister, von welchem der junge Prinz sich einen Paß hatte ausbitten lassen, und Friedrich mußte ihm versprechen, daß er

VII.

Schubert. del.

B. Berger. fe. 1791.

Friedrich Wilhelm I. zieht den Degen gegen seinen
Sohn

sich, wenigstens in Sachsen, nicht von seinem Vater entfernen wollte.

Bald nach seiner Zurückkunft in seine Staaten, that Friedrich Wilhelm eine andre Reise durch einen beträchtlichen Theil des Deutschen Reichs in Begleitung des Kronprinzen. Er schränkte ihn unterweges auf das äuserste ein, und überhäufte ihn bei jeder Gelegenheit mit Vorwürfen und Verweisen. In einem Dorfe, nicht weit von der Reichsstadt Frankfurt, war Friedrich eben im Begriffe unter Begünstigung der Nacht zu entfliehen, als er sich entdeckt sah. Der König war schon, obgleich noch nicht zuverläßig, von seinem Vorhaben unterrichtet, und hatte den beiden Obersten von Waldau und von Rochow, welche in seinem Gefolge waren, bei Verlust ihres Lebens anbefohlen, ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Es war um diese würdigen Männer geschehen, hätte sich nicht der menschenfreundliche Prinz durch ihre Vorstellungen und das Versprechen eines unverbrüchlichen Stillschweigens bewegen lassen zurückzukehren. Allein schon den folgenden Tag war er durch seine eigne Handschrift verrathen. Ein Schreiben, worin er seinem Freunde Katt, von Anspach aus, seine Hoffnung zu einer baldigen Befreiung mittheilte, fiel durch eine sonder-

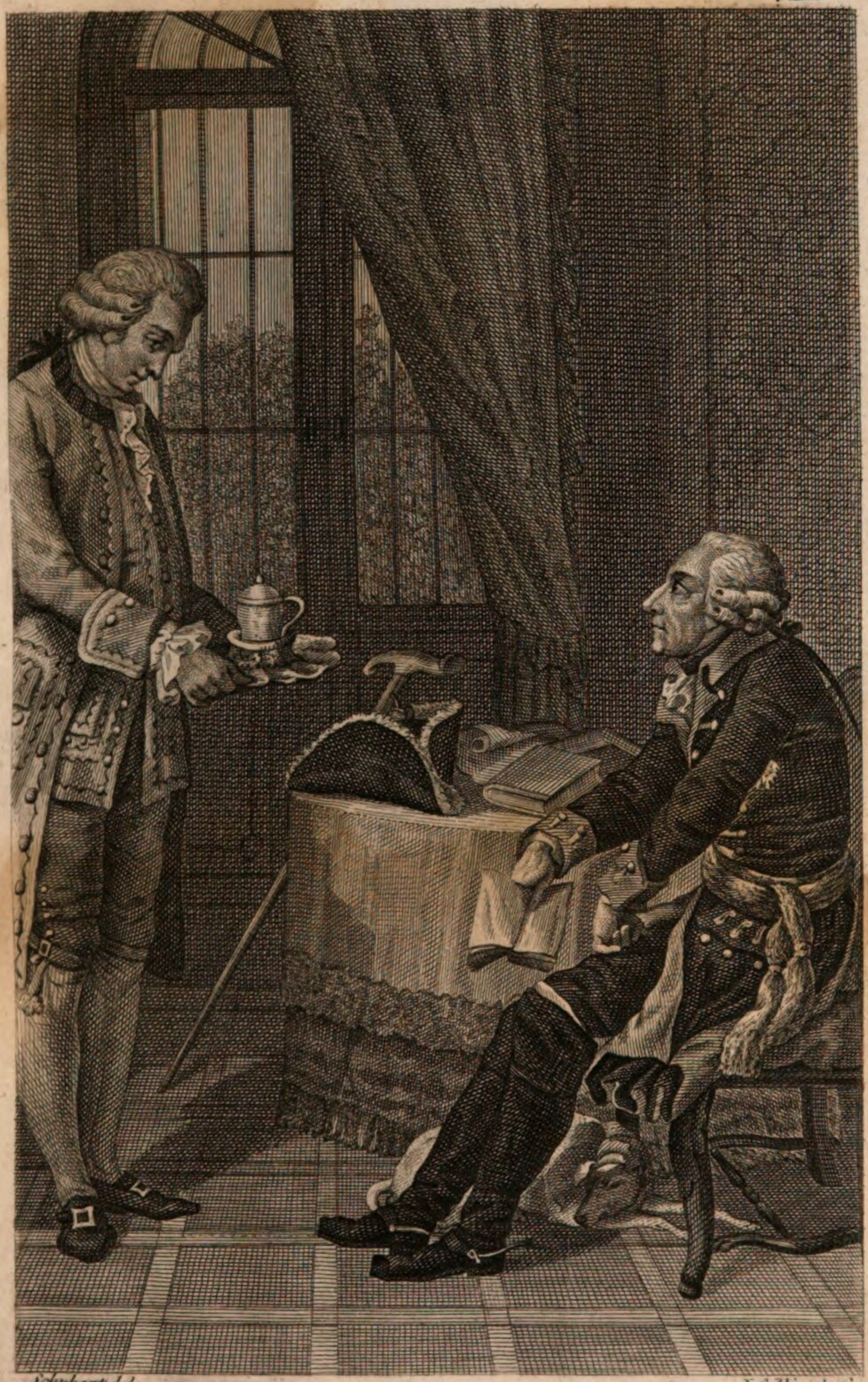
bare Verkettung von Umständen in die Hände des Königs. Dieser, gewohnt seine Familie, wie den Staat, despotisch zu regieren, wüthete, als er nun nicht mehr zweifeln konnte, daß sein eigner Sohn vorhätte, ein so auffallendes Beispiel von Verachtung seines väterlichen und königlichen Ansehns zu geben. Er ließ ihn sogleich auf die Jacht bringen, welche er zur Fortsezung seiner Reise bis Wesel bereit liegen hatte. Wie er selbst den folgenden Tag diese Jacht bestieg, mißhandelte er ihn auf eine Weise, die für den Sohn so kränkend sein mußte, als sie für den Vater unanständig war; und es kostete Mühe, ihn zu bereden, daß er ihm ein anderes Fahrzeug zu besteigen erlaubte. In Wesel ließ er ihn auf das schärfste bewachen, und gab den gemessenen Befehl, daß kein Mensch sich mit ihm unterhalten sollte. Den Tag nach seiner Ankunft befahl er dem General Mosel, Kommandanten der Festung, ihm den Kronprinzen vorzuführen. So bald er diesen erblickte, fragte er ihn in einem drohenden Tone, warum er hätte desertiren wollen. Weil Sie mich bisher nicht wie Ihren Sohn, sondern wie Ihren Sklaven behandelt haben, war die Antwort. Du bist ein elender Deserteur, erwiederte der König, und hast weder Herz noch Ehre im Leibe. So viel als Sie,

versezte der Prinz; ich habe weiter nichts thun wollen, als was Sie so oft gesagt haben, daß Sie thun würden, wenn Sie in meiner Stelle wären. Der König gerieth über diese Antwort in eine solche Wuth, daß er den Degen zog. Der General hielt ihn zurück. Tödten Sie mich, Sire, sagte er, aber schonen Sie Ihres Sohnes, und ließ den Gefangenen nach seinem Zimmer zurückbringen.

No. VIII.

Friedrich II. hatte einen jungen Menschen, Namens Glasow, wegen seiner vortheilhaften Bildung, aus einem zu Brieg stehenden Infanterieregimente genommen, hatte für die Ausbildung seiner Talente gesorgt, ihn erst zu seinem Kammerhusaren, dann zu seinem Kammerdiener gemacht, und ihn täglich mit Wohlthaten überhäuft. Er übergab ihm seine Schatulle und die Aufsicht über die Einnahme und Ausgabe bei seinem Hofstaate, zu deren Berechnung er ihm selber die nothwendigen Anweisungen gab. Er schäzte in ihm den Menschen, hatte ihn gerne um sich, und ließ ihn oft nahe um seine Person schlafen. Seine Absicht war, ihm alle die edlen Gesinnungen einzuflößen, deren er ihn fähig glaubte, und, um etwas mehr als einen gewöhnlichen Bedienten an ihm zu haben, ihn durch die Banden der Dankbarkeit an sich zu fesseln. Er fand sich auf die grausamste Art getäuscht. Der Undankbare ließ sich, im Winter des Jahrs 1757, in ein Complott wider das Leben seines Wohlthäters ein; er wollte ihn vergiften. In einer Stunde sollte das Verbrechen vollführt werden, als der König durch einen Zufall das schreckliche Geheimniß erfuhr. Der ernste forschende Blick, den er auf den Kammerdiener warf, indem derselbe eben im Begriffe war, ihm zitternd den vergifteten Trank zu reichen, brachte diesen Elenden auf einmal auser aller Fas-

VIII.



Schubert del. J. F. Ringk fe.

Friedrich, wie er den Kammerdiener Glasow, der ihn hatte vergiften wollen, ins Auge fast.

sung. Er stürzte sich dem Könige zu Füssen, bekannte sein schwarzes Vorhaben, und flehte um Gnade. Der Monarch ließ ihn sogleich in Verhaft nehmen, in seiner Gegenwart gerichtlich verhören, und den folgenden Tag in Ketten nach Spandau bringen, wo er kurze Zeit darauf in einem Kerker starb. Der Herr von Archenholz, dessen Gewissenhaftigkeit in Untersuchung historischer Wahrheiten bekannt ist, endigt seine Erzählung von diesem Vorfall mit dem folgenden merkwürdigen Umstande. „Es schien, sagt er, *) dem Könige „so sehr daran gelegen, das Geheimniß wegen der in „dem Verbrechen verwickelten Personen zu bewahren, „daß er nicht einmal einem Arzte erlauben wollte, die„sem Unglücklichen in seinen lezten Stunden beizu„stehen."

---

*) Geschichte des siebenjährigen Krieges Th. I. S. 50.

No. IX.

Nach der verlornen Schlacht bei Kolin sammlete Friedrich in Niemburg, an der rechten Seite der Elbe, seine zerstreuten Truppen. Hier auf einer Brunnenröhre sizend, überdachte er sein Schicksal, und zirkelte, den Blick auf den Boden geheftet, mit seinem Stocke Figuren in den Sand, indeß die Soldaten seiner schönen Leibgarde einzeln vor ihm ankamen. Als er sie musterte, konnte er sich der Thränen nicht enthalten; von tausend Mann waren nicht mehr als zwei hundert und funfzig übrig geblieben.

No. X.

Bei Küstrin, wo Friedrich im August 1758 zur Dohnaischen Armee stieß, brachten die Preußischen Husaren, einige Tage vor der Schlacht bei Zorndorf, zwölf gefangene Kosaken. Es war das erstemal, daß er diese Art von Halbmenschen sah. Nachdem er sie eine Weile sehr ernsthaft betrachtet hatte, sagte er zu dem neben ihm stehenden Gardemajor Wedel: Sehe er hier, mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen.

No. XI.

Die Schlacht bei Leuthen, welche im Jahr 1757 an einem kurzen Wintertage — es war der 5. December — geliefert wurde, ging um ein Uhr nach Mittag an, und war um 5 Uhr völlig entschieden. Friedrich glaubte, noch denselbigen Abend den offenen Flecken Lissa an der Weistritz besezen zu müssen, damit der Feind sich nicht jenseits dieses Wassers wieder sezen möchte. Er rückte wirklich an der Spize von zwei Grenadierbataillonen bei sehr finsterer Nacht daselbst ein. Der Ort war noch in den Händen der Oestreicher, und ein Oestreichischer Hauptmann stand mit einer kleinen Mannschaft an dem andern Ende der Brücke, mit dem Auftrage, dieselbe, so bald Preußische Truppen sich nähern würden, abzubrennen. Dieser ließ auf die Nachricht von der Ankunft der Preußen ein starkes Feuer auf dieselben geben, welches die Preußischen Artilleristen und Grenadiere nachdrücklich beantworteten. In demselbigen Augenblicke wurde aus den Häusern auf sie gefeuert, und die Grenadiere schossen nach den offen stehenden Fenstern. Der Monarch befand sich ganz unnüzer Weise in der augenscheinlichsten Lebensgefahr; schon bei dem ersten Feuern von der Brücke her wurden mehrere Krieger neben und hinter ihm verwundet. Mitten unter der Verwirrung sagte er mit der größten Ruhe zu seinen Adjutanten, „meine Herren, folgen Sie mir, ich weiß

XI.

Bergold fil. C. Schule fc: 1794.

Friedrich überrascht den Abends nach der Schlacht bey Leuthen die Oestreichischen Offiziere in Liesa.

„hier Bescheid" und ritt, von den meisten von ihnen begleitet, linker Hand über die Zugbrücke nach dem Schlosse. Indem er hier an der Thüre hielt, stürzten ihm aus derselben verschiedene Oestreichische Offiziere, durch den Lärmen aufgeschreckt, mit Lichtern in den Händen entgegen, um ihre auf dem Schloßplaze bereitstehenden Pferde zu suchen und davon zu sprengen. Friedrich stieg mit seinen Adjutanten ab. „Bon soir, Messieurs, redete er die Oestreicher „an, gewiß sind Sie mich hier nicht vermuthen." Kann man hier auch noch mit unterkommen? Aeuserst überrascht durch eine so unvermuthete Erscheinung und eine eben so unvermuthete Anrede, rissen die vornehmern Offiziere ihren Subalternen und den Reitknechten die Lichter aus den Händen, und begleiteten den König in eins der ersten Zimmer, wo er sich sehr freundlich mit ihnen unterhielt, und sie dann, nachdem auch seine übrigen Adjutanten angekommen waren, beurlaubte.

No. XII.

Friedrich war seit geraumer Zeit mit der Justizpflege in seinen Staaten unzufrieden. In der Sache eines armen Müllers aus der Neumark, Namens Arnold, welchem er selber Gerechtigkeit versprochen hatte, glaubte er, durch falsche Vorstellungen und Berichte irre geführt, einen augenscheinlichen Beweis von Partheilichkeit der Richter zu Gunsten der reichen und vornehmen Gegenparthei zu sehen. Arnold verlor seinen Prozeß erst bei der Neumärkischen Regierung, und dann in zweiter Instanz vor dem Kammergerichte in Berlin. Der Monarch hielt es für seine Pflicht, durch ein warnendes Beispiel von Strenge den richterlichen Ungerechtigkeiten aufs künftige vorzubeugen, und hatte das Unglück, statt dessen das Beispiel eines höchst ungerechten Machtspruchs zu geben. Nachdem er das Kammergerichtliche Erkenntniß gelesen hatte, erhielt der Großkanzler von Fürst am folgenden Tage den Befehl, mit den drei Räthen, welche das Urtheil minutirt hätten, vor ihn zu kommen. Diesem Befehle zufolge, welcher sich auf den Irrthum des Königs gründete, daß in diesem Collegium die Abfassung der Urtheile immer drei Räthen aufgetragen würde, wählte der jezige Großkanzler ihrer drei aus, unter denen der jezige Geheime Finanzrath Ransleben derjenige war, der die Sentenz abgefaßt hatte. Von den Schmerzen des Chiragras gepeinigt,

Schubert. del: W. Arndt Sc: Berlin 1774.

Friedrich II. als zürnender Richter.

und von dem Gefühl des heftigsten Unwillens gegen die vermeintlichen Verbrecher durchdrungen, empfing sie der König, auf einem Sopha liegend, mit finsterm und zornigen Gesichte, und dictirte in ihrer Gegenwart das bekannte Protokoll, worin er ihnen, ohne sie nur einmal anhören zu wollen, die beschimpfendsten Vorwürfe machte; Vorwürfe, die desto tiefer ihre Seelen verwunden mußten, da sie von einem gerechtigkeitsliebenden Monarchen herkamen. Er hielt das in seinem Namen *) ausgefertigte Urtheil in der linken Hand, und sagte zu wiederholtenmalen, indem er mit der geballten rechten auf das Papier schlug: meinen Namen cruell gemißbraucht!

---

*) Aus verschiedenen gedruckten Sentenzen des Kammergerichts ist es dem Publicum bekannt, daß zu Anfang derselben der König als entscheidender Richter genannt wird. Z. E. „Auf die — — — — verhandelten Akten, erkennen Wir Friedrich von Gottes Gnaden, ꝛc.

Erklärung des Titelkupfers, der Titelvignette und der allegorischen Verzierungen des Einbandes.

Titelkupfer.

Die Muse der Geschichte, Klio, die in sitzender Stellung abgebildet erscheint, um den ruhigen Gang zu bezeichnen, den der Geschichtschreiber bei seinen Untersuchungen und Erzählungen beobachten soll, ergreift die vorübereilende Zeit bei der Hand, und scheint sie zur Mässigung ihres Laufs einzuladen. Ein einfacher Tempel, das Denkmal ruhmwürdiger Handlungen, auf den die Muse hinweiset, deutet auf den Zwek dieser Einladung. Der Eichenwald, der den Tempel umgiebt, ist das Sinnbild des deutschen Ursprungs der Edeln, denen das neue Pantheon gewidmet werden soll. In der Allegorie der ganzen Vorstellung liegt der Hauptgedanke, daß wir die Verewigung des Andenkens großer und schöner Handlungen der Vorzeit und ihrer Urheber als den wichtigsten Gegenstand der vaterländischen Geschichte zu betrachten haben.

Titelvignette.

Ein einfacher runder Altar nimmt die Opfer auf, die von der dankbaren Nachwelt den Verdiensten großer Männer dargebracht werden. Drey Knaben — das Sinnbild der Nachwelt — umgeben den Altar, und schmücken ihn mit Blumenketten, und Kränzen von Lorbeer- und Eichenlaub. Die Blumenketten deuten auf die Liebe, als den schönsten Lohn der Wohlthäter des Menschengeschlechts; die Lorbeer- und Eichenkränze sind bekannte Sinnbilder der Heldentugenden und der Verdienste um die bürgerliche Gesellschaft.

Allegorische Verzierung des Einbandes.

Vorn sieht man den Genius Deutschlands, der eine Säule aufrichtet, als Allegorie der Errichtung des Pantheons der Deutschen. Auf der Rückseite steht die Unsterblichkeit. Der strahlende Schild, dessen Rand mit einer Schlange, dem Sinnbild der Ewigkeit, umzogen ist, und auf den sie sich stüzt, zeigt ihre Macht an, die Namen der Edeln mit der Glorie der Verewigung vor der Vergessenheit zu schützen. Ihr erhobener Arm bietet dem Verdienst den Kranz der Ehre dar.

Charakteristik

D. Martin Luthers

entworfen

von

Ernst Karl Wieland

Professor zu Leipzig.

D. Martin Luther.

Nicht bei allen großen Männern äussert sich das Eigenthümliche ihrer Geisteskräfte auf einerlei Art. Einige scheinen, unabhängig von Zeitumständen und äusserlicher Lage, sich den Schauplatz ihrer Wirksamkeit gleichsam selbst zu erschaffen; andere werden oft nur durch einen glücklichen Zufall zu den größten und bewundernswürdigsten Unternehmungen bestimmt; noch andere verdoppeln, nach den ersten vielleicht unbedeutenden Aeusserungen ihrer Talente, die Anstrengung ihrer rastlosen Thätigkeit in eben dem Verhältniß, in welchem sich bald die Erleichterungsmittel, bald auch die Schwierigkeiten ihres Endzweks vermeh-

ren, und erheben sich so nicht allein über die gewöhnliche Wirkungssphäre ihrer Zeitgenossen, sondern auch zu Wohlthätern des Menschengeschlechts. In diese dritte Klasse gehört Luther. Die ersten Proben seines selbstthätigen Geistes waren nur unvollkommene Versuche in Vergleichung mit dem, was er in der Folge leistete, wenn sie gleich seinem Herzen, als Beweise warmer Menschenliebe und ungeheuchelter Gottesverehrung, gerechte Ehre machen. Er mußte erst Hindernisse und Gefahren auf dem einmal betretenen Wege entdecken, mußte erst zahlreiche und mächtige Feinde zu bekämpfen finden, ehe er in seiner ganzen Größe erschien, und durch unermüdeten Forschungsgeist, durch unbestechliche Wahrheitsliebe, und durch unerschütterlichen Muth zum Gegenstande der Bewunderung seines Jahrhunderts und der Nachwelt wurde. Vielleicht gelingt es mir, die erhabenen Eigenschaften und die mannichfaltigen Verdienste des großen Mannes in ihrem ganzen Umfange darzustellen, wenn ich eine allgemeine Schilderung seines Zeitalters, in Hinsicht auf das wichtige Bedürfniß der Kirchenverbesserung, voranschicke.

Europens politischer Zustand hatte sich gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts merklich verändert. Durch die seit der Vermälung Maximilians I. mit Marien von Burgund von Zeit zu Zeit höher gestiegene Macht des Hauses Oesterreich, durch die Vereinigung der Castilianischen und Arragonischen Monarchie, durch das unter Ludwigs XI. Regierung beträchtlich vermehrte Gewicht der Krone Frankreich, und durch Englands innerliche Beruhigung in den Zeiten des staatsklugen Königs Heinrichs VII. waren an die Stelle ohnmächtiger oder doch in die Grenzen einer gewissen Mittelmäßigkeit eingeschränkter Regenten, vier mächtige Fürstenstämme auf den großen Schauplatz der unaufhörlichen Veränderungen unsers Erdtheils getreten. Große Mächte beobachten immer ein, ich will nicht sagen, edleres aber doch gewiß bestimmteres Staatsinteresse, als schwache oder mittelmäßige Fürsten, weil sie, vermöge der Mannichfaltigkeit und des Reichthums ihrer Hülfsquellen und Mittel, nicht allein weit größere, sondern auch festere politische Entwürfe verfolgen können, als diese, die sich mit nachgebender Geschmeidigkeit in äußerliche Um-

stände und in vorübergehende Verhältnisse des Augenbliks schmiegen müssen. Nichts war also natürlicher, als daß in dem Zeitpunkte, von dem ich hier rede, ein ganz neues politisches System sich auszubilden anfing, und mit demselben zugleich manche bisher vernachläßigte Grundsätze der Staatsklugheit in Beziehung auf die Kirche theils wirklich angenommen und ausgeübt, theils wenigstens vorbereitet wurden.

Zahllose, mit dem gänzlichen Verfall der christlichen Religion verknüpfte Gebrechen der Kirchenverfassung, deren verderblicher Einfluß auf das Wohl der Völkerschaften und ihrer Beherrscher nur allzu sichtbar war, schienen die größern Mächte Europens zur Einschränkung der päbstlichen Gewalt und des ihrer Majestät nachtheiligen Ansehens der Klerisei aufzufordern. Es war wirklich so weit gekommen, daß man mitten im Schooße der Christenheit die Lehre Jesu kaum noch dem Namen nach kannte. Bischöfe, Priester und Mönche und die angeblichen Gottesgelehrten der hohen Schulen bekümmerten sich so wenig um eine gründliche Erkenntniß der Religionswahrheiten, daß sie die heilige Schrift ent-

weder gar nicht oder doch höchstens nur in mangelhaften Uebersetzungen lasen. Einige blinde Eiferer gingen noch weiter, priesen sich glücklich in ihrer Unwissenheit, und erklärten das Studium der Grundsprachen für eine giftige Quelle der gefährlichsten Ketzereyen und Spaltungen. Der berühmte Erasmus von Rotterdam mußte sich wegen der Herstellung des griechischen Textes der heiligen Bücher des neuen Bundes als einen Vorläufer des Antichrist verschreien lassen, und Reuchlins Bemühungen um die ganz vernachläßigte hebräische Sprache wurden von den unwissenden Mönchen gleichfalls mit den gehäßigsten Farben geschildert.

Bei diesem tiefgewurzelten Haß gegen jede Art nützlicher Aufklärung in Religionssachen, konnte der wahre Geist des Christenthums unmöglich weder erkannt noch beherzigt werden. Scholastische Spitzfindigkeiten, die das Herz kalt liessen, und den Verstand mit einem Gewühl verworrner Begriffe überhäuften, galten für den Triumph theologischen Scharfsinns. Von einem unwillkührlichen Drange zur Erforschung der Wahrheit aufgefordert, täuschte man sich selbst

durch ein schwaches und verführerisches Licht, welches bald von offenbaren Irrthümern, bald von richtigen, aber mißverstandenen Lehrsätzen des Aristoteles entlehnt wurde. Mannichfaltige Auswüchse der Schwärmerei und des Aberglaubens machten das wenige Gute und Wahre, was in diesem Religionssystem vielleicht noch übrig war, zu einer todten Kraft, und dienten zugleich zu Mitteln, das Volk in der schimpflichsten Abhängigkeit von der Klerisei zu erhalten. Die stumpfen Andachtsübungen, mit welchen man die Laien unterhielt, schienen absichtlich dazu erfunden zu seyn, um das Gefühl menschlicher Würde zu unterdrücken, um den Geist knechtischer Furcht auszubreiten, und alle Empfänglichkeit für das Tröstende und Erhabene der Lehre Jesu in den Gemüthern der irre geführten Menge zu vernichten. Man dachte sich Gott als einen zornigen und furchtbaren Richter, dem der schwache Mensch sich nie ohne Opfer und Fürsprecher nähern dürfe, und wagte es doch zugleich, durch einen offenbaren Wiederspruch, den vermeinten guten Werken dieses Schwachen eine versöhnende und seligmachende Kraft zuzueignen. Daher jenes abergläubische

Vertrauen auf die Wirksamkeit des Meßopfers für das Seelenheil der Lebendigen und Todten; jene nicht selten in förmliche Abgötterei ausartende Verehrung der Heiligen; jene fromme, dem Eigennutz und der Herrschsucht der Geistlichen schmeichelnde, Kirchen und Klöster bereichernde Einfalt der Laien.

Wenn die Lehrer und Diener der Religion der hohen Bestimmung ihres Amtes in dem Grade vergessen, daß sie die wichtigste Angelegenheit des Menschen in ein niedriges Werkzeug der Befriedigung ihrer Leidenschaften verwandeln: so wird gewiß auch ihre ganze Lebensart weder den Pflichten noch der Würde ihres Standes angemessen seyn. Dieß galt im allgemeinen von allen Klassen der christlichen Klerisei vor den Zeiten der Kirchenverbesserung. Prälaten, Pfarrer und Mönche wetteiferten gleichsam mit einander, durch ihr ärgerliches Betragen, sich, und beiläufig die Religion selbst, verhaßt und verächtlich zu machen. Die Prälaten waren größtentheils sogenannte Cortisani, das heißt, sie hatten eine Zeitlang am römischen Hofe gelebt, und gewöhnlich durch irgend eine Niederträchtig-

keit ihre reichen Pfründen erschlichen. Bald war es die Bestechung eines päbstlichen Nepoten oder Günstlings, bald niedrige und boshafte Verleumdungen, womit sie sich den Weg zu den ansehnlichsten und einträglichsten geistlichen Aemtern bahnten. Am häufigsten bedienten sie sich dieser Verleumdungen gegen rechtschaffene Männer, die bei dem päbstlichen Hofe schon verdächtig, und unglücklicher Weise im Besitz der ergiebigsten Pfründen waren. Sie wußten den Gegenstand ihrer Verfolgung, bald unter diesem bald unter jenem Rechtsgrunde, in einen langweiligen und kostbaren Proceß zu verwickeln, und beschleunigten nicht selten, wenn der Beklagte, um sich persönlich zu stellen, nach Rom reisen mußte, durch den Dolch eines ihm entgegengeschickten Banditen, die Befriedigung ihrer verabscheuungswürdigen Habsucht. Hatten sie dann auf einem von diesen Wegen das Ziel ihrer Wünsche erreicht: so überließen sie sich, wie man es, wenn uns gleich die Geschichte keine Beweise ihrer schändlichen Lebensart aufstellte, schon aus dem Vorhergehenden muthmaaßen könnte, allen Ausschweifungen der Ueppigkeit und Wol-

luſt, und verſchwendeten, als die verworfenſten Müßiggänger, die ihrer Verwaltung anvertrauten Reichthümer der Kirche.

Auch die eigentlichen Seelſorger oder Pfarrer gaben durch ihre Aufführung ein eben ſo ärgerliches Beiſpiel. Auch ſie verlebten ihre Tage in ſtetem Müßiggange und in der gröbſten Unwiſſenheit. Den Satzungen der Kirche, die ihnen die Gemeinſchaft mit dem andern Geſchlecht unterſagten, zuwieder, lebten ſie häufig und ungeſcheut mit Beiſchläferinnen, und die Biſchöfe, weit entfernt, dieſem Mißbrauch zu ſteuern, waren zum Theil niederträchtig genug, ſich die Duldung deſſelben mit einer jährlichen Abgabe bezahlen zu laſſen.

Die zahlreiche Kloſtergeiſtlichkeit vollendete gleichſam die Verderbniß der Kirche und die Herabwürdigung der chriſtlichen Religion. Schon längſt hatten die Benediktiner von ihrem in frühern Zeiten für die Erhaltung und Ausbreitung nützlicher Kenntniſſe bewieſenen Eifer nachgelaſſen, und waren, von dem behaglichen Genuß der Reichthümer ihrer Stiftungen verführt, in ſolche Unordnung gerathen, daß man bereits im zehn-

ten und eilften Jahrhundert eine Verbesserung dieses Ordens und die Zurückführung seiner Mitglieder zur ursprünglichen Strenge ihrer Regel für nöthig erkannte. Es blieb aber die versuchte Verbesserung im Ganzen sehr unwirksam, und trug vielmehr das ihrige dazu bei, die zahlreichen Gebrechen der Kirchenverfassung in der Folge noch weiter zu vervielfältigen. Denn die neuen Orden und Congregationen, die bei Gelegenheit dieser Reformationsversuche entstanden, unterhielten und verbreiteten theils den Geist der Schwärmerey, und theils den eben so verderblichen geistlichen Hochmuth, mit welchem eine Mönchsklasse, unter dem Vorwande größerer Heiligkeit und strengerer Klosterzucht sich über die andere zu erheben suchte. Noch ausgebreiteter wurden diese Uebel, als im dreyzehnten Jahrhundert die drey Bettelorden, die Franziskaner, Dominikaner und Augustiner, entstanden. Alle diese Orden kahmen darinn mit einander überein, daß sie unter dem Schein der strengsten Armuth im reichsten Ueberflusse zu leben, und durch eine betrügerische Aussenseite nützlicher Thätigkeit gegen die durch ihren allzusichtbaren Müssig-

gang verächtlich gewordenen übrigen Mönche vortheilhaft abzustechen suchten. Ihre ganze Thätigkeit schränkte sich aber theils auf das Studium der scholastischen Philosophie und Gottesgelehrsamkeit, theils auf sinnlose oder dem Andenken dieses oder jenes Heiligen gewidmete Predigten, theils auf die Ausbreitung abergläubischer und stumpfer Andachtsübungen ein. Diese Andachtsübungen waren es hauptsächlich, durch welche sie den großen Haufen an sich zogen, und ihre bettlerische Unverschämtheit zum Gegenstande der Bewunderung und der Ehrfurcht zu erheben wußten. Kein Wunder also, wenn Triebfedern der Scheinheiligkeit und des Eigennutzes fast alle Handlungen der Bettelmönche bestimmten, und sie unter sich selbst, besonders aber die Dominikaner und Franziskaner in unaufhörliche und ärgerliche Streitigkeiten verwickelten. Am hitzigsten wurde über den Rang der drey Orden unter einander gestritten, da jeder von ihnen sich gleichsam der Gottheit näher, jeder dem Interesse der christlichen Kirche wichtiger wähnte, als die beiden übrigen. Doch zeichneten sich die Augustiner-Barfüsser verhältnißmäßig vortheilhaft aus. Sie

trieben das Studium der heiligen Schrift mit größerm als in diesen Zeiten der Finsterniß gewöhnlichen Fleiße, fingen schon an, das wenigstens in gewisser Rücksicht brauchbarere theologische System des Kirchenvaters Augustin den scholastischen Spitzfindigkeiten vorzuziehen, und betrugen sich überhaupt, in Vergleichung mit den andern Bettelmönchen so vernünftig und bescheiden, daß ihnen der römische Hof, um jenen Rangstreit zu schlichten, den ersten Platz unter den Bettelorden zusprach. Die Dominikaner, die sich als die vornehmsten Werkzeuge der wieder die vermeinten Ketzer verhängten Verfolgungen unschätzbare Verdienste um die Kirche erworben zu haben glaubten, waren aber mit dem ihren Nebenbuhlern, den Augustinern, zuerkannten Vorzuge so unzufrieden, und führten darüber so laute und wiederholte Beschwerden, daß der päbstliche Stuhl endlich nachgeben, und ihnen durch eine neue Bulle den Rang vor allen Bettelorden zugestehen mußte.

Schon aus dieser Schilderung des äusserst verdorbenen Zustandes der Klerisey, könnte man auf die Gebrechen des höchsten Kirchenregiments

und auf das zwekwiedrige Benehmen der Päbste in der Verwaltung ihres wichtigen Amtes und der angemaaßten göttlichen Statthalterschaft schließen, wenn gleich keine Zeugnisse von der unchristlichen Denkungsart und zahllosen Abscheulichkeiten der als irrdische Götter verehrten obersten Bischöfe vorhanden wären. Es ging übrigens den Päbsten, wie es nothwendig allen Höfen geht, die sich durch ihre feine aber in dieser Feinheit selbst zugleich schwache und eigennützige Politik auszeichnen; das heißt, sie sahen sich oft wieder ihre bessere Ueberzeugung zu handeln genöthigt, und die Schuld der unter ihrer Regierung vervielfältigten Mißbräuche lag also nicht immer an ihnen selbst, sondern vielmehr an dem nothwendig zu befolgenden System ihrer Vorfahren. Denn das künstliche und äusserst zusammengesetzte Gewebe der päbstlichen Politik war, seit der ersten Begründung der Hierarchie, weiter nichts, als ein Erzeugniß grenzenloser, durch den Dekmantel der Religion geheiligter Selbstsucht, und alle von der selbstsüchtigen Staatskunst aufgeführte Gebäude sind, bei allem Anschein der Festigkeit und Stärke, der Gefahr des Einsturzes

oder doch unaufhörlicher Erschütterungen so sehr unterworfen, daß es von Zeit zu Zeit neuer Erfindungen der Herrschsucht und des Eigennutzes bedarf, um sie zu stützen, und ihre Dauer zu sichern. Es ist Empörung wieder die Natur, wenn ein einzelner Mensch, oder auch eine einzelne Gesellschaft es wagt, sich der willkührlichen Leitung anderer Menschen zu einseitigen oder selbstsüchtigen Endzwecken anzumaaßen, weil immer durch dergleichen Anmaaßungen ein Theil des Menschengeschlechts an dem Gebrauch der edelsten Kräfte der Menschheit gehindert, und mithin von seiner erhabenen Bestimmung zurückgesetzt wird. Der Natur wiedersprechende Einrichtungen können aber schlechterdings nicht anders, als durch die fortdauernde Täuschung der Menschen bestehen, die gewiß aufhören würden, jene Anordnungen zu dulden, wenn sie die wahre Gestalt und Beschaffenheit derselben kennen lernten. Von der Art war, von ihrem ersten Ursprung an die geistliche Oberherrschaft des römischen Stuhls, weil sie sowohl der Gewissensfreiheit, als der in dem Wesen der Kirche gegründeten Gleichheit der Mitglieder jener merkwürdi-

gen Gesellschaft wiedersprach, in welcher mehr oder weniger in Rücksicht ihrer Religionsmeinungen übereinstimmend denkende Menschen sich, durch ausdrückliche oder stillschweigende Verträge, zum Endzwek gemeinschaftlicher Gottesverehrung vereinigten. Unmöglich konnten also die Päbste sich selbst auf dem Gipfel ihrer Hoheit, und die ihnen unterworfene Klerisei im Besitz ihrer erschlichenen Vorrechte vor den Laien behaupten, ohne, selbst wieder ihre Neigung, den großen Haufen in seiner Verblendung zu erhalten, und, von zufälligen Umständen veranlaßt, zu neuen Täuschungen ihre Zuflucht zu nehmen. Wenn nun die Ausübung einer durch ununterbrochene Anstrengungen des gemißbrauchten Erfindungsgeistes verfeinerten Betrugskunst, wenn unwillkührliche, von dieser Betrugskunst unzertrennliche Niederträchtigkeiten auch den bessergesinnten, den edlerdenkenden Päbsten zum Bedürfniß geworden waren: so läßt es sich leicht beurtheilen, um wie viel gefährlicher und verderblicher in ihren Wirkungen die höchste Gewalt über die Kirche in den Händen solcher Besitzer des römischen Stuhls werden mußte, die weder durch Herzensgüte, noch durch

erhabene Gesinnungen die Beförderung zur dreifachen Krone verdient, und weder durch ächte Frömmigkeit, noch durch Menschenliebe sich im Gebrauch der ihnen anvertrauten Macht mäßigen gelernt hatten. Dieß war der Fall mit den drey Päbsten, Alexander VI. Julius II. und Leo X. die theils kurz vor dem Anfange, theils in den ersten Jahren, der durch ihr Betragen doppelt nothwendig gewordenen Kirchenverbesserung regierten.

Alexander VI. hatte durch seine Wollüste, durch Ungerechtigkeiten aller Art, durch Habsucht und Treulosigkeit, die Würde des römischen Stuhls dergestalt geschändet, daß ihn alle seine Zeitgenossen, denen noch ein Rest der Ehrfurcht für Religion und Tugend übrig geblieben war, mit allgemeinem Abscheu verfolgten. Oeffentlich und schamloß überließ er sich allen Ausschweifungen des Lasters, rühmte sich sogar der lebendigen Zeugen seiner Vertraulichkeit mit dem andern Geschlecht, und suchte nichts eifriger, als seine Bastarde, unter welchen der berüchtigte Cäsar Borgia, durch seines Vaters Mitwürkung, ganz Italien seiner Botmäßigkeit zu unterwerfen hoffte,

zu großen Herren zu machen. Noch mehr; uneingedenk der Pflichten, die er als sichtbares Oberhaupt der christlichen Kirche wenigstens dem äusserlichen Anstande schuldig war, unterhielt er mit dem osmanischen Kaiser Bajessid II. einen vertrauten Briefwechsel, und versicherte diesen Fürsten, den Grundsätze der Religion und der Politik zum erklärten Feinde der ersten Mächte der Christenheit machten, nicht nur seiner ganzen Freundschaft, sondern auch des beständigen Wachsthums derselben. Der Geist Alexanders VI. schien auf Julius II. zu ruhen. Dieser unwürdige Pabst, der durch das Ansehen des abscheulichen Cäsar Borgia, den er in sein Interesse gezogen hatte, und durch vielfältige Bestechungen zum Besitz des römischen Stuhls gelangt war, mußte zwar bei seiner Wahl versprechen, sich der von einem Theil der Klerisey selbst für nöthig erkannten Kirchenverbesserung anzunehmen, blieb aber so weit davon entfernt, an die Erfüllung dieses Versprechens zu denken, daß er vielmehr seine ganze Regierung mit bloß weltlichen Händeln, und die Muße, die ihm seine Vergrößerungssucht übrig ließ, mit mancherlei Ausschwei-

fungen zubrachte. Nicht etwa protestantische, sondern unpartheiische römischkatholische Schriftsteller schildern uns seine Völlerey und Unkeuschheit mit Entsetzen erweckenden Farben, und aus einigen Zeugnissen können wir sogar auf die Erniedrigung des vorgeblichen Statthalters der Gottheit zu unnatürlichen Wollüsten schließen. Sein Ehrgeiz war unermeßlich, und ließ ihn die Erweiterung der weltlichen Herrschaft der römischen Kirche als das höchste Ziel aller seiner Bemühungen betrachten. Nicht zufrieden, seinen Einfluß auf die wichtigsten Welthändel seiner Zeit, durch listvolle Unterhandlungen, zu behaupten, ergriff er selbst die Waffen, und suchte, an der Spitze seines Heers, den Ruhm eines Eroberers zu erkämpfen. Fast noch ausschweifender als sein Ehrgeiz war seine Rachgier, die er gegen jeden, von dem er sich beleidigt glaubte, vorzüglich aber in seinem Kriege mit Frankreich bewieß, und die, wenn anders einigen Erzählungen, denen es übrigens nicht an Glaubwürdigkeit fehlt, zu trauen ist, so weit ging, daß er allen gläubigen Christen, die einen Franzosen erschlagen würden, den Besitz der ewigen Seligkeit versprach.

Kurz, seine einzelnen Handlungen, lassen uns eben so wie sein ganzer Charakter in einer Art von Ungewißheit, ob wir sein Andenken verabscheuen, oder vielmehr über die Verblendung seiner Zeitgenossen erstaunen sollen, die eine Kirche, deren Oberhaupt solcher Verirrungen fähig, und so weit von allen Gefühlen und Grundsätzen, ich will nicht sagen, der Religion, sondern der Sittlichkeit und menschlicher Würde entfernt war, noch immer für den Sitz der Rechtgläubigkeit halten konnten.

Leo X. der Nachfolger des kriegerischen Julius II. auf dem päbstlichen Stuhl, hatte vor seinem Vorfahren keinen andern Vorzug, als den Ruhm der Gelehrsamkeit und größerer wissenschaftlicher Bildung. Die Hoheit seiner Geburt und die Reichthümer seines Haußes, denn er war ein Sohn des berühmten Lorenz von Medici, verschafften ihm eine, wo nicht glückliche, doch wenigstens seine Erziehung, und der frühe Unterricht, den er in den alten Sprachen erhielt, brachte ihm einen Geschmak an der griechischen und römischen Litteratur bei, der ihn, da sich überdem auch seine Eitelkeit ins Spiel mischte, die Bemühungen

verschiedener guter Köpfe seines Jahrhunderts um die Herstellung ächter Gelehrsamkeit freigebig zu unterstützen bewog. Diese noch immer zweideutige gute Seite abgerechnet, war er übrigens des hohen geistlichen Amtes, welches er bekleidete, eben so unwürdig, als seine beiden kurz vorher geschilderten Vorfahren. In einem Alter von vierzehn Jahren erhielt er schon von dem Pabste Innocenz VIII., der die Freundschaft des mächtigen Mediceischen Hauses zu gewinnen suchte, den Cardinalspurpur, und vielleicht trug diese schnelle und ungewöhnliche Beförderung in der Folge nicht wenig dazu bei, den geistlichen Stand und zugleich die Religion selbst in seinen Augen verächtlich zu machen, weil er scharfsinnig genug war, um aus dem Beispiel seiner eignen Erhebung auf die kalte Gleichgültigkeit des obersten Bischofs gegen das wahre Interesse der Kirche zu schließen, und weil er das ächte Christenthum zu wenig kannte, um das Wesentliche der evangelischen Wahrheiten von menschlichen Erfindungen und Kirchensatzungen zu unterscheiden. Unwissend selbst in den ersten und einfachsten Glaubenslehren der christlichen Kirche, gelangte er zum Besitz der dreifachen Krone, und

da sein Hang zur schönen Litteratur, seine Neigung zur gesellschaftlichen Frölichkeit und zu abwechselnden Vergnügungen, da endlich seine vertraute Bekanntschaft mit mannichfaltigen Genüssen der Wollust ihm weder viel Zeit zur Beschäftigung mit ernsthaftern Gegenständen übrig ließ, noch auch mit seinem Geschmak auf das Studium der in ihrem scholastischen Gewande nichts weniger als einladenden Theologie zu fallen erlaubte: so dachte er nie daran, sich aus jener schimpflichen Unwissenheit heraus zu reissen. Er bekümmerte sich vielmehr gar nicht um die Religion, und wenn gleich die Beschuldigung, daß er sowohl an der Wahrheit des christlichen Glaubens, als an dem Daseyn Gottes gezweifelt haben soll, nicht hinlänglich erwiesen werden kann: so bleibt es doch gewiß, daß er keine von den Eigenschaften besaß, die man von dem höchsten Oberhaupt der Kirche zu fordern berechtigt ist. Gleich seinen Vorfahren, deren Andenken die Geschichte gebrandmarkt hat, ergriff er jede Gelegenheit, durch Ränke und Gewalt, das Ansehen und die Hoheit des römischen Stuhls auf Unkosten der weltlichen Mächte zu vermehren, dachte unablässig auf Mittel, seinen durch Prachtliebe und Ver-

schwendung erschöpften Schatz mit dem Gelde aller Länder und Völkerschaften Europens zu füllen, und vollendete so, durch die unersättlichste Habsucht, die aufs höchste getriebene Vernachlässigung der Pflichten seines Standes.

Nach dieser Schilderung drey der berüchtigsten Päbste dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir, unter einer Menge anderer Spuren der gänzlichen Herabwürdigung der Religion, gegen das Ende des funfzehnten und zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts auch die Mißbräuche des dem Eigennutz der obersten Bischöfe und ihrer Creaturen vorzüglich schmeichelnden Ablaßhandels sich vervielfältigen sehen. Schon zu Ende des sechsten Jahrhunderts hatte Pabst Gregor der Große, wahrscheinlich in der mit dem Geiste seiner ganzen Politik vollkommen übereinstimmenden Absicht, die geistliche Oberherrschaft des römischen Stuhls durch den Schein der Gelindigkeit den Laien gefällig zu machen, die Strenge der alten Kirchengesetze zu mildern, die von den Bischöfen den Eingesessenen ihrer Kirchsprengel aufgelegten Bußen und Strafen zu erlassen, und dieselben in Almosen und fromme Stiftungen oder sogenannte

gute Werke zu verwandeln angefangen. Dieß war der Ursprung des berüchtigten Ablasses, der in seinem ersten Anfange blos zur Befestigung und Ausbreitung der Hoheit des Pabstes über die übrigen Bischöfe erfunden zu seyn schien, in der Folge aber auch in eine der ergiebigsten Geldquellen der apostolischen Kammer und der Günstlinge des römischen Hofes verwandelt wurde. Denn der immer höher steigende Aberglaube zog in den folgenden Jahrhunderten von Zeit zu Zeit tausende von Menschen nach Rom, die unter dem frommen Vorwande sich, durch die Milde des obersten Bischofs und durch Andachtsübungen in den Tempeln der ersten Stadt der Christenheit, von den verwirkten kanonischen Strafen zu befreien, daselbst zusammenflossen. Keiner von jenen Pilgern durfte mit leeren Händen erscheinen, und die Päbste befanden sich daher, bei diesem von den reuevollen Sündern in ihre Macht und Güte gesetzten Zutrauen so wohl, daß sie nach und nach durch eigne Freiheitsbriefe mit der Besuchung gewisser römischer Kirchen, oder vielmehr mit dem Herumziehen in denselben, für diejenigen, die sich daselbst zur Messe oder zum Gebet einfinden würden, einen bestimmten

Ablaß verknüpften. Hieraus entstanden im zwölften Jahrhundert die sogenannten Stationen, und zur Verdoppelung der Einträglichkeit dieser Stationen, oder des Herumziehens der nach Ablaß reisenden Gläubigen aus einem römischen Tempel in den andern, führte endlich Pabst Bonifaz VIII. das Jubeljahr ein, in welchem alle nach Rom wallfahrende den vollkommensten Ablaß erwerben konnten. Schon lange vor dieser Zeit hatte sich aber die Meinung ausgebreitet, daß der päbstliche Ablaß seine Wirksamkeit viel weiter als auf die bloße Entbindung von kanonischen Strafen ausdehne, und seine Kraft selbst nach dem Tode, vorzüglich aber zur Befreiung der abgeschiedenen Seelen von den Quaalen des Fegfeuers äussere. Sowohl dieser Wahn, als die Kreuzzüge vermehrten die Ergiebigkeit der von Zeit zu Zeit häufiger gesuchten Ablaßfreiheiten. Denn es schien den Andächtlern und Wüstlingen allerdings gleich bequem, sich durch eine mäßige Summe Geldes, theils der Furcht vor der harten im Fegfeuer ihnen bevorstehenden Abbüßung ihrer Sünden zu entledigen, theils auch der Beschwerlichkeiten des Zuges wieder die Ungläubigen, die man mit einer Beisteuer zu den

Kriegskosten abkaufen, und zugleich eben so reichen Ablaß, als wenn man dem Zuge selbst beigewohnt hätte, erwerben konnte, sich zu überheben. Noch mehr; die Habsucht der Päbste und ihrer Klerisei erdichtete einen unerschöpflichen, dem Besitzer des römischen Stuhls, als dem sichtbaren Statthalter des Weltheilandes, anvertrauten Schatz des Verdienstes Jesu und der vermeinten verdienstlichen Werke aller Heiligen, zu dessen Reichthum jeder Sünder, um den Strafen seiner Verirrungen zu entgehen, ganz sicher seine Zuflucht nehmen könne, weil schon ein einziger Blutstropfen des Erlösers hinreichend gewesen seyn würde, das Menschengeschlecht mit der Gottheit zu versöhnen. Nichts war natürlicher, als daß diese Erdichtung die Zahl der Ablaßsuchenden, die mannichfaltigen Titel, unter welchen der Ablaß ertheilt wurde, und die freche Kühnheit des Lasterhaften, ungescheut auf seinen Abwegen fortzuwandeln, bis ins Unendliche vermehrte. Man suchte und erhielt nun auch Ablaß zur Befreiung von den strengen Fasten, und die bei dieser Gelegenheit aufkommenden sogenannten Butterbriefe gaben zu einer neuen Abscheulichkeit, zur Ausdehnung der vermeinten Kraft des Ablasses

auf künftige noch zu begehende Sünden Anlaß. Hierzu kahmen noch, um das Unwesen aufs höchste zu treiben, die häufigen Ablaßbriefe, die einzelne Kirchen und Klöster zur Unterhaltung und Auszierung ihrer Gebäude von den Päbsten erlangt hatten; die den Bettelorden und besonders den Franciskanern, für alle und jede, die sie aufnähmen oder auch nur predigen hörten, und ähnliche den zahlreichen geistlichen Brüderschaften, und zur Beförderung der Züge wieder die Türken und vermeinten Ketzer ertheilten Ablaßfreiheiten. Diese Türkenzüge mußten besonders um die Mitte und gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts den in einen förmlichen höchst ärgerlichen Handel verwandelten Ablaßverleihungen zum Vorwande dienen, und der verschwenderische Leo X. dem dieser Titel vermuthlich noch nicht einträglich genug scheinen mochte, ging noch weiter, und ließ allen denjenigen, die zum Bau der Peterskirche zu Rom etwas beitragen wollten, die Vortheile des Ablasses antragen. Kurz, der Ablaß hatte endlich das Schikfal jeder häufig feil gebotenen Waare, das heißt, er wurde verächtlich, und wenn gleich der Eifer der Laien, sich die Straflosigkeit ihrer Sünden mit

baarem Gelde zu erkaufen, so wenig erkaltete, daß man vielmehr zuletzt die Summen, die nach und nach durch den Ablaßhandel eingekommen waren, auf den dritten Theil aller Baarschaft der ganzen Christenheit rechnen konnte: so wurde doch die Geringschätzung, der übrigens noch immer für ein höchst nützliches und nothwendiges Gnadenmittel erkannten Ablaßbriefe, selbst unter den niedrigen Volksklassen, von Zeit zu Zeit allgemeiner; weil der Mensch einmal gewohnt ist, alles dasjenige keiner sonderlichen Achtung zu würdigen, was er sich, wäre es auch noch so unentbehrlich, doch ohne große Mühe und um ein verhältnißmäßig geringes Geld verschaffen kann.

Tiefer konnte die Religion unmöglich erniedrigt werden, als sie durch alle in dem Vorhergehenden geschilderten Mißbräuche, am schreklichsten aber durch die Habsucht lasterhafter Päbste, die mit allen Sünden beflekt, ihre gotteslästerliche Frechheit dennoch so weit trieben, daß sie fremde Sünden gleichsam ungeschehen zu machen sich ermächtigten, auf der einen, und durch den kühnen Aberglauben alle ihre Abscheulichkeiten und Verirrungen mit baarem Gelde der Gott-

heit gleichsam abkaufender Laien auf der andern Seite, sich mußte herabwürdigen lassen. Die elende Verfassung der Schulen und des Erziehungswesens überhaupt schien die allgemeine Verblendung und die mit derselben Hand in Hand gehende Herrschaft des Lasters verewigen zu wollen. Man hielt es für unrecht oder doch für unschiklich, die Kinder im väterlichen Hause zu unterrichten, weil die als Ketzer verschrieenen Waldenser und Pikarder diesen häuslichen Unterricht zugleich mit den häuslichen Andachten unter sich eingeführt hatten. Gab es also gleich hin und wieder einige besser gesinnte und aufgeklärter denkende Eltern: so durften sie es doch nicht wagen, dem allgemeinen Vorurtheil zuwieder, ihre Kinder selbst zu unterrichten. Nur in den öffentlichen Schulen war es erlaubt, nützliche oder vielmehr für nützlich geltende Kenntnisse zu sammeln, und wie sorgfältig man jede Veranlassung zu einem zwekmässigen Religionsunterricht und zum eignen Nachdenken der Zöglinge über Gegenstände des Glaubens aus diesen Lehranstalten zu verbannen wußte, dieß erhellt unter andern daraus, daß es allen Lehrern der niedern Schulen schlechterdings untersagt war, ihren Schülern die

heilige Schrift zu erklären. Nichts war auffallender, als der Contrast, der zwischen dieser unverantwortlichen Vernachläßigung der nützlichsten und tröstlichsten aller Kenntnisse, der Kenntniß und Ausbreitung der Lehre Jesu, und dem wieder auflebenden Geschmak im Felde der Künste und der Litteratur herrschte. Bereits im dreyzehnten Jahrhundert hatte sich ächtes Kunstgefühl durch die in Italien erneuerte Aufnahme der Malerei auszubreiten angefangen, und in den folgenden beiden Jahrhunderten, besonders aber seit der osmanischen Einnahme von Constantinopel, die eine Menge gelehrter Griechen nach den Abendländern zu fliehen bewog, war das Studium der lateinischen und griechischen Sprache, der Geschmak an den musterhaften litterarischen Produkten des Alterthums, und die glückliche Nachahmung dieser Muster, vorzüglich im Fach der Geschichte und der Dichtkunst, von Zeit zu Zeit allgemeiner geworden. Nur die Gottesgelehrsamkeit empfand gar nichts von dem wohlthätigen Einfluß der wieder aufblühenden Litteratur, und blieb der alten Barbarey überlassen, theils, weil man es nicht wagen durfte, durch wahre oder auch nur scheinbare Neu-

erungen im Vortrage und in der Einkleidung der Religionslehre, sich der Gefahr der Verketzerung auszusetzen, theils, weil man in dieser Art gelehrter Untersuchungen die vertraute Bekanntschaft mit den besten Mustern Griechenlands und Roms gar nicht benutzen und anbringen konnte, oder vielmehr gar nicht benutzen zu können wähnte. Ganz natürlich verachteten also die vorzüglichsten Köpfe dieses Zeitalters die theologischen Wissenschaften, und nur allzuoft auch den erhabenen Gegenstand derselben, die Religion selbst. Es breitete sich nicht nur die Irreligiosität unter den Gelehrten immer weiter aus, man fing auch schon an, seinen Witz und Scharfsinn durch häufige Angriffe auf die wichtigsten und wesentlichsten Gegenstände und Wahrheiten der Religion zu üben. Die Zahl der Gottesleugner vermehrte sich von Zeit zu Zeit, und die hin und wieder erschienenen atheistischen Schriften wurden mit Begierde gelesen und blieben unbeantwortet. Auch riß die Verleugnung oder Bezweifelung der Unsterblichkeit der Seele immer weiter ein, und das unter den Päbsten Julius II. und Leo X. im Lateran gehaltene Concilium ließ sich daher ausdrücklich angelegen seyn, der Ausbreitung

dieser den Grund des ganzen Christenthums erschütternden Zweifelsucht wenigstens zum Scheine zu wehren. Mit einem Wort, die äusserste Sittenlosigkeit gesellte sich zur kalten Gleichgültigkeit des unwissenden großen Haufens und der sich weise dünkenden Gelehrten gegen die erhabensten Wahrheiten der natürlichen und geoffenbarten Religion, und würde gewiß auch der ohnehin wankenden Ordnung und Sicherheit der Staaten gefährlich geworden seyn, würde zuletzt alle Bande der bürgerlichen Gesellschaft zerrissen haben, wenn nicht das anbrechende Licht der Kirchenverbesserung der Herrschaft des Aberglaubens und den Greueln der Schwärmerey ein Ziel gesetzt hätte.

Mannichfaltige Hindernisse und Schwierigkeiten standen aber dieser wohlthätigen Kirchenverbesserung entgegen. Von der Klerisei, die bei der schimpflichen Erniedrigung des menschlichen Geistes zum verworfensten Aberglauben sowohl, als zum Unglauben ihren Vortheil fand, weil der abergläubische sich ihrer blinden Leitung überließ, und der Freidenker ihren Verfolgungsgeist beschäfftigen konnte, war dieselbe gar nicht, und am wenigsten von den hochmüthigen auf ihre Gewissensherrschaft

eifersüchtigen Päbsten zu erwarten. Die Laien waren in der Regel viel zu unwissend, um über den Grund und die Heilmittel der eingerissenen Mißbräuche nachzudenken, und die gekrönten Häupter und andre Fürsten ließen sich größtentheils, bald durch moralische in ihrem Charakter zu suchende Bewegungsgründe, bald durch politische Vortheile für das Interesse der Päbste und zur gelassenen Duldung der auffallendsten Religionsgebrechen dergestalt einnehmen, daß es ihnen gar nicht, oder doch nicht im Ernste einfiel, sich ihrer Macht zur Entfernung dieser Gebrechen zu bedienen. Denn die gefällige Moral des Pabstthums, die ihnen einen Weg zeigte, sich ohne alle Mühe, ohne Herzensbesserung, ohne Bekämpfung ihrer stürmischen Leidenschaften, der göttlichen Gnade und der ewigen Seeligkeit zu versichern, war ihnen viel zu angenehm, viel zu geschikt, die Stimme des von Zeit zu Zeit erwachenden Gewissens zu betäuben, als daß sie es hätten wagen sollen, die strengere Sittenlehre des wahren Christenthums in ihre verlornen Rechte wiederherzustellen. Waren auch manche Fürsten vielleicht besser unterrichtet, und durch keine Triebfedern ihrer eig-

nen Sittenverderbniß veranlaßt, die Erhaltung des damaligen Religionszustandes zu wünschen und zu begünstigen: so hielt sie doch die Furcht vor dem immer noch nicht kraftloß gewordenen päbstlichen Bannstrahl von ernsthaften und entscheidenden Schritten zurük. Noch mehr; da die Regenten, bei der tiefen Unwissenheit, in welcher der Adel und der bei weitem größte Theil der Laien lebte, sich genöthigt sahen, die wichtigsten Stellen im Staat mit geistlichen Personen zu besetzen: so nahm nach und nach die ganze Politik der weltlichen Herrscher den Anstrich jener selbstsüchtigen Staatsklugheit der Klerisei an, die ich weiter oben gerügt habe, und die eben darum, weil sie die Selbstsucht für ihre Hauptquelle erkannte, zugleich furchtsam und schwankend war. Das politische System der ersten Mächte Europens sowohl als der schwächern Fürsten wurde daher unvermerkt entweder dem Interesse der Kirche ganz untergeordnet, oder doch in seinen verschiedenen Aeusserungen und Wirkungen, eben so wie in seinen Triebfedern, der Politik des geistlichen Arms so ähnlich, daß es mit dieser letztern, alles zuweilen eintretenden Anscheins zum Gegentheil ungeachtet, nur selten im Wiederspruch

war. So schien freilich, um nur einige Beispiele zum Beweise meiner Behauptungen anzuführen, die angemaaßte Weltherrschaft des Pabstes sowohl der Sicherheit als der Würde aller gekrönter Häupter und Regierungen zu wiedersprechen. Im Grunde aber kahm diese kühne Anmaaßung jener von der Klerisei entlehnten selbstsüchtigen und furchtsamen Politik der Fürsten vortreflich zu Statten, weil sie die Vergrösserungssucht und Rachgier der Großen der Erde begünstigte, und ihnen in der Freundschaft des römischen Stuhls ein leichtes und sehr wirksames Mittel zeigte, durch päbstliche Bannflüche, Machtsprüche und Schenkungen, bald einen glücklichen und überlegenen Feind zu demüthigen, bald fremde Besitzungen sich zuzueignen und ihre Herrschaft, besonders auf Unkosten der sogenannten Ungläubigen, unter scheinbaren Rechtsgründen zu erweitern. Eben so wenig als jenes hochmüthige Staatsrecht der Päbste war der unaufhörliche Geldausfluß in die apostolische Kammer der eingeschränkten, und, wie wir aus dem Vorhergehenden schließen können, zugleich kleinlichen oder niederträchtigen Politik der meisten Fürsten dieses unglücklichen Zeitalters zuwieder. Denn

der furchtsame Beherrscher ist vermöge seiner Furcht, die ihn beständig nichts als Nachstellungen und seinem Throne drohende Gefahren ahnden läßt, immer zugleich zum Despotismus geneigt. Der Despot muß nothwendig seine ganze Aufmerksamkeit auf die Entfernung aller Hindernisse seiner willkührlichen Regierungsgewalt richten; er muß alles Gefühl eigner Stärke bei seinen Unterthanen auszurotten und zu unterdrücken suchen; kurz, er wird am liebsten über unwissende und feige Bettler herrschen wollen. Kein Wunder also, wenn jene von dem Geiste einer eben so furchtsamen als kleinlichen Staatsklugheit geleitete Fürsten, weit entfernt, sich ihrer, durch zahllose Kunstgriffe der habsüchtigen Klerisei, um den besten Theil ihres zeitlichen Vermögens gebrachten Völkerschaften wieder die Plünderungen der Päbste und der Creaturen derselben anzunehmen, vielmehr in dem überhand nehmenden Geldmangel und selbst in der drückenden Armuth der erwerbenden Volksklassen ein erwünschtes Werkzeug zur leichtern Behauptung ihrer despotischen Herrschaft zu finden wähnten. Ja, es bedurfte nicht einmahl dieser Bewegungsgründe des niedrigsten Despotismus, um sie den Gelderpres-

sungen, von denen hier die Rede ist, geneigt zu machen, weil der päbstliche Hof so gefällig war, sie an seinem Raube Theil nehmen zu lassen, und ihrem Eigennutze auf mehr als eine Art zu schmeicheln. Bald wurden Kreuzbullen, die ihnen einen schönen Rechtsgrund verschafften, unter dem frommen Vorwande des darinn ertheilten Ablasses und des Krieges wieder die Ungläubigen, einen beträchtlichen Theil der Baarschaft ihrer Unterthanen an sich zu ziehen, zu ihrem Vortheil ausgefertigt, und bald erhielten sie ähnliche Ablaßfreiheiten eingeräumt, um den Aufwand zur Aufführung und Unterhaltung kostbarer Brücken, Festungswerke und anderer öffentlicher Gebäude desto leichter bestreiten zu können. Selbst die Klerisei war den Päbsten nicht theuer genug, um sie zu verschonen, wenn es darauf ankahm, sich den vornehmsten Höfen Europens durch gemeinschaftliche Plünderungen gefällig zu machen. Auch sie mußte, wenn es der päbstlichen Politik so gefiel, aus ihren reichen Einkünften ansehnliche Geldbeiträge in den Schatz der weltlichen Herrscher liefern, oder sich wohl gar ihre Rechte und Freiheiten zum Vortheil der von dem römischen Stuhl begünstigten Höfe einschrän-

ken und rauben lassen, wie es unter andern der französischen Klerisei in den berühmten Concordaten wiederfuhr, die zwischen dem Pabste Leo X. und dem König Franz I. geschlossen wurden, und deren Inhalt dem gemeinschaftlichen Interesse beider Theile so genau angepaßt war, daß der König, mit völliger Vernichtung des Wahlrechts der Kapitel, die willkührliche Ernennung zu allen erledigten Stiftern seines Reichs, und der Pabst das Recht erhielt, die neuen Prälaten, unter dem Vorwande seiner Bestätigung, zum Vortheil der apostolischen Kammer zu besteuern.

Bei dieser vielfachen und sonderbaren Verwickelung des geistlichen und weltlichen Staatsinteresse, war es kein Wunder, wenn alle ältere Reformationsversuche nicht allein scheiterten, sondern auch größtentheils das unverkennbare Gepräge eben der Religionsgebrechen und Mißbräuche an sich trugen, denen sie abhelfen sollten. Schon seit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts fanden sich freimüthige und ungeheuchelt fromme Männer, die den Verfall und die gänzliche Verunstaltung des Christenthums rügten, und auf eine allgemeine Kirchenverbesserung antrugen. Der

Bischof Durand von Mende, der um diese Zeit lebte, dringt in einer merkwürdigen Schrift, in welcher er die Nothwendigkeit einer zu veranstaltenden Kirchenversammlung zu zeigen sucht, auf die Herstellung des ganz verkannten Ansehens der heiligen Schrift und auf die Einschränkung der Macht des Pabstes, den er der angemaaßten Gewalt und Würde eines allgemeinen Bischofs zu entsagen auffordert. Zugleich empfahl er die Verstattung der Priesterehe, und eine bessere Einrichtung des Abgelasses, rieth auch, die Mönche, der alten Kirchenzucht gemäß, zur Arbeit anzuhalten, hatte aber selbst zur Erfüllung seiner frommen Wünsche ein so schlechtes Zutrauen, daß er vielmehr die schnöde Vernachläßigung seiner eignen und aller noch zu erwartenden Verbesserungsvorschläge, und die Verwandlung der römischen Kirche in einen Schauplatz und Inbegriff aller Laster und Bosheiten vorausverkündigte. Indessen hatte Durands Freimüthigkeit wenigstens die Wirkung, daß man seit dieser Zeit der Reformation der Kirche in Haupt und Gliedern, als eines dringenden Bedürfnisses, immer häufiger zu erwähnen, und das ärgerliche Beispiel der Päbste und Geistlichen immer lauter

zu rügen anfing. Der berühmte Petrarcha nannte Avignon, wo sich damals der päbstliche Hof aufhielt, öffentlich das zweyte Babylon, und unter den gekrönten Häuptern dieses Jahrhunderts schienen sowohl Kaiser Karl IV. als dessen Sohn und Nachfolger, Wenzel, mit Ernst an die Reformation der in die äusserste Unordnung gerathenen Klerisei zu denken. Ihre Absichten waren aber bloß auf die Erwerbung politischer Vortheile gerichtet, und blieben unausgeführt, theils, weil sie die Macht der Geistlichkeit für überlegen und unbezwinglich erkannten, theils, weil sie schon durch leere Drohungen und durch die Ankündigung großer Reformationsentwürfe den Uebermuth der Päbste entweder wirklich auf einige Zeit herabzustimmen vermochten, oder doch eingeschränkt, und ihrem Staatsinteresse untergeordnet zu haben wähnten.

Fast eben so unnütz, als diese mehr scheinbaren als ernsthaften Bewegungen der weltlichen Mächte, die besonders auf den Kirchenversammlungen zu Costnitz und zu Basel ihre schon früher geäußerten Wünsche wegen einer wenigstens äußerlichen Kirchenverbesserung nachdrücklich wiederholten, waren

die Bemühungen einiger wirklich frommen aber zugleich schwärmerischen Männer um die Herstellung des reinen Christenthums. Man konnte in jenen Zeiten der Finsterniß und Verblendung von dem menschlichen Geiste kein ruhiges und unbefangenes Forschen nach Wahrheit fordern. Es war schon genug, wenn die durch den Prunk der äusserlichen Gottesverehrungen gereizte Sinnlichkeit in manchem noch unverdorbenen Herzen den von der geschäfftigen Phantasie genährten und unterhaltenen Wunsch einer nähern Verbindung mit Gott erwekte. Dieser Wunsch war es, der einen Johann Tauler, einen Thomas von Kempen und andere, ihre Beruhigung und Trost in den göttlichen Offenbarungen der heiligen Schrift zu suchen, sich der strengsten Sittenreinigkeit zu befleißigen, zugleich aber auch vielen biblischen Stellen einen geheimen schwärmerischen Sinn unterzulegen und ihre erhitzte Einbildungskraft zum Erkenntnißgrunde vermeinter göttlicher Wahrheiten zu machen, veranlaßte. So entstanden die Mystiker und die mystische Theologie, die zwar hin und wieder eine merkliche Sittenbesserung der Klerisei bewirkte, und vorzüglich gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts meh-

rere deutsche Pfarrer und Klostergeistliche bewog, durch das Beispiel ihres untadelhaften Wandels, die in Vergessenheit gerathenen wesentlichsten Pflichten des Christenthums wieder in Erinnerung zu bringen. Weil aber dieses neue Lehrgebäude auf Schwärmereien gegründet, und seine Urheber und Anhänger vielmehr von der klugen und wohlthätigen Leitung ihrer Zeitgenossen abzuhalten, kurz, sie vielmehr aus der wirklichen Welt in das grenzenlose Gebiet der üppigen Einbildungskraft hinüber zu zaubern, als zu nützlicher Thätigkeit zu bestimmen geschikt war: so durfte man auch von den Mystikern keine Läuterung der, durch die Macht des Aberglaubens, verunstalteten Religionsbegriffe, und keine Herstellung der christlichen Kirche in ihre ursprüngliche Verfassung erwarten.

Da selbst die wohlgemeinten und aus gutem Herzen kommenden Reformationsversuche dieser frommen Schwärmer keinen Fortgang hatten: so ließ sich noch weit weniger von ähnlichen Entwürfen, die weiter nichts als das Werk der Eitelkeit waren, einige Wirksamkeit erwarten. In diese Klasse gehören die weitaussehenden Verbesserungsplane, die der kluge und thätige, aber auch ehrgeizige und

wankelmüthige Kaiser Siegmund, bei Gelegenheit der Costnitzer Kirchenversammlung, von einem seiner Räthe, Friedrich von Landskron, aufsetzen ließ. Wäre dieser Entwurf zur Vollziehung gekommen: so hätte der Pabst mit dem dritten Theil seiner bisherigen Einkünfte, jeder Cardinal, Erzbischof und Bischof mit bestimmten Jahrgeldern sich begnügen, der ehelose Stand der Geistlichen aufgehoben, und den Mönchen jeder Eingriff in die Amtsverrichtungen der Pfarrer untersagt werden müssen. Der ganze Plan lief also auf eine scheinbare Verbesserung der äusserlichen Kirchenverfassung hinaus, ohne das Wesen der Religion selbst zu berühren, gehörte zu den zahlreichen Entwürfen, mit welchen des eiteln Siegmunds Neuerungssucht sich entweder selbst schmeichelte, oder von andern schmeicheln ließ, und die gewöhnlich eben so leicht wieder vergessen, als auf die Bahn gebracht und zur Schau getragen wurden.

Nach des Kaisers Beispiel, und vielleicht mehr, um sich in die Mode zu schicken, die seit den Zeiten der Costnitzer und Baseler Kirchenversammlung die Reformation der Kirche in Haupt und Gliedern zum Gegenstande der allgemeinen Auf-

merksamkeit gemacht hatte, als aus Ueberzeugung von den wichtigen Religionspflichten des Regenten, fingen auch einige deutsche Fürsten an, sich der verfallenen Kirchenpolizei in ihren Ländern anzunehmen. Verschiedene hieher gehörige Verordnungen des Kurfürsten Friedrich II. von Sachsen und seines Bruders, des Herzogs Wilhelm, von der Klosterzucht, von der anständigen Lebensart der Priester und wieder die Einmischung geistlicher Gerichte in die Entscheidung weltlicher Rechtshändel, verdienen sogar in ihrer Art, und in Vergleichuug mit andern Produkten der Gesetzgebung des funfzehnten Jahrhunderts, als musterhaft ausgezeichnet zu werden. Nur Schade, daß es diesen löblichen Verordnungen größtentheils an der Vollziehung fehlte, und daß man überhaupt, nachdem die grossen auf die Baseler Kirchenversammlung gesetzten Hoffnungen gescheitert waren, die eingerissenen Gebrechen in einer Art von Verzweiflung für unheilbar zu halten, und wieder zu dem alten Kaltsinn gegen Religion und Religionsmißbräuche zurückzukehren anfing. Nur hin und wieder erhob sich noch zuweilen die Stimme eines wohlgesinnten und für sein Zeitalter aufgeklärten Bekenners der

Wahrheit, ohne den, nach den bisherigen mißlungenen Reformationsversuchen, fester als jemals begründeten Thron der Hierarchie erschüttern zu können. Der kühnste unter diesen Wiedersachern des Pabstthums, der freimüthige aber vielleicht zu hitzige und auf die Anhänglichkeit des Volks zu viel bauende Dominikaner zu Florenz, Hieronymus Savanarola, der die Greuel des römischen Hofes öffentlich gerügt, die Kraft des Ablasses und den päbstlichen Primat geleugnet, die Ueberlieferungen der katholischen Kirche verworfen, die Herstellung des Kelchs im Nachtmahl für die Laien gefordert, und die Lehre von der Rechtfertigung nach dem Sinne der heiligen Schrift gepredigt hatte, mußte seine Freimüthigkeit, gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts, auf dem Scheiterhaufen büßen, und sein Tod schien den Triumph der Klerisei über die wenigen Verehrer der wahren Religion zu vollenden.

Nehmen wir alle diese Thatsachen zusammen: so lassen sich, wie mich dünkt, die Gründe, warum die frühern Reformationsversuche scheiterten, und nothwendig scheitern mußten, ohne Mühe angeben. Zur Bestreitung und Entfernung gro-

ßer Mißbräuche wird nicht allein Muth und Entschlossenheit, sondern auch mit unbestechlicher Wahrheitsliebe verknüpfte Partheilosigkeit und Uneigennützigkeit erfordert. Fehlt es dem edeldenkenden Urheber wichtiger Verbesserungsentwürfe an dem nöthigen Muth zur Bekämpfung der zahlreichen Hindernisse, die ihm Eigennutz und Vorurtheile in den Weg legen, so wird er, bei dem besten Willen, sich immer sehr leicht von der Verfolgung seines Ziels abschrecken, und die angefangene Arbeit unvollendet lassen. Fehlt es ihm aber an Wahrheitsliebe und Partheilosigkeit: so kann er unmöglich die bemerkten Mißbräuche entfernen, ohne zugleich neue, vielleicht eben so verderbliche oder noch gefährlichere, seinen Vorurtheilen schmeichelnde Mißbräuche zu veranlassen; kurz, er wird sichtbare Gebrechen durch andere Gebrechen heilen wollen, und, anstatt dem eingerissenen Uebel abzuhelfen, Unvollkommenheiten mit Unvollkommenheiten häufen. Ist endlich bloßer Eigennutz die Triebfeder seiner Verbesserungsvorschläge und Bemühungen: so dürfen sich ihm nur neue, der Befriedigung jener Leidenschaft noch mehr angemessene Aussichten öff-

nen, um ihn den guten Zwek, den er so eifrig zu verfolgen schien, aus den Augen verlieren zu lassen. Nur eine Art von Wunder hätte also den glücklichen Fortgang aller im Vorhergehenden erwähnten Reformationsversuche befördern können, weil es den Urhebern derselben theils an dem nöthigen Muth, theils an partheiloser Wahrheitsliebe, theils auch an Uneigennützigkeit fehlte. Es fehlte ihnen an entschlossenem und ausharrenden Muth, weil ihre Bekanntschaft mit der heiligen Schrift zu oberflächlich, und ihre Religionsbegriffe nicht geläutert genug waren, um ihnen jenes mächtige Zutrauen zu sich selbst einzuflößen, welches aus keiner andern Quelle, als aus dem vollkommnen Zutrauen zu der guten Sache, der wir unsere Kräfte widmen, und also, bei dem wichtigen Geschäfft der Religionsverbesserung insbesondere, nur aus dem unerschütterlichen Vertrauen auf Gott entspringen kann. Aechte und unpartheiische Wahrheitsliebe mußte ihnen nothwendig fremd seyn; denn sie ließen sich bei ihren Neuerungen entweder von der gefährlichen Macht der Schwärmerey oder von Triebfedern des Ehrgeizes leiten, und waren also immer gleich auf-

gelegt, nicht nur den Irrthümern, die sie mit so großem Eifer zu bekämpfen schienen, Trotz zu bieten, sondern auch die Wahrheit selbst ihrer herrschenden Leidenschaft aufzuopfern. Eben so oft verdankten die Reformationsvorschläge, die sie auf die Bahn brachten, dieser oder jener politischen Absicht ihren ersten Ursprung, und verloren mithin alles Interesse für ihre Urheber, sobald sie den eigennützigen Plan, dem sie untergeordnet waren, entweder schon befördert hatten, oder die weitere Beförderung desselben zu versprechen aufhörten. Nur einem Martin Luther war es vorbehalten, alle Eigenschaften eines würdigen und glücklichen Werkzeuges der heilsamen Kirchenverbesserung in sich zu vereinigen; und die ungekünstelte Entwickelung der nähern und entferntern Bestimmungsgründe, die ihn zu einem der größten Männer Deutschlands werden ließen, wird mein Urtheil noch mehr bestätigen können.

Luthers frühere Bildung schien weder durch den Stand, noch durch die äußerlichen Glücksumstände seiner Eltern begünstigt zu werden. Sein Vater, Hans Luther, ein Bergmann, der anfänglich auf dem Dorfe Möra, zwischen Salzun-

gen und Eisenach an der Hennebergischen Grenze, in der Folge aber zu Mannsfeld lebte, besaß kein beträchtliches Vermögen, obgleich seine äußerliche Lage sich in diesem letztern Aufenthalt, wo er in den Stadtrath aufgenommen wurde, auch selbst einigen Antheil an den Bergwerken hatte, etwas verbessert zu haben scheint. Ungeheuchelte Gottesfurcht, altdeutsche Redlichkeit, und häusliche Tugenden ersetzten jedoch bei Luthers Eltern dasjenige reichlich, was ihnen das Glück von seinen zufälligen Geschenken versagt hatte. Mit rühmlichem Eifer erfüllten sie, nach dem Maaße ihrer Kräfte und Einsichten, die Pflichten der Erziehung. Kaum war der junge Luther dem Flügelkleide entwachsen: so wurde er schon zu steter Thätigkeit gewöhnt, und in den ersten Anfangsgründen menschlicher Kenntnisse unterwiesen. Man trug ihn auf dem Arm in die öffentliche Schule zu Mannsfeld, und schon in der zartesten Kindheit belohnte er die Bemühungen seiner Eltern und Lehrer durch Gehorsam und unermüdete Lehrbegierde. Die, nach seinen eignen Erzählungen, oft zu weit getriebene Strenge, mit welcher man

ihn sowohl im väterlichen Hause als in der Schule behandelte, war nicht fähig, ihm die Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Gegenstände des Unterrichts, oder die noch schwerern Pflichten des Gehorsams lästig werden zu lassen und zu verbittern. Gelassen trug er vielmehr jede Züchtigung, und nahm sie als einen neuen Sporn zur Verdoppelung seines Fleißes an. Denn seine Eltern, von denen diese Züchtigungen größtentheils herkamen, unterhielten in seinem Herzen, durch das Beispiel ihrer Tugenden, eine so überwiegende Liebe zum Guten, daß es ihm nie einfiel, sich gegen die Befolgung ihrer Vorschriften, die er bei allen Unannehmlichkeiten der harten Behandlung, der er sich zuweilen unterworfen sah, doch immer für nützlich und heilsam erkannte, durch Tücke oder Wiederspenstigkeit aufzulehnen. Er hatte also nicht das Schiksal jener bedauernswürdigen Kinder, denen die wirkliche oder scheinbare Strenge ihrer Erzieher die ersten Keime der Boßheit und des Wiederwillens gegen ernsthafte Beschäftigungen einflößt, weil eben die Personen, die ihnen mit solcher Strenge begegnen, so große ihrem jugendlichen Herzen be-

schwerliche Selbstverleugnung von ihnen fordern, sich nur allzuoft in einer nicht Ehrfurcht und Zutrauen, sondern vielmehr Verachtung erweckenden Gestalt zeigen. Nur eine gewisse Schüchternheit hing ihm ziemlich lange als eine Folge dieser strengen Erziehung an, und ward der Grund seines frühzeitigen Hangs zur Einsamkeit und zur Melancholie, bestimmte ihn aber zugleich zur sorgfältigen Vermeidung mancher jugendlichen Uebereilungen, denen er sonst, bei der Lebhaftigkeit seines an stete Beschäfftigungen gewöhnten Geistes, leicht ausgesetzt gewesen seyn würde.

Schon in einem Alter von vierzehn Jahren verließ der junge Luther das väterliche Haus, um sich nach dem Willen seines Vaters, der ihn zum gelehrten Stande bestimmt hatte, auf der Schule zu Magdeburg zu seiner künftigen Lebensart noch näher vorzubereiten. Er fand aber hier so wenig Unterstützung, daß man ihn schon im folgenden Jahr zur Fortsetzung seines Studierens nach Eisenach schicken mußte. Auch in diesem neuen Aufenthalt war seine äußerliche Lage in der ersten Zeit sehr kümmerlich. Denn er mußte hier eben

so wie in Magdeburg seinen täglichen Unterhalt mit Singen und Beten vor den Häusern verdienen, weil sein Vater den Grundsatz gehabt zu haben scheint, daß man den heranwachsenden Jüngling, um ihn frühzeitig zur Arbeitsamkeit zu gewöhnen, in Rücksicht seines Fortkommens soviel wie möglich sich selbst überlassen, und nur im äußersten Nothfall, das heißt, wenn er selbst nichts verdienen könne, ihn unterstützen müsse. Nach diesem Grundsatz durfte also Luther in seinen Schuljahren auf die väterliche Milde schlechterdings nicht rechnen, weil er, wie man wenigstens in jenen Zeiten dafür hielt, ohne sich von seiner Bestimmung zu entfernen seinen nothdürftigen Unterhalt in der Currende oder vor den Thüren frommer Christen suchen und finden konnte.

Einem Jüngling von Luthers lebhaftem, zu früher Thätigkeit gewöhnten, und auf der andern Seite zugleich zur Melancholie geneigten Geist mußten diese täglichen Nahrungssorgen, dieses erniedrigende Gefühl seiner Abhängigkeit von fremdem Mitleid und die nicht selten erfahrne Demüthigung, sich gleich einem unverschämten Bettler mit Spott und Unwillen abgewiesen zu sehen,

doppelt empfindlich und drückend seyn. Er mußte sich, um seiner Neigung zu den Wissenschaften, die durch den Unterricht des damaligen Rektors zu Eisenach, des gelehrten Johann Tremonius, einen neuen Schwung erhalten hatte, ungehindert folgen zu können, nach einer sorgenfreiern Lage sehnen; er mußte, zur Schüchternheit gewöhnt, mißtrauisch gegen die menschliche Wohlthätigkeit werden, und seine ganze Beruhigung in dem kindlichen Vertrauen auf Gott, der natürlichen Folge in früher Jugend eingesogener und im unverdorbenen Herzen bewahrter, wenn gleich dunkler und unvollkommener Religionsgefühle, suchen. Vielleicht würde er in dieser Gemüthsstimmung ein junger Schwärmer geworden seyn, wenn sich nicht, durch eine glückliche mit ihm vorgegangene Veränderung, seine äußerlichen Umstände verbessert hätten. Conrads Cotta, eines Eisenacher Bürgers Ehefrau, wurde eines Tages durch die Andacht, mit welcher der junge Luther vor ihrer Thür betete, dergestalt gerührt, daß sie ihm ihr Haus öffnete, und sich mit mütterlicher Zärtlichkeit der Sorge für seinen Unterhalt unterzog. Jetzt erst konnte er, von den Beschwerlichkeiten

seiner bisherigen Lebensart befreit, seinen ganzen Fleiß der Sammlung nützlicher Kenntnisse widmen, und in kurzer Zeit brachte er es so weit, daß er, besonders in der lateinischen Wohlredenheit und Dichtkunst, alle seine Mitschüler übertraf. Zugleich benutzte er seine Nebenstunden zur Uebung in der Musik, und mäßigte seinen Hang zur Melancholie bald durch die wohlthätige Macht des Gesangs, bald durch die Melodien seiner Flöte so glücklich, daß jene jugendliche Heiterkeit, die er bisher nur wenig gekannt hatte, und die doch den künftigen Mann mit Kraft und Muth zur Erweiterung seines Wirkungskreises beleben, und zur standhaften Duldung mancher ihm bevorstehender unangenehmer Erfahrungen vorbereiten muß, in seine Seele zurückkehrte, oder vielmehr zum erstenmahl in ihm erwekt zu werden anfing.

Nach einem dreyjährigen Aufenthalt zu Eisenach verließ er diese Stadt, deren Andenken in der Folge seinem gefühlvollen dankbaren Herzen beständig theuer blieb, um sich auf die hohe Schule nach Erfurt zu begeben, und hier unterstützte ihn sein Vater, dem der jetzige Stand seines Sohnes

mit der ihm selbst zu überlassenden Sorge für seinen Unterhalt nicht vereinbarlich scheinen mochte, so freigebig und reichlich, daß er sich ununterbrochen und ohne niederschlagende Zerstreuungen mit der Erweiterung seiner Kenntnisse beschäftigen konnte. Seinen ersten Fleiß widmete er der aristotelischen oder vielmehr scholastischen Logik, studierte hierauf in der damals gewöhnlichen Ordnung die übrigen Theile der Philosophie und die Anfangsgründe der scholastischen Gottesgelehrsamkeit, fand aber, wie es scheint, an allen diesen Wissenschaften ungleich weniger Geschmak, als an den Vorlesungen, in welchen die besten römischen Klassiker, vorzüglich aber Cicero, Livius und Virgil, erklärt wurden. Denn sein lebhafter, nach würdigen Gegenständen des Nachdenkens strebender Geist konnte unmöglich weder in dem magern Gehalt, noch in der ekelhaften Form der damaligen Wissenschaften, die gewünschte Narung finden, und mußte also nothwendig nach einer wo nicht lehrreichern doch angenehmern Unterhaltung trachten. Mit edler Wißbegierde suchte er daher, die Kenntnisse und den Umgang seiner Lehrer auch auffer den öffentlichen Lehrstunden zu benutzen,

fand sich fleißig auf der Universitätsbibliothek ein, und hier war es, wo ihm eine vollständige lateinische Bibel, die er bisher noch nie gesehen hatte, zuerst in die Hände fiel.

So unbedeutend dieser Umstand bei dem ersten Anblik vielleicht scheinen mag: so wichtig wurde er doch durch seine unmittelbaren, und noch wichtiger durch seine entferntern Folgen. Luther, der, seit seiner frühesten Jugend zur Andacht gewöhnt, auch jezt noch nicht aufgehört hatte, das Gebet als den wichtigsten Theil seines Tagewerks zu betrachten, der, wenig befriedigt durch die vermeinte scholastische Weisheit, nach edlern Beschäfftigungen seines immer geschäfftigen Geistes schmachtete, und diese Beschäfftigungen, da er dieselben in dem Felde der damals bekannten Gelehrsamkeit nicht fand, in sich selbst zu suchen veranlaßt ward, mußte sich nothwendig am liebsten mit Gegenständen der Einbildungskraft unterhalten, die, ohne ihn eben den geraden Weg zur Wahrheit zu führen, doch wenigstens den Wirkungskreiß seiner Denkkraft zu erweitern schienen. Und, wo konnte er wohl, von dem Geiste des Christenthums noch zu wenig unterrichtet, um die Religions-

wahrheiten zum Gegenstande seines vernünftigen Nachdenkens zu machen, reichere Narung für seine Phantasie finden, als in der Sammlung der göttlichen Offenbarungen? Ganz natürlich ward also die Bibel von dem Augenblik an, da er sie auf der Universitätsbibliothek zu Erfurt kennen gelernt hatte, sein Lieblingsbuch, und mit ganzer Seele hing er an den Erzählungen von der nähern Verbindung gutgesinnter Menschen mit Gott, die wir in den Büchern des alten und neuen Bundes finden. Vorzüglich aber erhob die Geschichte des schon in seiner ersten Kindheit Gott geweihten Samuel sein Herz zu den lebhaftesten Gefühlen der mehr als irrdischen Bestimmung der Menschheit und zu den Empfindungen der wärmsten Gottesverehrung. Er kannte keinen eifrigern Wunsch, als den nach dem eigenthümlichen Besitz einer Bibel, und kein angelegentlicheres Geschäfft, als die tägliche Erweiterung seiner Religionskenntnisse aus den Zeugnissen dieses ehrwürdigen Denkmals der göttlichen Vorsehung.

Feurige Köpfe haben fast immer mehr oder weniger Anlage zur Schwärmerei, weil sie, zu unruhig und ungeduldig, um irgend ein Ziel auf dem

gewöhnlichen Wege zu verfolgen, sich selbst ganz neue Wege zu ebnen suchen, und darüber nur allzuleicht zum Raube ihrer überladenen und anhaltend angestrengten Phantasie werden. Auch Luther würde, bei der andächtigen Begeisterung, mit welcher er, bei weitem noch nicht gehörig vorbereitet, um einer kalten Prüfung und auf Ueberzeugung gegründeten Beherzigung des Gelesenen fähig zu seyn, die heilige Schrift zu lesen anfing, ähnlichen Gefahren schwerlich haben entgehen können, wenn nicht das Bewußtseyn des seinen Eltern schuldigen Gehorsams ihn von Zeit zu Zeit an seine künftige Bestimmung erinnert, und, durch mancherlei auf dieselbe sich beziehende Beschäfftigungen, die Thätigkeit seiner Einbildungskraft im Felde der Religion gemäßigt hätte. Nach dem Willen seines Vaters, und nach dem Rathe anderer Blutsfreunde, sollte er sich nehmlich nicht der Kirche, sondern vielmehr der Rechtsgelehrsamkeit widmen. Er war auch entschlossen, diesen Plan in Ansehung der Wahl seiner künftigen Lebensart zu befolgen, und sich zugleich zum akademischen Lehrer zu bilden. In dieser Absicht fing er an, nachdem er die höchste Würde in der Philosophie angenommen

hatte, Vorlesungen über verschiedene philosophische Wissenschaften, vornehmlich aber über die aristotelische Naturlehre und Ethik zu halten. Auch legte er sich um eben diese Zeit auf die Anfangsgründe der Rechtswissenschaften, als eine unerwartete Veränderung mit ihm vorging, und seinen künftigen Wirkungskreiß in weit engere Grenzen einzuschränken schien, als die nunmehr vermeintlich getäuschten Hoffnungen seiner gutmüthigen und auf ihren gelehrten Sohn stolzen Eltern demselben bestimmt hatten.

Zwey zufällige Ereignisse waren es, die diese Veränderung wirkten. Luther hatte sich bereits gegen vier Jahre in Erfurt aufgehalten, als ein fürchterliches Gewitter, welches neben ihm einschlug, und der plötzliche Tod seines Busenfreundes, Ailexus, der in der Nacht überfallen und erstochen wurde, seine ohnehin reizbare Phantasie dergestalt erschütterte, daß er sein unwillkührliches Erschrecken über jene natürliche, und diese traurige Begebenheit für einen göttlichen Ruf zur gänzlichen Entfernung von aller Gemeinschaft mit der Welt annahm, und sich zum Mönchsstande entschloß. Er entdekte sein Gelübde, welches er

in seinen Schriften selbst für übereilt und schwärmerisch erkennt, weder seinen Eltern, deren Einwilligung er nicht erwarten durfte, noch seinen vertrautesten Freunden; und wählte zu seinem künftigen Klosterleben den Augustiner-Eremiten-oder Barfüsser-Orden, dessen Regel gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts von zween frommen Vorstehern desselben, Simon Lindner und Andreas Kind, besonders in ihrem Vaterlande oder in den Sächsischen Klöstern zu ihrer ursprünglichen Strenge und wenigstens scheinbaren Lauterkeit zurückgeführt worden, und der überhaupt in einem bessern Rufe, als die übrigen Mönchsorden war. Nur bei diesem entscheidenden Schritt verlohr er die kindlichen Pflichten, die er bis dahin so sorgfältig beobachtet hatte, aus den Augen, weil er, von irrigen Religionsbegriffen verführt, sich, vermöge jenes vermeinten himmlischen Rufs, für einen Geweihten Gottes, und zugleich alle seine irrdischen Verbindungen für aufgehoben und zerrissen hielt. Am Tage vor der Ausführung seines raschen Entschlusses vergnügte er sich noch mit seinen zu sich eingeladenen Freunden, die nichts weniger als ein solches Vorhaben von ihm ahndeten, und

verließ in der folgenden Nacht seine Studierstube, um sich in das Augustiner-Barfüßerkloster zu Erfurt zu begeben, mit dessen Vorsteher er bereits die nöthige Abrede genommen hatte. Es verdient bemerkt zu werden, daß er bei seinem Eintritt ins Kloster alle seine Bücher, nur den Plautus und den Virgil ausgenommen, zurückließ. Vermuthlich war diese Wahl kein bloßer Zufall, und gründete sich vielmehr in seiner Vorliebe für die Schriften dieser beiden Römer, weil er in den Lustspielen des Plautus manche seiner Wißbegierde wichtige Winke zur Erweiterung seiner Menschenkenntniß, und in den Meisterwerken Virgils eben so reiche und noch angenehmere, auch minder anstößige Narung seiner Phantasie, als in allen andern heidnischen Dichtern gefunden hatte.

Sowohl die Eltern, als die Freunde Luthers erschraken bei dem Anblik der Abschiedsbriefe, in welchen er sie mit seinem unerschütterlichen Entschluß, der Welt zu entsagen, bekannt machte. Verschiedene seiner Jugendfreunde eilten zum Kloster, um ihn, wo möglich, noch auf andere Gedanken zu bringen; sie wurden aber nicht eingelassen, und es verging ein ganzer Monat, ehe ihn jemand

sehen und sprechen durfte. Seine Eltern waren beinahe untröstlich, und sein Vater, der überhaupt kein Freund der Mönche gewesen zu seyn scheint, mißbilligte nicht nur schriftlich die fromme Schwärmerey seines Sohnes, sondern kahm sogar selbst nach Erfurt, um auch mündliche Ermahnungen zu versuchen. Weder die Aufkündigung der väterlichen Liebe, noch die wiederholten Bitten seiner bekümmerten Eltern waren aber vermögend, den jungen Luther in seinem Entschluß wankend zu machen, so, daß endlich der aufgebrachte Vater nachgab, und, wiewohl mit sichtbaren Zeichen seines Wiederwillens, das Gelübde seines Sohnes genehmigte.

Luther hatte bei seinem Eintritt ins Kloster das Schikfal, welches fast alle gute Köpfe in der ersten Zeit ihres Mönchsstandes gewöhnlich trifft, das heißt, er wurde ein Gegenstand des Mißtrauens und der Verfolgung der übrigen Klosterbrüder. Kaum bemerkten die Mönche seine natürlichen Fähigkeiten, seine schon gesammelten Kenntnisse und besonders den Eifer, mit welchem er auch in seinem neuen Stande die heilige Schrift zu lesen fortfuhr: so wandten sie alles an, um ihm sein Novi-

ziat zu erschweren, und, durch mancherley Zerstreuungen, durch die strengste und unwürdigste Behandlung, seine Talente zu unterdrücken, und das Feuer seines hoch emporstrebenden Geistes auszulöschen, damit er nicht dereinst durch die Proben seines Fleißes ihr müßiges Leben in einem wiedrigen Lichte darstellen, ihre scheinbare Heiligkeit verdunkeln, oder wohl gar ihre Heucheley rügen möchte. Er mußte sich daher gefallen lassen, nicht nur das Amt eines Thürhüters und Sammlers, sondern auch zugleich die niedrigsten und schmutzigsten Arbeiten im Kloster, die man ihm, als einem Neuling auflegte, zu übernehmen. Vielleicht würde er, bei dem stummen Gehorsam, mit welchem er sich allen diesen Demüthigungen unterwarf, noch lange in einer so erniedrigenden Lage geblieben seyn, und sich zuletzt selbst, entfernt von jeder Veranlassung zur Veredlung seiner Ideen und Grundsätze, an den eigentlichen Mönchsgeist gewöhnt haben, wenn nicht die Universität zu Erfurt, die sich in der Person ihres unanständig behandelten Mitgliedes selbst beleidigt glaubte, ihm durch wiederholte bei dem Prior und Convent der Augustiner eingelegte Bitten nach und nach mehr Schonung und zugleich

neue Muße zur Fortsetzung seines Studierens verschafft hätte.

Ausser der Fürsprache der Universität hatte er diese Erleichterung seiner Lage vorzüglich dem Ansehen und der Verfügung des Generalvikars des Augustiner-Eremiten-Ordens in Deutschland und besonders in Sachsen, des frommen und gelehrten Johann von Staupitz, zu danken, dessen Aufmerksamkeit die schönen Anlagen des jungen Mönchs nicht entgangen waren. Mit verdoppeltem Fleiße konnte jezt Luther in seiner glücklichen Ruhe zu seinen Lieblingsbeschäfftigungen zurückkehren, und das schon früher angefangene Bibelstudium immer weiter fortsetzen. Vornehmlich laß er die heiligen Bücher des neuen Bundes mit täglich wachsender Einsicht in den Geist des ächten Christenthums, und schon damals fing er an, die Ausbreitung der nähern Bekanntschaft mit der heiligen Schrift unter dem Volke für die größte Pflicht der Geistlichkeit zu erkennen. Er fand es daher unbillig und zwekwiedrig, daß man den Laien in der Kirche weiter nichts als die Texte der Evangelien und Episteln vorlesen und erklären wollte, und würde vermuthlich in seinen Bedenklichkeiten über das damalige

Religionswesen schon in den ersten drey Jahren seines Klosterlebens noch weiter gegangen seyn, wenn nicht doppelte, theils in der Form seines Studierens, theils in seinem Gemüthszustande zu suchende Hindernisse seiner schnellern Aufklärung zuwieder gewesen wären.

Er mußte, um sich zum Gottesgelehrten zu bilden, das unfruchtbare Feld der scholastischen Theologie durchwandern, und wenn er gleich, alles was er unternahm, mit ganzem Eifer zu thun gewohnt, auch in diesen seichten Kenntnissen solche Fortschritte machte, daß er die Schriften verschiedener berühmter Scholastiker, eines Gabriel Biel, eines Wilhelm Okham und eines Albrecht von Cambray fast ganz auswendig wußte; obgleich sein forschender Geist auch hier geschäfftig war, Vergleichungen anstellte, und ihn die Werke einiger Kirchenväter, vorzüglich aber die Lehrsätze Augustins den Arbeiten der Scholastiker, und unter diesen den scharfsinnigen Okham einem Thomas von Aquino und einem Scotus weit vorzusetzen bewog: so wurde er doch, durch eben diese Beschäfftigungen, von der beruhigenden Ueberzeugung im Fache der wichtigsten Religionswahrheiten mehr zurück-

gesetzt, als derselben näher gebracht. Fast noch mehr, als die Zerstreuung, die ihm jene undankbare den scholastischen Spitzfindigkeiten gewidmete Mühe verursachte, stand sein alter Hang zur andächtigen Schwärmerey, der in seiner jetzigen Lebensart täglich neue Narung erhielt, der glücklichen Entwickelung seiner damals noch schlummernden Geisteskräfte im Wege. Noch immer hing ihm jene Schüchternheit, die Folge seiner strengen Erziehung, noch immer jenes ängstliche mit der Schüchternheit zusammenhängende Mißtrauen gegen sich selbst und gegen seine unschuldigsten Handlungen an. Die Mönchslehre von den verschiedenen zur vollkommenen Bekehrung nothwendigen Stufen der Reue und Buße kahm jetzt noch hinzu, und vollendete die Thätigkeit seiner geschäfftigen Phantasie zur Erfüllung eines ohnehin zweifelnden und leicht zu beunruhigenden Gewissens mit marternden Vorwürfen und erschütternden Schrekbildern. Er war anhaltend traurig, und verlohr in dieser trüben Stimmung, die oft an wirkliche Schwermuth grenzte, nicht nur fast allen zum glücklichen Fortgange eigentlicher Geistesarbeiten erforderlichen Muth, sondern quälte sich auch unaufhör-

lich mit vermeinten Anfechtungen mit Gewissens-
skrupeln und Vorwürfen über Kleinigkeiten, die er
sowohl seinem Beichtvater als dem ihm wohlwol-
lenden Johann von Staupitz klagte. Nirgends
fand er aber vollkommenen Trost und Beruhigung;
denn obgleich Staupitz ihn durch die Vorstellung,
daß er jene Anfechtungen als einen Beweis der gött-
lichen Gnade, die ihn zu großen Dingen bestimmt
habe, betrachten solle, und sein Beichtvater durch
die Verweisung auf das seligmachende Verdienst
Jesu, aufzurichten suchte: so blieb er doch immer
ein Raub seiner Schwermuth, weil er viel zu de-
müthig war, um jenen Worten, die Staupitz
gleichsam im prophetischen Geiste zu ihm gesagt *hatte*,
Glauben beizumessen, und noch zu wenig geläuterte
Religionsbegriffe besaß, um den Trost seines Beicht-
vaters richtig zu verstehen. Dennoch scheint eben
dieser Mann, dessen er unter dem Namen eines al-
ten Bruders, ohne seinen eigentlichen Namen zu
nennen, an verschiedenen Orten seiner Schriften
rühmlich erwähnt, ihn zum weitern Nach-
denken über die wichtige Lehre von der Recht-
fertigung und zu den ersten, wenn gleich noch
mangelhaften und verworrenen Ideen von der

Zueignung des Verdienstes Jesu veranlaßt zu haben.

Noch immer kämpfend mit diesen Feinden seiner Gemüthsruhe, mit dem unerklärbaren Gefühl der Leere und des unwillkührlichen Mißfallens, von dem er bei jedem Blick auf dasjenige, was man damals Religion nannte, ergriffen wurde, ohne ein solches Mißfallen in seiner Seele zu ahnden, und mit dem eben so unerklärbaren, aber jedem zur frühen Anwendung seiner Erkenntnißkräfte gewöhnten Geiste, natürlichen Drange nach Wahrheit, that der bekümmerte Luther alles, um die verlorne Ruhe wieder zu finden. Er fuhr fort, sich mit den Schriften der Kirchenväter, unter wlchen ihm Augustin, wegen seiner Lehre von der wirksamen Gnade Gottes, von Zeit zu Zeit besser gefiel, immer näher bekannt zu machen, und unterwarf sich zugleich der strengsten Klosterzucht. Vergaß er zuweilen, im Nachdenken über irgend eine Stelle der Bibel, oder in gelehrten Arbeiten vertieft, sich im Chor einzufinden: so suchte er diese Nachläßigkeit durch anhaltendes Beten und Fasten in seiner Zelle abzubüssen. Kurz, er übertraf alle seine Klosterbrüder nicht nur an Fleiß, sondern auch an Genauigkeit

in der Erfüllung seiner Ordensregel, und sein Eifer, sich durch Bußübungen und Kasteiungen zu jener selbstgefälligen Heiligkeit zu erheben, die der Eitelkeit des sinnlichen Menschen so sehr schmeichelt, und auch dem Bedürfniß der vorhin erwähnten unerklärbaren Gefühle, die der nichts weniger als eitle Luther für Anfechtungen hielt, abzuhelfen schien, war so groß, daß seine Gesundheit merklich dabei litt, und die gänzliche Zerstörung derselben unvermeidlich gewesen seyn würde, wenn nicht sein Gönner, Johann von Staupitz, ihn noch zur rechten Zeit in einen neuen und freiern Wirkungskreiß versetzt hätte.

Bald nach überstandenem Noviziat, ungefähr zwey Jahre nach seinem Eintritt in das Kloster, war er von dem Bischof Hieronymus von Brandenburg zum Priester geweiht, durch die Geschäffte dieses neuen Amts aber eben so wenig, als durch die fortgesetzte Beschäfftigung mit der scholastischen Theologie, die jezt der einzige Gegenstand seines Fleißes blieb, weil ihm seine Obern die Bibel genommen hatten, von seiner fortdaucrnden Gewissensangst und Traurigkeit befreit

worden. Noch ein Jahr verstrich ihm in der bisherigen Unruhe, bis er auf Staupitzens Vorschlag und Empfehlung einen Ruf zum Lehramt der aristotelischen Logik und Naturlehre auf der Universität zu Wittenberg erhielt. Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, der Stifter dieser hohen Schule, suchte nehmlich dieselbe immer in größere Aufnahme zu bringen, und gab zu dem Ende dem an seinem Hofe überhaupt in großem Ansehen stehenden Staupitz den Auftrag, sich um tüchtige und gelehrte Männer zur Besetzung der akademischen Lehrstühle zu bewerben. Staupitz, der, ausser seinem wichtigen geistlichen Amte, auch eine Stelle in der theologischen Facultät zu Wittenberg bekleidete, und daher die akademischen Mängel mit eigenen Augen sehen, und am besten beurtheilen konnte, woran es der neuen Universität noch fehle, fand Luthern, wegen seiner schon damals erprobten Gelehrsamkeit und noch größern Talente, zur Ausfüllung eines Theils der bemerkten Lücken so geschikt, daß er ihn, als einen jungen Mann von fünf und zwanzig Jahren, dem Kurfürsten zu der vorhin erwähnten Lehrstelle empfahl, und, da seine Empfehlung so-

gleich genehmigt wurde, ihn wirklich zu derselben beförderte.

Luther verließ also jetzt Erfurt, und war kaum zu Wittenberg in dem Augustinerkloster angelangt, und in sein neues Lehramt eingeführt worden, als er sich mit so vielen Arbeiten überhäuft sah, daß es ihm endlich an aller Muße zu fehlen anfing, um seiner bisherigen Schwermuth weiter nachzuhängen. Denn er mußte nicht allein die aristotelische Philosophie, die er jezt öffentlich lehren sollte, mit dem größten Fleiße studieren, sondern sich auch gewöhnen, den heftigen Wiederwillen, den er, nach seinem eignen Geständniß, gegen diesen Zweig der Gelehrsamkeit fühlte, zu überwinden, und seinen Geschmak, der ihn ganz auf die Seite der theologischen Wissenschaften zog, eine Zeitlang zu verleugnen. Durch diese nothwendige Bekämpfung seiner Lieblingsneigung bekahm er von Zeit zu Zeit mehr Gewalt über sich selbst, und gewann durch das Bewußtseyn dieser Gewalt immer mehr an Stärke des Geistes, zugleich erweiterte sich aber auch das Feld der Wirksamkeit seiner Seelenkräfte, da ihn der Rath zu Wittenberg zum Predigtamte berief. Er machte zwar anfänglich viele Schwierigkeiten, diesem Rufe

zu folgen, und schützte, noch immer von dem Geiste seines schüchternen Mißtrauens zu sich selbst beseelt, theils seine geringen Fähigkeiten, theils seine körperliche Schwachheit, als triftige Gründe vor, denselben von sich abzulehnen, mußte aber doch endlich den Ermahnungen und dem ausdrücklichen Befehl Johanns von Staupitz nachgeben, und fing an, erst seinen Klosterbrüdern, bald darauf aber auch öffentlich zu predigen.

Mitten unter diesen mannichfaltigen Beschäfftigungen setzte er das Studium der heiligen Schrift und der Kirchenväter mit solchem Eifer fort, daß er schon ein Jahr nach seiner Ankunft zu Wittenberg die Würde eines Baccalaureus der heiligen Schrift annehmen konnte, und theologische Vorlesungen zu halten anfing. Bisher war sein Wirkungskreiß auf den geistlichen Rednerstuhl, und auf sein akademisches Lehramt eingeschränkt geblieben. Jezt fand er eine Gelegenheit, seine Talente auch in einer andern Sphäre, zu welcher etwas mehr als bloße Gelehrsamkeit erfordert wurde, wirksam zu zeigen, und sich so unvermerkt zu der großen Bestimmung, die ihn erwartete, näher vorzubereiten.

Es war unter den deutschen Augustinern über eine neue

Eintheilung der sogenannten Provinzen, die Johann von Staupitz gemacht hatte, und der sieben Klöster sich schlechterdings nicht unterwerfen wollten, ein so hartnäckiger Streit entstanden, daß der Generalvikar für gut fand, die Sache zu Rom anhängig zu machen. Luther hatte sich Staupitzens Zutrauen in so hohem Grade erworben, daß ihm diese Unterhandlung übertragen, und er zur Betreibung derselben, in Gesellschaft eines andern Mönchs, nach Rom geschikt wurde. Er entledigte sich des erhaltenen Auftrags zum Vergnügen seiner Obern, und bewieß bei der glücklichen Vollendung dieses Geschäffts so viel Klugheit, daß er dadurch unter seinen Ordensbrüdern berühmt, und, weil die Mönche immer gewohnt sind, ihre Gunst mehr nach den Graden der Feinheit und politischen Brauchbarkeit, als der Frömmigkeit und Gelehrsamkeit abzumessen, auch vorzüglich geschätzt wurde. Zugleich hatte er den Vortheil von dieser Reise, daß sie ihn mit den Greueln der Italienischen und besonders der römischen Klerisei bekannt machte, und bei der Gelegenheit die äusserliche Gestalt der Kirche von dem Wesen der christlichen Religion immer genauer zu unterscheiden veranlaßte. Zwar ver-

mengte er damals selbst noch mancherley Gattungen des Aberglaubens mit dem Geiste des ächten Christenthums. Noch immer blieb ihm der Pabst, der bemerkten nichts weniger als christlichen Aufsenseite des römischen Hofes ungeachtet, ein Gegenstand nicht nur grenzenloser Verehrung, sondern wirklicher Anbetung; noch immer vermengte er äußerliche Andachtsübungen und die strenge Beobachtung seiner Ordensregel mit den eben so einfachen als erhabenen Lebenspflichten, zu deren Erfüllung die Religion Jesu ihre Verehrer auffordert. Es drängten sich aber doch schon unwillkührliche Zweifel wieder die Zwekmäßigkeit der damaligen Kirchenverfassung in seine Seele, die als schlummernde, seinem eignen Bewußtseyn nicht gegenwärtige Ideen, bei der ersten Veranlassung nothwendig mit verdoppelter Stärke erwachen, und ihre Wirksamkeit in Entschlüssen und Handlungen beweisen mußten. Besonders anstößig war ihm der Leichtsinn gewesen, den er an den Italienischen Priestern bei ihren wichtigsten Amtsverrichtungen, und selbst bei dem damals in seinen Augen noch ungemein heiligen Meßopfer bemerkt hatte, und noch anstößiger mußten ihm also die Spöttereien seyn,

die er sich, so oft er selbst Messe hielt, wegen seiner dabei bewiesenen Andacht, von jenen Elenden mußte vorsagen lassen. Nichts war daher wohl natürlicher, als daß er, gut und bied er und keiner Heuchelei fähig, immer neue und stärkere Bewegungsgründe in sich fühlte, jene äusserliche Andacht nicht nur durch seinen ganzen Wandel, sondern auch durch beständige Fortschritte in der Erkenntniß der Religion, die ihm ein so wichtiger Gegenstand der tiefsten Ehrfurcht war, zu rechtfertigen.

Mit diesen Gedanken kehrte er von seiner Reise nach Wittenberg zurück, und widmete sich, voll des edlen Gefühls seiner von Zeit zu Zeit freier emporstrebenden Geisteskräfte, mit verdoppeltem Eifer seinen Berufsarbeiten. Täglich nahm er an gründlichen Einsichten zu, übte sich, in der auf Staupitzens Rath angefangenen Erklärung des Briefes an die Römer, in der Auslegung der heiligen Schrift, und fuhr zugleich fort, sich durch seine Predigten um die Ausbreitung nützlicher Religionslehren unter dem Volke verdient zu machen. Eine dieser Predigten rührte den Kurfürsten von Sachsen, Friedrich den Weisen,

der dieselbe mit angehört hatte, dergestalt, daß er dem geistlichen Redner seine ganze Gunst und Achtung schenkte, und so wohl dessen Scharfsinn als kraftvolle Beredsamkeit bewunderte. Staupitz suchte diese günstigen Gesinnungen des Kurfürsten zur weitern Beförderung seines Lieblings zu benutzen, und bewog daher unsern Luther, nachdem er nicht ohne Mühe die Bedenklichkeiten des bescheidenen Mannes, der jezt dieselben Zweifel erneuerte, die man ihm bei seinem ersten Auftritt auf die geistliche Rednerbühne benehmen müssen, gehoben hatte, sich um die höchste Würde in der Gottesgelehrsamkeit zu bewerben. Friedrich der Weise gab selbst die zur Erlangung dieser akademischen Würde erforderlichen Kosten her, und so wurde Luther in einem Alter von neun und zwanzig Jahren, mit allen damals gewöhnlichen Feierlichkeiten, zum Doktor der heiligen Schrift erhoben.

So wenig dieser Zuwachs äusserlicher Ehre den Werth eines Mannes von Luthers Kopf und Denkungsart zu erhöhen vermochte, und so wenig er selbst, wie wir aus verschiedenen Aeusserungen in seinen Schriften schließen können, die so-

genannten akademischen Grade überhaupt einer besondern Achtung zu würdigen geneigt war: so scheint doch eben diese gerechte Unzufriedenheit mit dem großen Haufen nach leeren Titeln geizender Gelehrten ihm den gehörigen Grad von Ehrgeiz eingeflößt zu haben, um ihn mit unermüdeter Arbeitsamkeit alles unternehmen zu lassen, wodurch er seiner neuen Würde Ehre machen zu können glaubte. Vier Jahre hindurch studierte er, um die Stellen der heiligen Schrift, die ihm bisher noch dunkel geblieben waren, gründlich verstehen zu lernen, die griechische und hebräische Sprache mit ununterbrochenem Fleiße; ersuchte, so oft ihn sein eigner Scharfsinn unbefriedigt ließ, die berühmtesten Sprachforscher um ihren Rath und Belehrung, und erklärte in seinen akademischen Vorlesungen, die sich schon damals von ähnlichen Vorträgen seiner Amtsgenossen vortheilhaft zu unterscheiden anfingen, den Brief an die Römer und die Psalmen, wobei er Gelegenheit fand, sowohl das Maaß seiner bereits gesammelten Kenntnisse zu prüfen, als die noch auszufüllenden Lücken zu bemerken.

Je vertrauter er, durch das Studium der

Grundsprachen und der vorzüglichsten Kirchenvä-
ter, mit dem wahren Geiste der heiligen Schrift
bekannt wurde, desto unbrauchbarer erschien ihm
die aristotelisch-scholastische Philosophie im Felde
der theologischen Wissenschaften. Seine Ueber-
zeugung von den Hindernissen, die diese scholasti-
schen Spitzfindigkeiten der zwekmäßigen Behand-
lung der christlichen Religionslehre in den Weg
gelegt hatten, war so lebhaft, und sein auf Ue-
berzeugung von der Wahrheit seiner Behauptun-
gen gegründeter Muth so groß, daß er es wagte,
den Vorurtheilen seiner Zeitgenossen mit edler
Freimüthigkeit zu wiedersprechen. Nicht etwa,
als ob er, eingedenk des Wiederwillens und der
Schwierigkeiten, die er bei der Erlernung der
aristotelischen Philosophie empfunden hatte, sich
an dem griechischen Philosophen gleichsam zu rächen,
und das ganze Lehrgebäude desselben zu untergra-
ben gesucht hätte. Er ließ vielmehr dem Scharf-
sinn des Aristoteles, besonders was seine Logik,
Rhetorik und Poetik betraf, vollkommene Gerech-
tigkeit wiederfahren, und tadelte bloß die Ver-
mischung der von den Scholastikern noch dazu
mißverstandenen aristotelischen Philosophie mit der

christlichen Religion, und deren stolze Erhebung über das Ansehen der heiligen Schrift. In der Absicht, diesen Mißbräuchen abzuhelfen, griff er nicht allein verschiedene Lehrsätze des Aristoteles öffentlich an, und theilte seine Einwürfe einigen gelehrten Männern schriftlich mit, sondern bemühte sich auch, die ihm verhaßte scholastische Philosophie von den Lehrstühlen der öffentlichen Schulen dadurch zu verdrängen, daß er sie bei jeder Gelegenheit, vornemlich aber den angehenden jungen Gelehrten, verächtlich und lächerlich zu machen suchte.

Er hatte noch nicht lange angefangen, diese der herrschenden Meinung geradezu widersprechende Lehrsätze, die ihn zwar als einen denkenden und unternehmenden Mann berühmt, zugleich aber auch bei den eifrigen Anhängern des seit Jahrhunderten eingeführten theologischen Systems allgemein verhaßt machten, laut zu bekennen, als eine abermalige Erweiterung seines Wirkungskreises ihn in den Stand setzte, seinen Lehren und Verbesserungsvorschlägen allgemeinern Eingang zu verschaffen. Sein alter Gönner, Johann von Staupitz, mußte auf des Kurfürsten Friedrichs

des Weisen Befehl eine Reise in die Niederlande unternehmen, um einige Heiligthümer für die Schloßkirche zu Wittenberg zu sammeln, und übertrug ihm, bei dieser Gelegenheit, als seinem Stellvertreter die Verwaltung des Vicariats und die Visitation über vierzig in Meissen und Thüringen gelegene Klöster des Augustiner-Barfüsserordens. Luther übernahm diesen ehrenvollen und wichtigen Auftrag ohne Weigerung, woraus wir auf sein schon damals merklich vermehrtes Zutrauen zu sich selbst schließen können, bereisete verschiedene Klöster seines Ordens, und benutzte die ihm anvertraute Gewalt eines Amtsverwesers des Vicariats zu mehrern nützlichen Verbesserungen. Besonders verdient machte er sich aber um die zweckmäßigere Einrichtung der hin und wieder mit den Klöstern verbundenen Lehranstalten, um die Ausbreitung des Geschmaks an der heiligen Schrift unter seinen Ordensbrüdern, und durch die Anleitung derselben zu einem untadelhaften Wandel.

Um eben diese Zeit bemerken wir schon verschiedene Vorspiele der erst ein Jahr später eigentlich angefangenen Kirchenverbesserung, da sich so-

wohl Luthers Muth in dem öffentlichen Bekenntniß der Lehrsätze, die ihn in der Folge aller Gemeinschaft mit der römischen Kirche zu entsagen nöthigten, als die Bestimmtheit seiner Ueberzeugungen von denselben täglich vermehrte. Mit kraftvoller Freimüthigkeit trug er seinen zahlreichen Zuhörern die Lehren von der Rechtfertigung, von dem Unvermögen der natürlichen Kräfte des Menschen zur Erwerbung der Seligkeit, und von der Beschaffenheit und Nothwendigkeit eines innern Gottesdienstes öffentlich vor, und fand damit so großen Beifall, daß seine meisten Amtsgenossen ähnliche Grundsätze anzunehmen, und in ihren Vorlesungen zu lehren veranlaßt wurden. Hierbei mußte nothwendig zugleich das Studium der Bibel, der Schriften Augustins, und jener wohlthätigen von den Mystikern empfohlnen Herzenstheologie gewinnen, weil Luther die erste der vorhin bemerkten Lehren unmittelbar aus der heiligen Schrift geschöpft, die andere von dem Kirchenvater Augustin, und die dritte von den Mystikern entlehnt hatte. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn er, voll der Zufriedenheit mit dem glücklichen Erfolg seiner ersten Bemühungen, für

die gute Sache der Religion in eben dem Verhältniß immer unternehmender wurde, in welchem die Zahl seiner Freunde und Anhänger zunahm.

In die Zahl seiner Freunde rechnete er vorzüglich den damaligen Prior des Augustiner-Klosters zu Erfurt, Johann Lang, dem er früher als irgend einem andern seine den Kirchensatzungen geradezu wiedersprechende Meinung von der allein seligmachenden Gnade und von der Nichtigkeit des Verdienstes der Werke anvertraute. Erst etwas später wurde er durch den Streit über den freien Willen, den er, und mit ihm zugleich der Wittenbergische Gottesgelehrte, Andreas Bodenstein von Carlstadt, mit den Scholastikern führen mußte, veranlaßt, jener Meinung noch weiter nachzudenken, und sie öffentlich bekannt werden zu lassen. Sein Zutrauen zu den natürlichen Kräften der Menschheit war nehmlich so gering, daß er den scholastischen Lehrsatz von der Vorbereitung des freien Willens zur Bekehrung verwarf, und der menschlichen Freiheit alle Kraft zum Guten, in Rücksicht der Erfüllung der Religionspflichten, absprach. Ein angehender Theolog, Bartholomäus Feldkirch, vertheidigte verschie-

dene auf dieses Glaubensbekenntniß sich beziehende Lehrsätze unter seinem Vorsitz, und nun fingen andre Universitäten an, auf die zu Wittenberg vorgebrachten neuen Behauptungen aufmerksam zu werden, und den Urheber derselben anzufeinden.

Luther fuhr indessen fort, den einmal betretenen Weg standhaft zu verfolgen, und es bedurfte nur einer äusserlichen Veranlassung, um ihn zu noch kühnern und entscheidendern Schritten zu bestimmen. Diese Veranlassung fand er in den eben damals aufs höchste gestiegenen Greueln des ärgerlichen Ablaßhandels, dessen Ursprung und Fortgang ich schon oben berührt habe. Pabst Julius II. hatte bereits unter dem Vorwande der großen Kosten, die ihm der Bau der Peterskirche verursachte, einen allgemeinen Ablaß ausgeschrieben, und die Kraft desselben, um ihn der apostolischen Kammer doppelt einträglich zu machen, weiter als irgend einer von seinen Vorfahren ausgedehnt. Nach seinem Vorgeben sollte der mit Gelde zu lösende Ablaßbrief nicht nur demjenigen, der ihn bezahlt hatte, die vollkommenste in der Taufe empfangene Unschuld und Reinigkeit

wieder schenken, und ihm die Freiheit, sich mit Vorbeigehung seines ordentlichen Seelsorgers einen Beichtvater nach eignem Wohlgefallen zu wählen, verleihen, sondern auch seinen bereits verstorbenen Blutsfreunden zu Statten kommen. Der prachtliebende und verschwenderische Pabst Leo X. setzte dieses unanständige Verkehr mit der Vergebung der Sünden ungescheut fort, und übertrug dasselbe, besonders in Deutschland, dem Probst zu Arcisate, Johann Angelus Arcimboldi, einem Mailänder, als General-Commissar, nachher aber dem Kurfürsten von Mainz, Albrecht von Brandenburg, und dem Guardian der Franziskaner zu Mainz, welcher letztere jedoch der päbstlichen Commission bald wieder entsagte. Mit desto größerm Eifer unterzog sich Kurfürst Albrecht von Mainz des von dem Pabste erhaltenen Auftrags. Dieser Fürst, der ein Bruder des durch seine Staatsklugheit so wohl, als seinen katholischen Religionseifer berühmten Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg, und zugleich Erzbischof von Magdeburg und Bischof von Halberstadt war, hatte in seinem Charakter viel Aehnlichkeit mit dem damaligen Pabste. Eben so freigebig,

prachtliebend und verschwenderisch als Leo X. ergriff er jede Gelegenheit, sich außerordentliche Quellen seiner Einkünfte zu öfnen, mit Vergnügen, und man konnte daher leicht vorausfehen, daß er die ihm anvertraute Vollmacht in Ansehung des päbstlichen Ablasses mit mehr als kaufmännischem Geiste zu seinem Vortheil benutzen würde. Es kahm wirklich so weit, daß er den Ertrag des Ablaßhandels in Deutschland der apostolischen Kammer gewissermaaßen abpachtete, und die Einkünfte, die er aus diesem Gewerbe zog, waren so beträchtlich, daß er in kurzer Zeit den Rückstand abtragen konnte, den er dem römischen Hofe für das erzbischöfliche Pallium bisher schuldig geblieben war. Verschiedene von ihm ernannte Unter-Commissarien zogen in Deutschland herum, um den Ablaß zu predigen, und den Kurfürsten sowohl, als den Pabst mit dem Gelde abergläubischer Sünder und schwachköpfiger Andächtler zu bereichern. Unverschämter als alle andere Ablaßprediger benahm sich aber der berüchtigte Dominikaner, Johann Tezel.

Dieser eben so unwissende als niederträchtige Mönch, der, weit davon entfernt, ich will nicht

sagen, vernünftiger Religionsbegriffe, sondern nur dunkler Religionsgefühle, sich jemals bewußt geworden zu seyn, nicht einmal des geringsten moralischen Gefühls fähig war, hatte sich schon vormals dazu brauchen lassen, den Ablaß zum Vortheil des deutschen Ritterordens wieder die Russen und Tatarn zu predigen, auch die päbstlichen Butterbriefe, deren Ertrag größtentheils zum Bau der Elbbrücke bei Torgau und der Domkirche zu Freiberg bestimmt war, dem Volke anzupreisen. Sowohl bei dem ersten, als bei dem andern Geschäfft hatte er so viel Eifer, oder vielmehr so viel Frechheit bewiesen, daß er als ein in seiner Art vorzüglich brauchbarer Mann dem römischen Hofe bekannt, und zur Belohnung seiner Verdienste zum Inquisitor oder, wie man es damals nannte, zum Ketzermeister erklärt, das heißt, mit dem päbstlichen Auftrage beehrt wurde, alle Irrgläubige zur Verantwortung zu ziehen und zu verfolgen. Jezt erhielt er, wahrscheinlich nachdem ihm der Pabst schon vorläufig die Gewalt Ablaß zu predigen ertheilt hatte, von dem Kurfürsten von Mainz noch die besondere Vollmacht, sich, als dessen Unter-Commissar, in

Sachsen und in dem Brandenburgischen diesem Geschäfft zu unterziehen. Seine aus frühern Proben schon bekannt gewordene gefährliche Beredsamkeit, mit welcher er der leichtgläubigen Menge ihr Geld abzulocken wußte, bewog den Kurfürsten Friedrich den Weisen und dessen Vetter, den Herzog Georg von Sachsen, ihm das Ablaßpredigen in ihren Ländern, wo nicht ganz zu untersagen, doch wenigstens, wie wir aus verschiedenen Umständen schließen können, zu erschweren. Denn Tezel begnügte sich, nach einem kurzen Aufenthalt im Erzgebürge, seinen Ablaßhandel in der Nachbarschaft der Sächsischen Grenzen, vorzüglich aber zu Magdeburg, Halle, Halberstadt, Jüterbok und Zerbst zu treiben; und hier trieb er denselben mit so glücklichem Fortgange, daß er von seinem Gewerbe, ausser freier Kost und Kleidung, eine monatliche Besoldung von achtzig Gulden, welches damals eine beträchtliche Summe war, ziehen, auf einem kostbaren Wagen, von drey Reutern begleitet, im Lande herumreisen, und sich einen andern Dominikaner, Bartholomäus zum Gehülfen und Stellvertreter zuordnen konnte.

Beide, sowohl Tezel als sein Unter-Commissar, suchten es sich gleichsam an sinnloser Beredsamkeit und gotteslästerlicher Unverschämtheit wetteifernd zuvorzuthun. Tezel selbst behauptete öffentlich, der Ablaß sey die höchste und wertheste Gabe Gottes, und vermögend, den Sünder auch ohne Reue und Buße zu rechtfertigen; der Erlöser habe nach seiner Himmelfarth weiter keine Gewalt über die Kirche, die bis zum Tage des allgemeinen Weltgerichts dem römischen Bischof allein zustehe, und das rothe Ablaßkreuz mit dem daran hängenden päbstlichen Wapen sey folglich als das Allerheiligste zu verehren, und eben so wirksam, als das Kreuz Christi. Bartholomäus wollte sogar zu Dessau, wo er sein Wesen trieb, das Blut des Weltheilandes von dem Ablaßkreuze herabströmen gesehen haben, und bedrohte alle, die an der Wunderkraft dieses Kreuzes zweifelten, mit dem Kirchenbann.

Theils aus blindem Aberglauben, theils aus Furcht vor den Drohungen, die Tezel und sein Gehülfe gegen alle Ablaßfeinde ausstießen, floß eine Menge Volks aus der umliegenden Gegend in die Städte, die sich die Ablaßprediger zu ih-

rem Schauplaß gewählt hatten, zusammen. Auch aus Wittenberg zogen viele Menschen besonders nach Jüterbok, um sich hier die Vergebung ihrer Sünden zu erkaufen, und verschiedene Beichtkinder Luthers troßten, als ihnen dieser im Beichtstuhl Reue und Buße empfahl, auf die gelößten Ablaßbriefe. Sie wollten von keiner Bekehrung oder Lebensbesserung etwas wissen, und als ihnen daher Luther die verlangte Absolution verweigerte: so war Tezel abermals ihre Zuflucht. Bei ihm beschwerten sie sich über die Strenge ihres Beichtvaters, und kaum hatte Tezel ihre Klagen vernommen: so fing er an, auf der Kanzel die Verächter des Ablaßes mit Schmähungen zu überhäufen, sie der Ketzerei zu beschuldigen, und, vermöge der als Inquisitor ihm anvertrauten Gewalt, sie mit dem Scheiterhaufen zu bedrohen, in welcher Absicht er, um noch mehr Schrecken zu verbreiten, auf dem Markte zu Jüterbok einige mal ein großes Feuer anzünden ließ.

Luther mußte unter diesen Umständen nothwendig befürchten, daß ihn Tezel sowohl durch Verhetzungen unter dem Volke noch weiter anfeinden, als in der Folge vielleicht sogar bei seinen

Vorgesetzten der Ketzerei beschuldigen würde. Schon diese Besorgniß, noch mehr aber die ungeheuchelte Ehrfurcht, mit welcher er, nach seinen eignen Erzählungen, dem Pabste damals noch zugethan war, und die ihm nicht verstattete, die dem obersten Bischof gebührende Achtung durch den schändlichsten Mißbrauch des Ablaßes herabwürdigen zu lassen, bewog ihn, in dieser Angelegenheit zuerst an die Bischöfe von Meissen, Brandenburg, Naumburg und Merseburg, hernach aber auch an den Kurfürsten Albrecht von Mainz zwar demüthige, doch aber zugleich von edlem Selbstgefühl zeugende Schreiben zu erlassen. Er stellte diesen Prälaten die kühnen, sowohl die Religion, als den römischen Stuhl, unter dessen Namen sie ausgeübt wurden, schändenden Anmaßungen der Ablaßprediger vor, und ermahnte sie, vermöge ihres heiligen Amts, sowohl dem ganzen Unwesen überhaupt Einhalt zu thun, als ins besondere die Befolgung der Tezelschen Instruktion für die Priester, die ihm auf die gänzliche Vernichtung aller noch übrigen Kirchenzucht abzuzwecken schien, nicht zu gestatten. Seine Vorstellungen blieben aber zum Theil ganz unbe-

antwortet, und die Antworten, die er von einigen Bischöfen erhielt, waren nichts weniger, als befriedigend, und enthielten bloß die trostlose Erklärung, daß man wieder die päbstlichen Geschäffte und Geschäfftsträger nichts unternehmen könne und dürfe. Wäre Luthers Eifer für die gute Sache nicht so groß, wäre seine Ueberzeugung von der allein seligmachenden Gnade nicht schon damals so unerschütterlich, sein Wunsch, den Pflichten seines Standes gemäß, das Seinige zur Rettung des Seelenheils der verblendeten und irre geführten Menge beizutragen, nicht so warm und herzlich gewesen: so würde folglich der Aberglaube gesiegt, und niemand daran gedacht haben, den Abscheulichkeiten des Ablaßhandels ein Ziel zu setzen. Er allein wagte es, da sein erster Versuch mißlungen war, der wenn gleich erst halb erkannten Wahrheit auf andern Wegen Eingang zu verschaffen, benahm sich aber in der Verfolgung seines Zweks mit einer Vorsicht, die man nur bei dem wirklich großen und zugleich gutgesinnten Mann, der in seinen Verbesserungsentwürfen lieber langsam zu Werke geht, als plötzliches Aufsehen erregen will, anzutreffen gewohnt ist.

In der lobenswerthen Absicht, dem durch den Ablaßkram immer weiter um sich greifenden Kaltsinn gegen das Wesentliche der christlichen Religion zu steuern, predigte er daher erst in der Schloßkirche hernach aber auch in der Stadtkirche zu Wittenberg wieder die herrschende Meinung, und zeigte seinen Zuhörern, daß der wahre Christ, dem seine Seligkeit am Herzen liege, sich nicht begnügen dürfe, Ablaß zu lösen, sondern vielmehr weit größere und wichtigere Pflichten zu erfüllen habe. Aus diesen Predigten entstand der Sermon vom Ablaß, den er durch den Druk bekannt machte, und in welchem er seine damals freilich noch nicht ganz geläuterten, doch aber in einigen Punkten, besonders in Rücksicht der Behauptung, daß Gott von dem Sünder weiter nichts als wahre Reue und Bekehrung fordere, ganz richtigen Begriffe von der Vergebung der Sünden in zwanzig Grundsätzen vortrug. Fast zu gleicher Zeit, man weiß nicht gewiß, ob vor oder nach der Bekanntmachung des Sermons vom Ablaß, schlug er auch jene berühmten fünf und neunzig Theses an der Schloßkirche zu Wittenberg an, und lud jeden Freund der Wahrheit zur freimü-

thigen Untersuchung derselben ein, um seine Meinung, die er in dem deutsch geschriebenen Sermon zur allgemeinen Beherzigung aufgestellt hatte, nunmehr auch einer gelehrten Prüfung zu unterwerfen. Der Inhalt dieser fünf und neunzig in bündiger Kürze und lateinisch abgefaßten Sätze kömmt im Wesentlichen mit den Hauptpunkten des Sermons überein. Luther verwirft in denselben weder die päbstliche Hoheit überhaupt, noch die Macht des Pabstes Ablaß zu ertheilen insbesondere; doch behauptet er schon, daß die Kraft des Ablasses sich bloß auf die Entbindung von den kanonischen Strafen und die Erlassung der von den Bischöfen und Beichtvätern aufgelegten Bußen einschränke, keinesweges aber den Menschen entsündigen, oder eine Seele anders als durch die hinzukommende Wirksamkeit des Gebets oder der päbstlichen Fürsprache bei Gott aus dem Fegfeuer erlösen könne.

Es fehlte also, wie wir aus diesem kurz zusammengefaßten Geiste der zur weitern Untersuchung aufgestellten fünf und neunzig Sätze schließen können, noch sehr viel daran daß der Urheber derselben schon damals alle Vorurtheile der römisch-

katholischen Kirche hätte verwerfen, und an eine förmliche Kirchenverbesserung hätte denken sollen. Er bekannte vielmehr in der Folge selbst seine damalige Unwissenheit und Schwachheit, und erzählt an mehr als einem Orte seiner Schriften, daß er zu jener Zeit selbst noch keinen richtigen Begriff vom Ablaß gehabt, und aus Besorgniß, den Rechten des Pabstes oder dem Ansehen der Kirche zu nahe zu treten, sich nur mit Furcht und Zittern in diese ganze Angelegenheit eingelassen hätte. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß ihn dieses freimüthige Geständniß, diese sichtbaren Spuren einer gewissen Aengstlichkeit bei den erslen Schritten zu einem großen und heilsamen Endzwek, die er sowohl durch eine jenen Sätzen angehängte Verwahrung wieder den Vorwurf der Ketzerei, als in dem demüthigen zugleich mit seinen Sätzen dem Kurfürsten von Mainz überschikten Bittschreiben hinlänglich bewieß, in den Augen des Menschenkenners weit liebenswürdiger machen müssen, als er bei einem höhern Grade von Kühnheit erscheinen würde. Denn eben diese Furchtsamkeit ist es, die uns völlig davon überzeugt, daß es ihm einen harten

Kampf mit vorgefaßten Meinungen und mit sich selbst kostete, ehe er sich seine Stimme gegen die bemerkten Mißbräuche zu erheben entschloß, und daß folglich weder leichtsinnige Uebereilung, noch feuriger, keine Gefahr scheuender Ehrgeiz, oder wohl gar Triebfedern des blinden Eigennutzes seine ersten Schritte lenkten, sondern daß vielmehr innige, wenn gleich, wegen mangelhafter Einsichten, noch etwas schüchterne Liebe zum Guten, Gefühl der Pflichten, die er der Religion und seinem Stande schuldig war, und Bewegungsgründe frommer und thätiger Menschenliebe ihn zu seinen ersten Unternehmungen, von denen hier die Rede ist, bestimmten.

Kaum waren vierzehn Tage verstrichen: so hatten sich Luthers Theses vom Ablaß durch ganz Deutschland, und in einer Zeit von vier Wochen durch den größten Theil der Christenheit ausgebreitet. Bald wurden sie zum Gegenstande des allgemeinen Gesprächs der Gelehrten, und erhielten anfänglich nicht nur eines würdigen Prälaten, des Bischofs von Würzburg Lorenz von Bibra, sondern selbst des Kaisers Maximilians I. Beifall. Desto aufgebrachter wurden der Kurfürst von Mainz,

Johann Tezel und die blinden Anhänger und Verehrer der päbstlichen Gewalt gegen den Urheber jener Sätze, und sogar Kurfürst Friedrich der Weise würde vielleicht, aus Liebe zum Kirchenfrieden, dessen aus diesen Neuerungen zu befürchtende Störung er vorausfah, der guten Sache seinen Schutz und Beifall versagt haben, wenn nicht sein Hofprediger und Sekretär, Georg Spalatin und der schon oft erwähnte Johann von Staupitz ihn bei günstigern Gesinnungen erhalten hätten.

Tezel, der viel zu unwissend war, um sich mit unserm Luther in eine gelehrte Streitigkeit einzulassen, wagte es dennoch, eine in deutscher Sprache abgefaßte Wiederlegung seines Sermons vom Ablaß herauszugeben, nahm aber zugleich seine Zuflucht zu den gewöhnlichen Waffen aller kleinen Geister, zu Schmähungen, und schrie seinen Gegner für einen Irrgläubigen und Ketzer aus, bestieg auch, hiermit noch nicht zufrieden, zu Frankfurt an der Oder die theologische Katheder, und vertheidigte unter des berühmten Eiferers für das Pabstthum, Conrads Wimpina, Vorsitz, erst hundert und sechs, nachher aber

noch funfzig Theses zur Rechtfertigung seiner Abscheulichkeiten und der sogenannten gemeinen Lehre der Kirche. Luther setzte diesem Angriff eine Vertheidigung seines Sermons vom Ablaß entgegen, würde aber dennoch schwerlich weiter gegangen seyn, wenn nicht die Verleumdungen seiner aufgebrachten Feinde ununterbrochen fortgedauert hätten. Denn er war von allem Eigensinn und Eigendünkel so weit entfernt, daß er dem Bischof Hieronymus Scultetus von Brandenburg, der ihn durch den Abt des Klosters Lenin ermahnt hatte, sich des fernern Schreibens und der weitern Ausführung seiner Sätze wenigstens vor der Hand zu enthalten, sogleich den vollkommensten Gehorsam zusagte. Nur den Vorwurf der Ketzerey konnte er nicht vertragen, weil sein Gewissen ihm die Reinigkeit seiner Absichten bezeugte. Er blieb daher ziemlich gelassen bei der mit Behutsamkeit geschriebenen Wiederlegung, die der Vicekanzler der Universität zu Ingolstadt, Johann Eck, ihm entgegensetzte, aber mit edelm Unwillen und zugleich mit erhöhtem Muth erfüllte ihn das Bewußtseyn seines ächten Religionseifers bei jeder Beschuldigung vorgeblicher Irrlehren. So be-

antwortete er die Ermahnung der Obern des Augustinerklosters zu Wittenberg, die in ihn drangen, den Orden durch seine Neuerungen in der Lehre nicht zu beschimpfen, mit der kurzen und nachdrücklichen Erklärung, daß sie nur Gott allein, in dessen Namen er das ganze Werk angefangen habe, die Leitung oder Vernichtung desselben überlassen möchten. Noch größern Muth bezeigte er, als zween Dominikaner, Sylvester Prierias und Jakob von Hochstraat, ihn am päbstlichen Hofe als einen verabscheuungswürdigen Ketzer anschwärzten, und jener in seinem Gespräch von der Gewalt des Pabstes ihn als einen zur gerichtlichen Verfolgung reifen Irrlehrer vorzustellen, dieser aber sogar den römischen Bischof zu überreden suchte, ihn durch den Scheiterhaufen zu wiederlegen. Auch erschrak er nicht, als der Cardinal Raphael von Rovere den Kurfürsten Friedrich den Weisen in einem eignen Schreiben ersuchte, ihm seinen Schutz zu entziehen. Er blieb vielmehr, bei allen diesen angedrohten und zum Theil schon hereinbrechenden Verfolgungen seiner Feinde, so gleichmüthig und standhaft: daß er freimüthig erklärte, wenn der Pabst und seine Cardinäle mit der Meinung des Prierias

von der Gewalt des obersten Bischofs übereinstimmten: so wäre Rom mit vollkommnem Recht für den Sitz des Antichrist zu halten. Dem blutdürstigen Jakob von Hogstraat machte er gerechte Vorwürfe wegen seiner Unwissenheit und Grausamkeit, und seinem Ordensobern Johann von Staupitz erklärte er seinen festen Entschluß, der erkannten und behaupteten Wahrheit selbst mit Gefahr seines Lebens treu zu bleiben.

Auch auf einer Reise, die er um diese Zeit zu einer nach Heidelberg ausgeschriebenen Versammlung der deutschen Augustiner unternahm, bewieß er jene heitere und standhafte Gemüthsfassung, die nur das Bewußtseyn der gerechten Sache begleitet. Unerschrocken trat er diese Reise an, obgleich verschiedene von seinen Freunden, ihn wegen der dabei zu befürchtenden Gefahren von derselben abzuhalten suchten; lehnte das Anerbieten des Pfalzgrafen Wolfgang, der ihm auf einem Theil seines Weges einen eignen Begleiter zur Bedeckung geben wollte, von sich ab; und vertheidigte bei seinem Aufenthalte zu Heidelberg seine bisher geäußerten Lehrsätze von dem freien Willen, von der Rechtfertigung und von dem großen Mißbrauch

der aristotelischen Philosophie in einer öffentlichen Disputation. Jeder unpartheyische Zuhörer bewunderte die Mäßigung und Bescheidenheit, die er bei dieser Gelegenheit bewieß, um so mehr, je sichtbarer und vortheilhafter seine bündige Kürze und überzeugende Gründlichkeit gegen die leeren Spitzfindigkeiten seiner Gegner abstach.

Nach seiner Zurükkunft nach Wittenberg gab er, da es ihm, bei dem fortdauernden Geschrey seiner schmähsüchtigen Feinde, unmöglich war, das dem Bischof von Brandenburg gelobte Stillschweigen zu beobachten, eine Erklärung und weitere Ausführung seiner Sätze vom Ablaß heraus, und überschikte dieselben zugleich mit einem sehr demüthigen Schreiben, in welchem er den ganzen Verlauf der entstandenen Streitigkeit erzählt, dem Pabste Leo X. unterwarf sich aber übrigens ganz der Entscheidung des römischen Bischofs, dessen Ausspruch er als Christi Stimme anzunehmen und zu verehren verspricht. Leo X. der bisher die ganze Sache für unbedeutend und für einen bloßen Mönchszwist gehalten hatte, gab anfänglich den Verhetzungen der erbitterten Feinde Luthers wenig Gehör, und ließ vielmehr dem Gegenstande ihres

Verfolgungsgeistes, als einem treflichen Kopf, vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren. Erst um die Zeit, als jenes Schreiben an ihn abgelassen wurde, war er durch wiederholte Erinnerungen bewogen worden, ein gerichtliches Verfahren wieder den freimüthigen und wegen seiner Gelehrsamkeit von ihm selbst geschätzten Bekenner der Wahrheit einleiten zu lassen.

Vermöge dieses päbstlichen Entschlusses wurde Luther vorgeladen, sich binnen sechzig Tagen zu Rom zu stellen, um von seinen Lehren Rechenschaft zu geben, und der Cardinal Thomas de Vio von Cajeta, den man unter dem kürzern Namen des Cardinals Cajetan kennt, und der eben damals auf dem Reichstage zu Augsburg erschienen war, um als apostolischer Legat die deutschen Fürsten zur Türkenhülfe und die Hussiten zur Wiedervereinigung mit der Kirche zu bewegen, vielleicht auch, um dem etwas ins Stecken gerathenen Ablaßwesen wieder aufzuhelfen, erhielt den Auftrag und Vollmacht, den Vorgeladenen nach Rom zu liefern. So bekahm also die ganze Sache eine unerwartete Wendung, und Luther, der eben damals eine Predigt von der Kraft und von einigen Miß-

bräuchen des Banns gehalten hatte, sah sich plötzlich sowohl durch jene Ladung, als durch die unangenehmen Eindrücke, die seine in dieser Predigt geäusserten und mit dem Geiste der Hierarchie streitenden Meinungen hin und wieder gemacht hatten, in die gefährlichste Lage versetzt. Seine Verfolger brachten ihre Klagen wieder seine vermeinten Irrlehren sogar auf den eben erwähnten Reichstag zu Augsburg, und es gelang ihnen wirklich, den vormals ihm nicht abgeneigten Kaiser Maximilian I. auf ganz entgegengesetzte Gedanken zu bringen. Dieser kluge und großmüthige, jedoch auch wankelmüthige und eitle Fürst, war mit der Politik des römischen Stuhls so unzufrieden, daß er dem Pabste und der Klerisei eine etwas empfindliche Demüthigung von ganzem Herzen gönnte. Er verstand aber wenig oder gar nichts von Religionssachen, daher er es auch für etwas leichtes hielt, die Kirche als oberster Bischof zu regieren, und in seinem Witwerstande selbst einmal auf den Einfall gerieth, sich um die päbstliche Würde zu bewerben. Nichts war also leichter, als seine Gesinnungen in Rücksicht der damals zur Sprache gekommenen Religionsangelegenheiten umzustimmen, und er-

hatte kaum jene zu Augsburg wieder Luthers Lehrsätze vorgebrachte Beschuldigungen angehört, als er selbst an den Pabst schrieb, um ihn zur Hemmung des weitern Fortgangs der einreissenden Ketzerei aufzufordern.

Sowohl Leo X. selbst, als der Cardinal Cajetan verlangten hierauf von dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen Luthers Verhaftung und Auslieferung. Der Pabst änderte aber bald wieder seinen Entschluß, und verstattete, noch ehe die von der Universität Wittenberg eingelegte Fürbitte bei ihm eingelaufen war, daß der Angeklagte vorläufig in Deutschland und zwar zu Augsburg von dem Cardinal Cajetan verhört werden möchte. Doch gab er dem Cardinal zugleich den Auftrag, sich der Person des vermeinten Irrlehrers, wenn derselbe seine Meinungen nicht wiederrufen sollte, zu versichern, und alle seine Beschützer und Anhänger, den Kaiser allein ausgenommen, mit dem Kirchenbann zu belegen.

Bei allen diesen Verfolgungen und Gefahren betrug sich Luther mit der ganzen Entschlossenheit eines großen, und im Vertrauen auf Gott unerschütterlichen Mannes. Er begnügte sich, den

bekannten Johann Spalatin um sein Vorwort bei dem Kurfürsten, und zu einer solchen Vermittelung der streitigen Sache, die ihn sowohl wieder den Vorwurf des Ungehorsams gegen den Pabst, als wieder die drohende Lebensgefahr sichern könnte, zu ersuchen, und den Kurfürsten Friedrich den Weisen selbst, der sich damals auf dem Reichstage zu Augsburg befand, schriftlich zu bitten, daß er ihm entweder sicheres Geleit nach Rom auswirken, oder es dahin bringen möchte, daß die wieder ihn anzustellende Untersuchung einer päbstlichen Commission in Deutschland übertragen würde. Friedrich der Weise nahm sich auch wirklich des Angeklagten, durch nachdrückliche bei dem Kaiser und bei dem Cardinal Cajetan für ihn eingelegte Empfehlungen an, und versprach dem Letztern, ihm den Vorgeladenen auf seine Kosten nach Augsburg zu liefern. Er verließ hierauf die Reichsversammlung, und Luther hatte Muth genug, auf das bloße Wort des Kurfürsten und ohne sicheres Geleit die Reise nach Augsburg zu unternehmen. Bei seiner Ankunft auf dem Reichstage ließ er sich sogleich bei dem Cardinal Cajetan melden, und dieser erwiederte dieses Zutrauen durch eine höfliche Einla-

dung, die er jedoch, auf den Rath einiger Augsburgischen Patricier, denen er empfohlen war, nicht eher annehmen durfte, als bis er einen kaiserlichen Geleitsbrief erhalten hatte. Jetzt erst stellte er sich vor dem Cardinal, der ihn zum Wiederruf seiner Lehren vom Ablaß und von der Nothwendigkeit des Glaubens zum wirksamen Genuß der Sacramente, und zugleich sich in Zukunft aller ähnlichen Lehren und Schriften zu enthalten, auch überhaupt nichts zu unternehmen, wodurch die Kirche beunruhigt werden könnte, aufforderte. Luther wollte sich aber zu keinem Wiederruf verstehen, wenn man ihn nicht vorher aus der heiligen Schrift eines Irrthums überzeugte, und der Cardinal, der mit allen aus der scholastischen Theologie und den Satzungen des kanonischen Rechts entlehnten Scheingründen nichts wieder ihn ausrichten konnte, gab wirklich so viel nach, daß er den Punkt wegen des Glaubens nicht weiter berührte. Nur seine Lehrsätze vom Ablaß, die freilich der Hierarchie einen tödtlichen Stoß drohten, sollte der Angeklagte wiederrufen, und die herrschende Meinung von dem unerschöpflichen Gnadenschatz der Kirche bekennen. Weder diese scheinbare Nachgiebigkeit des Cardi-

nals, noch die Vorstellungen Johanns von Staupitz, der im Herzen selbst von der Richtigkeit der gemeinen Lehre überzeugt war, vermochten aber, den standhaften Luther zur Verleugnung der erkannten Wahrheit zu bewegen. Die ganze Unterhandlung wurde vielmehr abgebrochen, nachdem Staupitz, auf die dem Cardinal entfahrne Aeusserung, daß er ihn selbst sowohl als Luthern gefangen setzen, und nach Rom liefern könnte, sich derselben nicht weiter angenommen hatte. Denn jetzt ließ sich auch Luther, durch den Rath seiner Freunde, die für seine Sicherheit zu fürchten anfingen, zur heimlichen Abreise nach Nürnberg bewegen. Vorher aber überschickte er dem Cardinal eine schriftliche Erklärung, in welcher er sich verpflichtete, in Zukunft von der streitigen Ablaßsache weiter nicht zu reden oder zu schreiben, wenn seine Gegner ein ähnliches Stillschweigen beobachteten. Was aber den zugemutheten Wiederruf betraf; so lehnte er denselben, als seinem Gewissen wiedersprechend, nochmals von sich ab, ersuchte den Cardinal, seine Angelegenheit dem Pabste aufs beste vorzutragen, und hinterließ eine zween Tage nach seiner Abreise öffentlich angeschlagene Appellation von dem übel

unterrichteten an den beſſer zu unterrichtenden Pabſt, war alſo noch immer weit davon entfernt, ſich dem Gehorſam gegen den römiſchen Stuhl entziehen zu wollen.

Bald nach ſeiner Ankunft in Wittenberg bekahm er einen neuen Freund, der auf die Erweiterung und Berichtigung ſeiner Religionskenntniſſe den gröſsten Einfluß hatte. Philipp Melanchthon, ein junger Mann von zwey und zwanzig Jahren, war eben damals zum Lehrer der griechiſchen Sprache nach Wittenberg berufen worden, und zog, gleich nachdem er ſein neues Lehramt angetreten hatte, durch die erſten Proben ſeiner ausgebreiteten und gründlichen Gelehrſamkeit, nicht nur allgemeine Bewunderung, ſondern auch beſonders Luthers Aufmerkſamkeit in ſo hohem Grade auf ſich, daß dieſer unbefangene Kenner guter Köpfe ſeine nähere Bekanntſchaft ſuchte, und kurz darauf in einem Briefe an Spalatin offenherzig geſtand, daß er ſich keinen andern Führer in der griechiſchen Sprachkunde wünſche, als ſeinen jungen Freund. Ein ſo vortheilhaftes auf Ueberzeugung gegründetes Urtheil mußte ihn nothwendig immer näher zu dem wegen ſeines ſanften Charakters ohnehin lie-

benswürdigen Melanchthon hinziehen, und zwischen beiden eine Freundschaft stiften, die um so fester und unauflößlicher war, da sie sich auf das Gefühl eines gemeinschaftlichen Bedürfnisses, auf die Befriedigung des edlen Bestrebens nach der Erkenntniß der Wahrheit, durch das unermüdete Forschen in der heiligen Schrift, gründete.

Wenn Luther durch diese glückliche Verbindung, in Rücksicht der Hülfsmittel zur Fortsetzung seines Bibelfleisses, gewann: so vermehrten auch zugleich verschiedene Umstände seinen Muth zur Beharrlichkeit in der guten Sache der Wahrheit. Der Cardinal Cajetan, hatte, aufgebracht über seine heimliche Abreise von Augsburg, den Kurfürsten Friedrich den Weisen in einem hitzigen Schreiben wieder ihn, als einen hartnäckigen Ketzer, dem er, ohne seinen eignen und seiner rechtgläubigen Vorfahren Ruhm zu verdunkeln, keinen längern Aufenthalt in seinen Grenzen gestatten könne, einzunehmen gesucht. Friedrich der Weise, dessen Behutsamkeit beinahe an Furchtsamkeit grenzte, schikte den Brief des Cardinals mit dem Befehl, daß der Angeklagte sich gegen die Beschuldigung der Ketzerei

verantworten sollte, nach Wittenberg, und Luther, der eines von der Universität zu seinem Besten an den Kurfürsten erlassenen Vorschreibens ungeachtet, auf keinen ernsthaften Schutz von der Seite seines vorsichtigen Landesherrn rechnen zu dürfen glaubte, war schon im Begriff, seinen bisherigen Aufenthalt zu verlassen, sich nach Frankreich zu wenden, und dort den Erfolg seiner Appellation an ein allgemeines Concilium, die er eben damals eingelegt hatte, abzuwarten. Seine an den Kurfürsten eingeschickte Vertheidigung, und das aus derselben hervorleuchtende Bewußtseyn des göttlichen Beistandes, machte aber auf diesen Fürsten einen solchen Eindruck, daß er ihm in Wittenberg zu bleiben befahl, und sich seit dieser Zeit immer mehr auf seine Seite neigte. Zugleich erklärte Friedrich der Weise dem Cardinal Cajetan in seiner Antwort auf jenes Schreiben, daß er Luthern, aller Drohungen ungeachtet, seinen Schutz und den Aufenthalt in seinem Lande nicht eher aufkündigen könne, als bis man ihn der Ketzerei überführt habe. Diese günstigen Gesinnungen des Kurfürsten; die Unwirksam-

keit einer päbstlichen Bulle, durch welche Leo X. die gemeine Lehre vom Ablaß zu bekräftigen suchte, und die zahlreichen Wiedersacher, die nicht nur in den meisten deutschen Ländern sondern auch schon in Polen und Ungarn wieder das päbstliche Indulgenzwesen aufstanden, wirkten in unserm frommen, und von allem selbstgefälligen Eigendünkel eben so weit, als von kleinlicher Menschenfurcht entfernten Reformator ein entschiedenes Uebergewicht der Gründe für die Gottgefällige Zweckmäßigkeit seiner Unternehmung, und mit dem Gefühl dieser überwiegenden Gründe zugleich den festen Entschluß, sich durch keine Drohungen seiner Feinde irre machen zu lassen.

So heldenmüthig Luther die Gefahren verachtete, denen die Abweichung von den bisher für wahr angenommenen Religionsmeinungen ihn für seine Person aussetzte, eben so besorgt war er, die Gefahren des Aergernisses und der Spaltung von der Kirche abzuwenden. Noch immer blieb er also zur Aussöhnung mit dem Pabste geneigt, obgleich jene Appellation an eine allgemeine Kirchenversammlung dieselbe zu

erschweren, und der Tod des Kaisers Maximilian I. der den Kurfürsten Friedrich den Weisen, als nunmehrigen Reichsverweser, wenigstens auf eine Zeitlang von dem größten Theil seiner Muthlosigkeit befreite, die Ausbreitung seiner Lehrsätze nicht wenig zu begünstigen schien. Willig gehorchte er daher der Ladung des päbstlichen Botschafters, Karl von Miltitz, der unter dem Vorwande, dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen die geweihte goldene Rose zu überreichen, in Sachsen angekommen war. Er begab sich zu diesem geschmeidigen, aber eiteln, und in Religionssachen wenig unterrichteten Homfann nach Altenburg, und war so nachgebend, daß er dessen Versicherung, in seinem Bericht an den Pabst auf die Ernennung eines gelehrten und unpartheiischen Bischofs zur Untersuchung der ganzen Sache antragen zu wollen, sogleich annahm, und nicht allein ein demüthiges Entschuldigungsschreiben an Leo X. abließ, in welchem er die höchste Gewalt des obersten Bischofs mit klaren Worten erkennt, und unter der Bedingung, daß seine Gegner ebenfalls schweigen sollten, sich zwar zu keinem Wiederruf, doch

aber zum Stillschweigen erbietet, sondern auch in einer eignen Schrift sich öffentlich zu den gemeinen Lehren der Kirche von dem Fegfeuer und der Fürbitte der Heiligen, von dem Werthe der guten Werke und von der römischen Hierarchie bekannte.

Karl von Miltitz, der zu jener zahlreichen Menschenklasse gehörte, die jeder glüklich scheinende Anfang mit einem stolzen und thörichten Zutrauen zu sich selbst erfüllt, glaubte durch die Altenburgische Unterredung ungemein viel gewonnen zu haben, und dadurch noch mehr zu gewinnen, daß er bei seiner Anwesenheit zu Leipzig den Urheber aller bisherigen Unruhen, den berüchtigten Johann Tezel, zur Verantwortung zog, auch den Kurfürsten von Trier, Richard von Greifenklau, zum Werkzeuge seiner List zu gewinnen suchte. Auf sein wiederholtes Anhalten ließ sich nehmlich Richard bewegen, den großmüthigen Luther, der an der Demüthigung seines erbitterten Feindes Tezel so wenig Gefallen hatte, daß er vielmehr denselben in seiner tödtlichen Krankheit, an welcher er bald nachher zu Leipzig starb, durch ein liebreiches Schreiben zu

trösten suchte, nach Coblenz vorzuladen, um ihn wegen seiner angeblichen Irrlehren zu verhören. Friedrich der Weise mochte aber vielleicht besorgen, daß der listvolle Miltitz Luthern aus keinem andern Grunde nach Coblenz zu ziehen suche, als um ihn desto leichter nach Rom liefern zu können; kurz, er widersetzte sich der ganzen Reise, die auch wirklich unterblieb, und erbot sich, zu Frankfurt am Main, wohin er in kurzem zur Kaiserwahl abzugehen gedachte, mit dem Kurfürsten von Trier, der ohnehin im Herzen der Wahrheit nicht abgeneigt war, über die Beilegung der Streitsache persönlich zu unterhandeln.

Luther war viel zu scharfsichtig, um nicht aus allen bisherigen Bewegungen seiner Feinde und selbst des päbstlichen Hofes zu schließen, daß man ihn fürchte, und auf irgend eine Art zu überlisten suche. Unmöglich konnte er sich daher des unwillkührlichen Gefühls der Verachtung gegen seine Verfolger enthalten, und eben diese Verachtung, die nur noch zuweilen von seiner Demuth gemäßiget, und von lauten Aeusserungen zurückgehalten wurde, flößte ihm die

ersten Zweifel gegen die Untrüglichkeit und überhaupt gegen die Gewalt des Pabstes ein. Das feindselige Betragen seiner Gegner, die nicht aufhörten, ihn zu verketzern, kahm noch hinzu, um ihn zum gerechten Unwillen zu reizen, dergestalt, daß er sich nun auch nicht weiter zur Beobachtung des versprochenen Stillschweigens verpflichtet glaubte, sondern vielmehr nach seiner Ueberzeugung zu lehren und zu schreiben fortfuhr, und die an ihn und seinen damaligen Freund und Amtsgenossen, Carlstadt, erlassene Ausforderung zu einer öffentlichen über die streitigen Punkte zu haltenden Disputation ohne Bedenken annahm.

Diese Disputation wurde zu Leipzig auf dem großen Saale des Schlosses, in des Herzogs Georg von Sachsen Gegenwart, und bei einem außerordentlichen Zusammenfluß von Zuhörern gehalten, und ist besonders darum merkwürdig, weil Luther, der in Carlstadts Gesellschaft verschiedene Grundsätze der gemeinen Lehre wieder den schon oben erwähnten Johann Eck bestritt, bei dieser Gelegenheit zum erstenmal mit öffentlichen Wiedersprüchen gegen die höchste Gewalt

des Pabstes auftrat. Er hatte nehmlich, um sich zu dieser feierlichen Unterredung vorzubereiten, die kanonischen und päbstlichen Rechtsbücher seit einiger Zeit mit dem größten Fleiße gelesen, und war zwar, wie er seinem Freunde Spalatin, in einem mit eben so großer Freimüthigkeit als ungekünstelter Wärme für Menschenwohl und Religion geschriebenen Briefe erklärt, noch immer weit davon entfernt, dem apostolischen Stuhl allen Gehorsam aufkündigen zu wollen, doch aber in seinen Gedanken über das unchristliche Wesen der römischen Hierarchie schon soweit gekommen, daß er von keiner Vermengung der Dekretalen mit dem Christenthum etwas wissen wollte, und vielmehr die Verirrungen des unter dem Scheine des Gesetzes Jesu gemißhandelten großen Haufens mit herzlichem Mitleid bedauerte. So vorbereitet gab er zwar seinem Gegner, Eck, die Gewalt des römischen Stuhls über die Kirche noch zu; wollte aber doch schon von keiner in den göttlichen Gesetzen gegründeten Macht des obersten Bischofs etwas wissen, sondern dieselbe bloß aus den Kirchensatzungen herleiten lassen. Es ist indessen gewiß,

daß er mit diesen die stärkste Grundfeste der Hierarchie erschütternden Wiedersprüchen wieder die päbstliche Hoheit schwerlich hervorgetreten seyn würde, wenn ihn nicht die Streitsucht seiner Gegner dazu genöthigt hätte, und daß weder er selbst mit dem Pabste ganz zu brechen schon damals entschlossen, noch der kursächsische Hof mit seinen zu Leipzig geäusserten Meinungen zufrieden war. Aber eben so gewiß ist es auch, daß er theils durch das ungegründete Siegesgeschrei, welches Eck und dessen Anhänger über den Ausgang jener Disputation erhoben, theils durch die neuen Verketzerungen, die einer seiner giftigsten Feinde der Professor zu Leipzig, Hieronymus Emser, wegen seines Briefwechsels mit einigen hussitischen Gottesgelehrten in Böheim wieder ihn ausstreute, theils endlich durch die Klage, die Herzog Georg von Sachsen, als ein eifriger Anhänger des Pabstthums, wegen seiner eben um diese Zeit bekannt gemachten Lehre von der Austheilung des Nachtmahls unter beiden Gestalten, bei dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen wieder ihn anbrachte, neue und für einen Mann von seinem festen Charakter

ungemein wichtige Gründe bekahm, den Angriffen seiner Feinde mit verdoppeltem Muth die Stirn zu bieten.

Auch die Unbeständigkeit des päbstlichen Nuncius, Karls von Miltitz, der mit ihm eine abermalige fruchtlose Unterredung zu Liebenwerda gehalten, und bisher bald sehr nachgebend und zuvorkommend geschienen, bald wieder mit Bann und Interdikt gedroht hatte, trug das ihrige dazu bei, seine Standhaftigkeit zu vermehren. Denn sie überzeugte ihn von der noch immer fortdauernden Unentschlossenheit seines höchsten und furchtbarsten Richters, des Pabstes, und unterhielt zugleich in seinem Herzen die Hofnung, daß vielleicht die Wahrheit noch siegen, und seinen Behauptungen den allgemeinen Eingang verschaffen könne, den er ihnen aus edelm Eifer für das Interesse der Religion und der Kirche mit so großer Wärme wünschte. Er fuhr daher fort, die Wahrheit in eben dem Verhältniß, in welchem seine Aufklärung zunahm, immer freimüthiger und bestimmter zu bekennen, blieb aber doch auch den Grundsätzen der klugen Vorsicht treu, die er, um sich in

seinem Gewissen keine Vorwürfe wegen muthwillig veranlaßter Unruhen und Spaltungen machen zu dürfen, von jeher beobachtet hatte.

Diese Grundsätze waren es, die ihn bewogen, sowohl den neuen Kaiser Karl den Fünften in einem demüthigen Schreiben um seinen Schutz und um eine partheilose Untersuchung seiner Streitsache zu bitten, als den gesammten Reichsständen, besonders aber dem Kurfürsten von Mainz und dem Bischof von Merseburg, in einer sogenannten Protestation seine Unschuld und Rechtgläubigkeit vorzustellen. Da aber die Zahl seiner Wiedersacher sich täglich vermehrte, die beiden eben genannten Prälaten seine Protestation zwar glimpflich, jedoch nicht ohne Einmischung einiger Vorwürfe wegen angeblicher Irrlehren, beantworteten, und Leo X. nicht aufhörte, ihn bei dem Kurfürsten von Sachsen als einen Ketzer, der entweder zum Wiederruf gezwungen oder zur Haft gebracht werden müßte, anzuschwärzen: so entschloß er sich aus Liebe zum Frieden noch mehr zu thun, gab den Ermahnungen Miltitzens und des zu Eisleben versammelten Kapitels der Augustiner nach, und

schrieb abermals an den Pabst, um dessen Zorn zu mäßigen. In diesem merkwürdigen Schreiben, mit welchem er zugleich sein Buch von der christlichen Freiheit überschickte, bittet er den Pabst wegen seiner etwas freien Aeusserungen wieder den Römischen Stuhl um Verzeihung, und erbietet sich zum fernern Gehorsam, unter der Bedingung, daß man seinen Gegnern Ruhe gebieten, ihn selbst zu keinem Wiederruf zwingen, und in der Auslegung der heiligen Schrift nicht einschränken sollte.

Noch ehe dieser Brief in Rom ankahm, hatte Leo X. einen Schritt gethan, der mit der bisherigen vorsichtigen Langsamkeit des römischen Hofes gar nicht übereinstimmte. Es erschien nehmlich eine ziemlich weitläuftige Bulle, in welcher ein und vierzig Sätze aus Luthers Schriften, vorzüglich aber seine Lehren vom Abendmahl, Ablaß und Kirchenbann, von der Vergebung der Sünden und der Kraft der guten Werke, theils als verwegen und ärgerlich, theils als ketzerisch verdammt, und der Urheber derselben nebst seinen Anhängern bei Vermeidung des Bannes, binnen sechzig Tagen zu wiederrufen

aufgefordert, seine Schriften zum Feuer verurtheilt, und alle Beschützer der neuen Lehre gleichfalls mit dem Bann bedroht wurden. Johann Eck, der diese Bulle auf einer ausdrücklich deshalb nach Rom unternommenen Reise ausgewirkt hatte, ließ sich auch die Bekanntmachung derselben in Deutschland vorzüglich angelegen seyn. Es verursachte aber diese Bekanntmachung hin und wieder große Schwierigkeiten und Bewegungen, und wurde in den kursächsischen Ländern gar nicht gestattet. Ja, die päbstliche Bulle fand nicht einmal in denjenigen Gegenden Deutschlands, wo man bisher der alten Lehre noch am eifrigsten anzuhängen geschienen, allgemeinen Beifall, weil fast jedermann wußte, daß sie ohne des erbitterten Eck Privathaß und Verhetzungen wohl schwerlich erschienen seyn möchte.

Luther wurde übrigens in eben dem Verhältniß kühner und gewissermaaßen unbiegsamer, in welchem sich die über ihn hereinbrechenden Ungewitter näherten, und bewieß hierdurch seine wahre Geistesgröße, weil eben die Umstände, die Menschen von gemeinen Fähigkeiten von der

Verfolgung wichtiger Endzwecke zurückschrecken, ihm neue Bewegungsgründe zur Verdoppelung seines gemeinnützigen Eifers an die Hand gaben. Denn ob er gleich, nachdem die berüchtigte Bulle schon an einigen Orten bekannt gemacht worden war, mit Karln von Miltitz eine dritte Zusammenkunft zu Lichtenburg gehalten, und daselbst seinen bis dahin noch nicht abgeschikten Brief an den Pabst dennoch zu übersenden versprochen, auch dieses Versprechen wirklich erfüllt hatte; obgleich eben dieser Miltitz sich bemühte, durch des Kurfürsten von Sachsen Fürsprache, den Pabst wenigstens zu einiger Milderung und Einschränkung jener Bulle zu bewegen; obgleich zween neue zur Betreibung dieser Angelegenheit nach Deutschland geschikte päbstliche Abgesandten, Caraccioli und Alcander, sogar einen Versuch machen mußten, Luthern, durch ein angebotenes Geschenk von zweitausend Gulden, vielleicht auch durch andere noch reizendere Aussichten zu gewinnen und zum Wiederruf zu überreden: so verschwand doch gar bald jeder noch übrige Anschein zur Beilegung des schon zu weit gekommenen Zwistes. Luther glaubte nehmlich, nach-

dem man seine Schriften zu Rom, Löwen, Mainz und Cöln öffentlich verbrannt, und ihn, dem doch sein Gewissen das Zeugniß des unbestechlichsten Eifers für die Wahrheit gab, als einen boßhaften und hartnäckigen Irrlehrer allgemein verhaßt zu machen gesucht hatte, an die bisher noch beobachtete Mäßigung nicht weiter gebunden zu seyn. Die Besorgniß, sich durch rasche und kühnere Handlungen um die Gunst und den Schutz des Kurfürsten von Sachsen zu bringen, vermochte nichts über ihn, theils weil er von der behutsamen Politik dieses ohnehin noch nicht öffentlich auf seine Seite getretenen Fürsten keinen ganz sichern Schutz erwartete, und gerade damals schon halb entschlossen war, die kursächsischen Grenzen zu verlassen und sich nach Böhmen zu wenden, theils auch, weil drey angesehene Glieder der unmittelbaren Reichsritterschaft, der gelehrte und witzige Ulrich von Hutten, der tapfere Franz von Sickingen, und Sylvester von Schaumburg, aus Haß gegen die übermüthige Klerisey ihm schon auf alle Fälle einen sichern Zufluchtsort auf ihren Gütern angeboten hatten. Er begnügte sich also nicht, vor einem

Notar und Zeugen eine nachdrückliche Appellation von der päbstlichen Bulle an eine allgemeine Kirchenversammlung einzulegen, und in einigen noch weit nachdrücklichern Wiederlegungen derselben den Pabst für einen Tyrannen, Ketzer, Abtrünnigen und offenbaren Feind der christlichen Religion zu erklären, und den Kaiser und die Reichsstände um ihre Hülfe anzurufen: sondern er verbrannte auch zu Wittenberg sowohl die Bulle selbst, als die kanonischen und päbstlichen Rechtsbücher unter einem starken Zulauf von Zuschauern öffentlich.

Karl V. hatte mittlerweile seinen ersten Reichstag nach Worms ausgeschrieben, und daselbst auch die streitige Religionssache vornehmen zu wollen sich erklärt. Weil aber der Pabst, noch ehe diese Reichsversammlung eröfnet wurde, den Bann wieder Luthern und die Drohungen wieder alle seine Anhänger und Beschützer wiederholte: so hielt es weder der Kaiser noch der Kurfürst für rathsam, einen von der Klerisei so hart verfolgten Mann persönlich zu Worms erscheinen zu lassen. Auch die eifrigsten Anhänger der alten Lehre selbst sahen es nicht gern, daß Luther nach Worms reisen sollte, weil sie leicht voraussehen konnten, daß ihm diese

Reise nur Gelegenheit geben würde, seine ohnehin in vielen Gegenden Deutschlands mit Beifall aufgenommenen Grundsätze noch weiter auszubreiten. Dennoch kahm es endlich so weit, daß er, nachdem auf dem Reichstage verschiedene Vorschläge zur gütlichen Beilegung des entstandenen Religionszwistes zur Sprache gekommen, aber ohne alle Wirkung geblieben waren, auch der päbstliche Nuncius, Alcander, neue Lügen und Verleumdungen wieder ihn ausgestreut hatte, unter kaiserlichem sichern Geleit nach Worms vorgeladen wurde. Auch bei dieser Gelegenheit bewieß er abermals seine schon so oft erprobte Standhaftigkeit, und jenen, den großen Mann bezeichnenden, mit der vergrößerten Gefahr zugleich immer höher steigenden Muth. Denn er gab nicht nur den häufigen Aufforderungen, durch welche man ihn die ganze Reise einzustellen bewegen wollte, und den Erinnerungen an das abschreckende Beispiel des unglücklichen Huß, der, des kaiserlichen sichern Geleits ungeachtet, auf der Kirchenversammlung zu Costnitz ein Raub des Verfolgungsgeistes seiner Feinde geworden war, kein Gehör, sondern er predigte auch auf seiner Reise an einigen Orten öffentlich,

und war von dem Gefühl seiner Pflicht, die erkannte Wahrheit im Angesicht des ganzen versammelten Deutschlands laut zu bekennen, dergestalt durchdrungen, daß er die Einladung seines Gönners Franz von Sickingen, den der kaiserliche Beichtvater Johann Glapio zu diesem Antrage vermocht hatte, die Unterredung mit den Gottesgelehrten von der Gegenparthey um mehrerer Sicherheit willen lieber auf einem seiner Schlösser zu Ebernburg anzustellen, großmüthig von sich ablehnte.

Bei seiner Ankunft in Worms war die Begierde, ihn zu sehen so groß, daß er einen Umweg durch einen Garten und einige verborgene Gänge nehmen mußte, um dem Gedränge auszuweichen, welches den gewöhnlichen Eingang in den Bischofshof oder die Pfalz, wo er vor dem Kaiser und den Ständen erscheinen sollte, für ihn und seine Begleiter verschloß. Auf die doppelte vor der Reichsversammlung von dem Kurtrierischen Kanzler, Johann von Eck, an ihm geschehene Frage, ob er seine nahmhaft gemachten Schriften für die Seinigen erkenne? und den Inhalt derselben wiederrufen oder noch ferner vertheidigen wollte? antwortete er in dem zweiten Verhör bestimmt und entschlossen, daß er sich

zum Verfasser jener Bücher bekenne, und die ihm Schuld gegebenen Irrthümer zu wiederrufen bereit sey, in so fern man ihn aus der heiligen Schrift eines bessern überzeugen könne. Da dieß nicht geschah, und der Kanzler eine noch bestimmtere Antwort von ihm verlangte: so erklärte er freimüthig, daß er das Ansehen des Pabstes und der Kirchenversammlungen nicht annehme, daß er nicht überführt sey, folglich auch nicht wiederrufen könne und sein ganzes Vertrauen auf Gott setze.

Diese freimüthige Erklärung wirkte bei einem großen Theil der Reichsstände gerechte Bewunderung, bei andern aber verdoppelten Haß und Blutdurst. Mehrere sowohl geistliche als weltliche Fürsten, Grafen und Herren beehrten den entschlossenen Bekenner der Wahrheit mit ihren Besuchen, da indessen einige der eifrigsten Anhänger des Pabstthums den Kaiser zu überreden suchten, ihn, mit Hintansetzung des sichern Geleits, dem Ketzergericht zu übergeben. Karl V. der eben damals um die Freundschaft des römischen Hofes wieder Frankreich buhlte, und es also um seines eignen Interesse willen nicht wagen durfte, den Pabst durch die Begünstigung eines schon verurtheilten

Ketzers wieder sich aufzubringen, benachrichtigte zwar die Stände von seinem Entschluß, sowohl Luthern als dessen Anhängern seinen Schutz zu entziehen, und sie, vermöge der als obersten Schirmvogt der Kirche ihm obliegenden Pflichten, mit der Reichsacht zu belegen. Er dachte doch aber noch zu edel, um sein kaiserliches Wort zu brechen, and hörte daher nicht auf die Verhetzungen, durch die man ihn bewegen wollte, das sichere Geleit zurückzunehmen. Vielleicht machte ihn auch das nicht ungegründete Gerücht, daß Franz von Sickingen Kriegsvölker versammele, und daß vierhundert Edelleute sich zu Luthers Vertheidigung verbunden hätten, wegen zu befürchtender innerlicher Unruhen besorgt, und durch diese Besorgniß zu größerer Vorsicht geneigt, als er unter andern Umständen, aus Gefälligkeit gegen den Pabst, bewiesen haben würde. Genug, daß er sich den Vorschlag einiger Stände, unter welchem der Kurfürst von Trier, Richard von Greifenklau, und Kurfürst Joachim I. von Brandenburg die vornehmsten waren, sich noch einmal in besondere Vergleichsunterhandlungen mit Luthern einzulassen, gefallen ließ, und einen

Tag zum Verhör vor diesem engern Ausschuß ansetzte.

Kurfürst Richard von Trier, der bei diesem neuen Verhör den Vorsitz führte, gehörte zu den rechtschaffensten deutschen Prälaten, und zeichnete sich durch Mässigung und Duldungsgeist vortheilhaft aus. Er wünschte wirklich die Abstellung mancher Mißbräuche des Pabstthums, zugleich aber auch die Erhaltung des Kirchenfriedens, und gab sich daher aus guter Meinung alle nur ersinnliche Mühe, Luthers Standhaftigkeit zu erschüttern. Zu seiner Weltmann und Menschenkenner, um nicht die strengste Gewissenhaftigkeit verbunden mit einem edeln und gegen jede willkührliche Gewalt sich sträubenden Selbstgefühl für herrschende Triebfedern in Luthers Charakter und Handlungen erkannt zu haben, glaubte er den unbiegsamen Mann theils durch die Aufstellung fürchterlicher Schrekbilder für sein zartes Gewissen, theils durch Lokspeisen für seinen vermeinten Ehrgeiz am besten gewinnen zu können. In dieser Absicht ließ er ihm durch den Margräflich-Badischen Kanzler, Vehus, in einer weitläuftigen Anrede erst einige Lobeserhebungen wegen seiner Gelehrsamkeit und

des nützlichen Inhalts eines Theils seiner Schriften vorsagen, gleich nach diesem schmeichelhaften Eingang aber die durch seine Neuerungen in der Lehre über die Kirche und den Staat gebrachten Gefahren mit den lebhaftesten Farben abmahlen, und ihn zur Beherzigung der Gewissenspflichten ermahnen, die er als guter Bürger der Erhaltung und Herstellung der durch seine Schuld unterbrochenen öffentlichen Ruhe und Ordnung schuldig sey.

Wäre Luthers Gewissenhaftigkeit von der gemeinen Art gewesen: so würde ihn der beredte Vehus, dessen Feinheit und rednerische Kunstgriffe er noch lange Zeit nachher rühmte, gewiß wankend gemacht haben. Die zärtliche Reizbarkeit seines Gewissens hatte aber ihren Grund in dem durch feuriges und andächtiges Beten unterhaltenen und genährten Gefühl unverletzlicher der Gottheit schuldigen Pflichten, und inniger, durch das Bewußtseyn der durch die göttlichen Offenbarungen über das Menschengeschlecht gekommenen unendlichen Wohlthaten, erregter Dankbarkeit. Ueberzeugt von der Heiligkeit und dem Umfange dieser alle Handlungen des Menschen umfassenden Pflichten, glaubte er denselben, auch, bei der äussersten An-

strengung seiner Kräfte, immer noch nicht genug gethan, und jene unendlichen Wohlthaten Gottes, durch seinen für die gute Sache der Religion bisher bewiesenen Muth und Eifer, immer noch nicht thätig genug erkannt zu haben. Er glaubte sich vielmehr, zur Vertheidigung der wichtigen Wahrheiten, die ihn noch keiner seiner Gegner zu widerrufen vermocht hatte, alles zu wagen, alle andere Pflichten der Pflicht zum lauten Bekenntniß seiner Ueberzeugungen in Religionssachen unterzuordnen, verbunden. Dieß waren die mächtigen Bewegungsgründe, die jeder auf seine Gewissenhaftigkeit gebauten Ueberredung zu einem Widerruf den Zugang zu seinem Herzen verschlossen. Mit unerschütterlichem Muth beantwortete er also die letzte, im Namen des Kurfürsten von Trier und der übrigen Beisitzer des engern Ausschusses, vor welchem er jetzt verhört wurde, an ihn ergangene Aufforderung, daß er das Schikfal seiner Bücher und folglich auch seiner Lehre des Kaisers und des Reichs Urtheil unterwerfen sollte, mit der ausdrücklichen Erklärung, daß es ihm unmöglich sey, die Sache Gottes durch einen menschlichen Ausspruch richten zu lassen. Vergebens be-

mühten sich, Kurfürst Richard und einige katholische Gottesgelehrte, jener durch liebreiche Ermahnungen, diese, durch die vorgespiegelte Zweideutigkeit und Unsicherheit verschiedener Zeugnisse der heiligen Schrift, ihn irre zu machen und zur Veränderung seines festen Entschlusses zu bewegen. Er blieb immer dabei, die Leitung seines Schiksals und den Fortgang oder die Hemmung der unternommenen Religionsverbesserung der göttlichen Vorsehung allein zu überlassen, und bat den edeldenkenden aber vom Geiste der Hierarchie irre geführten Richard bloß um seine Fürsprache zur Auswirkung eines kaiserlichen Geleitsbriefs zur Rückreise nach Wittenberg.

Diese Bitte wurde ihm sogleich gewährt, und er erhielt ein kaiserliches sicheres Geleit auf ein und zwanzig Tage, um sich in diesem Zeitraum an einen sichern Aufenthalt zu begeben, mit der angehängten Bedeutung, sich alles fernern Predigens, Lehrens und Schreibens zu enthalten. Er nahm aber zwar das Geleit mit demüthiger Danksagung gegen den Kaiser und die Reichsstände an, behielt sich hingegen, ganz im Geiste seines warmen Religionseifers, die Freiheit vor, die erkannte gött-

liche Wahrheit noch ferner zu bekennen und zu bezeugen. Hierauf trat er seine Rückreise nach Wittenberg wirklich an, erreichte aber nicht das Ziel derselben. Denn der Kurfürst von Sachsen, der sich selbst Verantwortung zuzuziehen, und seine Länder in Gefahr zu bringen fürchtete, wenn er ihn, als einen Verbannten, dem noch überdem auch die kaiserliche Achtserklärung nahe bevorstand, in seinen Grenzen länger öffentlich dulden wollte, beschloß, nachdem er sich mit Spalatin und einigen andern Vertrauten über die sichersten und schiklichsten nunmehr zu ergreifenden Maaßregeln besprochen hatte, ihn auf der Reise mit verstellter Gewalt aufheben, und an einen unbekannten Ort, wo er in Erwartung ruhigerer Zeiten sich aufhalten sollte, abführen zu lassen. Dieser Plan wurde Luthern selbst am Abend vor seiner Abreise mitgetheilt, und da nur acht Personen um denselben wußten, so glücklich und geheimnißvoll ausgeführt, daß es ziemlich lange dauerte, ehe seine Freunde und Feinde den eigentlichen Ort seines Aufenthalts und überhaupt sein Schikfal erfuhren.

Das bekannte Schloß Wartburg bei Eisenach, wohin man ihn, nach seiner mitten auf der Land-

straße geschehenen Entführung, unter einem falschen Namen und in Ritterkleidung abgeführt hatte, diente ihm indessen nicht allein zu einem sichern Zufluchtsort wieder die Nachstellungen seiner Verfolger, sondern es gab ihm auch der Aufenthalt in dieser glücklichen vom Geräusch der Welt und zerstreuenden Berufsarbeiten entfernten Stille, Gelegenheit zur ruhigen Selbstprüfung und zur Vervollkommnung seiner Kenntnisse. Mit neuem Fleisse legte er sich auf die hebräische und griechische Sprache, und fing an, die Uebersetzung der Psalmen und des neuen Testaments auszuarbeiten. Zugleich hatte er das Vergnügen, von Zeit zu Zeit Nachrichten von der immer weiter gehenden Ausbreitung der gereinigten Lehre zu erfahren. Auch das scharfe Edikt, in welchem der Kaiser, wenig Tage nach seiner Abreise von Worms, ihn selbst und seine Anhänger und Beschützer mit der Reichsacht belegte, und seine Schriften zu drucken, zu lesen und auszubreiten verbot, blieb im Ganzen ohne sonderliche Wirkung, und alles schien sich daher zum glücklichen Fortgange der Kirchenverbesserung zu vereinigen.

Vorzüglich zeichneten sich Luthers Klosterbrü-

der und übrige Freunde zu Wittenberg auch in seiner Abwesenheit durch ihren Eifer für die gute Sache der wiederherzustellenden Reinigkeit der christlichen Religion, auf das vortheilhafteste aus. Jene fingen an, das feierliche Meßopfer, als eine anstößige Religionshandlung, abzuschaffen, und wußten ihr Verfahren gegen den Kurfürsten Friedrich den Weisen, der in dieser Neuerung nichts als neue Gründe für die Klerisei voraus sah, sich der Kirchenverbesserung und deren Beförderern mit unversöhnlichem Haß zu wiedersetzen, nicht nur zu rechtfertigen, sondern hatten auch Muth genug, ihn zur allgemeinen Abschaffung der Messe in allen seinen Ländern aufzufordern. Zugleich schrieben Melanchthon und Carlstadt wieder den ehelosen Stand der Priester und Mönche, und fanden mit ihren Gründen solchen Beifall, daß verschiedene Geistliche sich wirklich verheiratheten. Luther machte zwar, was die Mönche betraf, wegen der Verbindlichkeit der Klostergelübde einige Bedenklichkeiten, trat aber bald, nachdem er der Sache weiter nachgedacht und die Nichtigkeit jener der Natur wiedersprechenden Gelübde erkannt hatte, der Meinung seiner Freunde öffentlich bei, und verthei-

digte nicht allein dieselbe in einigen Schriften, sondern machte auch dem Kürfürsten Albrecht von Mainz, der eben damals, bei seiner Anwesenheit zu Halle, den Ablaß wieder herzustellen suchte, und einen verehlichten Priester zur Strafe zog, in einem nachdrücklichen und überaus herzhaften Schreiben sowohl hierüber, als über sein ganzes Betragen so treffende Vorwürfe, daß dieser Prälat sich erschüttert, und zum Versprechen künftiger Besserung gedrungen fühlte.

Hiermit noch nicht zufrieden, begab er sich, ohne Friedrichs des Weisen Vorwissen, aus seiner Haft insgeheim auf einige Tage nach Wittenberg, um durch seine persönliche Gegenwart seine Anhänger zur Fortsetzung ihrer rühmlichen Bemühungen noch mehr zu ermuntern; kehrte aber, nach einem kurzen Aufenthalt, bald wieder nach Wartburg zurück, wo er die Uebersetzung des neuen Testaments und verschiedene den Vertheidigern des Pabstthums entgegengesetzte Streitschriften vollendete. Er wurde jedoch in seiner gelehrten Muße bald wieder durch neue Sorgen unterbrochen. Es suchte nehmlich sein alter Feind, der Herzog Georg von Sachsen, den Kurfürsten Friedrich den Wei-

sen, unter dem Vorwande der neuen über die Einführung der Priesterehe entstandenen Bewegungen, wieder ihn und seine Lehre aufzubringen, und zu Wittenberg thaten sich bedenkliche und dem Fortgange der Kirchenverbesserung gefährliche Unruhen hervor, die theils von den sogenannten neuen Propheten, theils von dem eben so ehrgeizigen als unbedachtsamen Carlstadt erregt wurden. Jene Schwärmer, an deren Spitze ein vormaliger Tuchmacher zu Zwickau, Nicolaus Storch, und der in der Folge noch berüchtigter gewordene Thomas Münzer standen, verwarfen die Kindertaufe, rühmten sich göttlicher Offenbarungen, und suchten das Volk durch ihre Lehren von der christlichen Freiheit irre zu machen, und zugleich die Grundfesten sowohl der geoffenbarten Religion als der Sicherheit der bürgerlichen Gesellschaft zu erschüttern. Carlstadt war eitel genug, um Luthern seinen Ruhm und den großen Namen, den er schon damals erlangt hatte, zu beneiden, und dieser Neid war es hauptsächlich, der ihn nach einem ähnlichen Ruf zu streben veranlaßte. Zu wenig Selbstdenker, um das Wesentliche der Religion mit wichtigen und neuen Ideen zu bereichern, blieb er bei

Nebendingen stehen, und fing an, auf die Entfernung der geschnitzten und gemalten Bilder aus den Kirchen zu dringen. Das Volk, immer geneigt zu plötzlichen und wiedersprechenden Uebergängen, hatte kaum seine ersten Deklamationen wieder die Bilder gehört, als es durch die längere Duldung derselben sich der Abgötterei schuldig zu machen, und durch die Bilderstürmerei ein verdienstliches Werk auszuüben wähnte. Besonders geschäfftig bewiesen sich bei dieser Bilderstürmerei Carlstadts akademische Zuhörer, und das Unwesen fing bereits an, auch ausserhalb Wittenberg sich weiter auszubreiten, als die wohlgesinnten Glieder der Wittenbergischen Gemeinde es für gut fanden, sich in dieser bedenklichen Sache Luthers Rath und persönlichen Beistand zu erbitten.

So wenig Luther sonst geneigt war, sich dem seinen Landesherrn schuldigen Gehorsam zu entziehen; so hielt er sich doch dießmal in seinem Gewissen für verpflichtet, mit der Abreise von Wartburg dergestalt zu eilen, daß er weder Friedrichs des Weisen Erlaubniß zu dieser Reise erwartete, noch den auf dem Wege ihm entgegen kommenden

Befehl des Kurfürsten, dieselbe zu unterlassen, befolgte. Die Gefahr, die sowohl Carlstadt, als die neuen Propheten der guten Sache hätten zuziehen können, wenn man derselben nicht sogleich in ihrem ersten Anfange zuvorgekommen wäre, schien ihm zu dringend, als daß er unter diesen Umständen noch irgend eine Rücksicht hätte beobachten sollen. Nichts lag ihm mehr am Herzen, als die wohlthätigen Früchte der wieder erwekten evangelischen Wahrheit unter allen Volksklassen täglich weiter ausgebreitet zu sehen; ein Wunsch, dessen Befriedigung er schlechterdings nicht erwarten konnte, wenn man die Aufmerksamkeit des Volks von den wichtigsten Gegenständen der Religion auf bloße Nebendinge lenken, oder die Einbildungskraft des großen Haufens erhitzen, und mit überspannten Ideen von den Verhältnissen zwischen Gott und dem Menschengeschlecht anfüllen liesse. Jenes that Carlstadt, dieses geschah von den unter dem Namen der neuen Propheten aufgestandenen Schwärmern, und der thätige Eifer, mit welchem Luther sich beiden wiedersetzte, macht daher seinem Kopf und Herzen gleich viel Ehre.

Kaum war er, unter allgemeinem Frohlocken seiner zahlreichen Anhänger, in Wittenberg angelangt; so entschuldigte er sich zwar in einem merkwürdigen Schreiben an den Kurfürsten Friedrich den Weisen wegen seiner schleunigen Abreise von Wartburg, zeigte sich aber übrigens über alle Menschenfurcht so weit erhaben, daß er, ohne sich durch das Wormser Edikt schrecken zu lassen, mit seiner Reformationsarbeit muthig und unermüdet fortfuhr. Er predigte lauter und nachdrücklicher, als jemals, wieder die Mißbräuche und Greuel der römischen Kirche, mit welcher er jetzt gar keine Gemeinschaft weiter unterhalten wollte, zugleich aber auch wieder die von Carlstadt und den neuen Propheten angefangenen Neuerungen sowohl zu Wittenberg selbst, als an einigen andern Orten mit solcher Wärme, daß die unterbrochene Ordnung, durch seine kraftvollen Vorträge, größtentheils bald wieder hergestellt wurde. Seinen ehemaligen Freund Carlstadt suchte er, durch Güte und vernünftige Vorstellungen, zur Ruhe zu bringen, und duldete, um einen öffentlichen der guten Sache nachtheiligen Bruch vor-

zubeugen, die zum Theil sonderbaren Meinungen dieses Mannes mit einer Gelassenheit, die uns davon überzeugen kann, daß er der zur Ausführung großer Entwürfe unentbehrlichen klugen Mässigung eben so fähig war, als rascher Entschlüsse und Handlungen. Mit einigen von den neuen Propheten unterredete er sich persönlich, wiederlegte ihre Schwärmereien, und brachte es, da sie hartnäckig auf ihrer Meinung beharrten, und also dem leicht zu verführenden Volke noch immer gefährlich blieben, dahin, daß sie Wittenberg verlassen mußten.

Mitten unter diesen Beschäftigungen fuhr er fort, seine schriftstellerischen Verdienste zu vermehren. Er besorgte die erste Ausgabe seiner deutschen Uebersetzung des neuen Testaments, durch welche die gereinigte Lehre unter den Ungelehrten immer größern Fortgang gewann, und wiederlegte des Königs von England Heinrichs VIII. wieder ihn gerichtetes Buch von den sieben Sakramenten in einem Tone, der freilich mit der einem gekrönten Haupte schuldigen Ehrfurcht nicht übereinstimmte, doch aber wegen der vielen und mannichfaltigen Geschäfte,

mit denen er überhäuft war, und wegen des Ueberdrusses, den ihm der ungelehrige Ungestüm seiner Gegner verursachte, einige Entschuldigung verdient. Ja, wenn wir seine eigne Rechtfertigung erwägen, die er bei dem kursächsischen Hofe auf die von dem König von England wieder ihn angebrachte Klage eingab, und die in der Hauptsache darauf hinauslief, daß er ohne Gefahr für den wichtigen Zweck aller seiner Bemühungen seinen Wiedersachern schlechterdings nicht nachgeben und schmeicheln könne: so werden wir zugeben müssen, daß seine scharfe Schreibart, deren er sich sowohl bei dieser Gelegenheit, als in der Folge noch öfter bediente, nicht allein zu entschuldigen, sondern sogar gewissermaaßen nothwendig war, um jeden Schein der Furchtsamkeit von ihm zu entfernen. Hätte er in einem sanftern Tone reden und schreiben wollen: so würden seine Feinde ihn gewiß sogleich der Muthlosigkeit oder doch der mangelnden Ueberzeugung von der Gerechtigkeit seiner Sache beschuldigt, und vielleicht seine Anhänger selbst ihr Zutrauen zu ihm sehr herabgestimmt haben, weil man in jenen überhaupt noch etwas

rohen Zeiten Feinheit mit Schwachheit zu verwechseln, und folglich auch feine und gewählte Ausdrücke entweder gar keiner Aufmerksamkeit zu würdigen, oder sie für untrügliche Merkmale der Schüchternheit anzunehmen gewohnt war. Weniger Heftigkeit im Ausdruck und in der Vertheidigung der Wahrheit wäre also vielleicht Luthers Lehre manchem seiner nachdenkenden und gemäßigten Gegner angenehm zu machen fähig, aber gewiß auf der andern Seite der Behauptung seines Ansehens unter dem größern Haufen, auf dessen Beifall im Grunde doch alles ankahm, höchst gefährlich gewesen.

Eine Folge dieses Ansehens war es, daß, der bittern Feindschaft, mit welcher verschiedene Reichsfürsten, vorzüglich aber die Herzoge Georg von Sachsen und Heinrich der Jüngere von Braunschweig = Wolfenbüttel, sich der Ausbreitung der gereinigten Lehre wiedersetzten, ungeachtet, die Kirchenverbesserung nicht nur in sondern auch außer Deutschland von Jahr zu Jahr größern Beifall fand. Auch auf einem Reichstage, der in des Kaisers Abwesenheit zu Nürnberg gehalten, und von dem neuen Pabste Ha-

drian VI. beschikt wurde, finden wir unverkennbare Spuren der großen und günstigen Wirkungen jener zum Vortheil der guten Sache einnehmenden fast allgemeinen Achtung gegen unsern Reformator. Vergebens trug der tugendhafte Hadrian VI. der sich von seinem wollüstigen Vorfahren Leo X. vortheilhaft unterschied, und die Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung selbst erkannte, auf die Vollziehung des Wormser Edikts an; vergebens unterstützte Herzog Georg diesen Antrag, den außer ihm auch der Kurfürst Joachim I. von Brandenburg, des Kaisers Bruder, Erzherzog Ferdinand von Oesterreich und die Bischöfe von Strasburg und Augsburg mit großer Heftigkeit durchzusetzen suchten. Die Reichsstände antworteten vielmehr auf die Forderung des päbstlichen Gesandten, daß sie zwar Luthers Unternehmungen nicht eben geradezu billigen wollten, doch aber in seinen Schriften sehr wichtige Belehrungen von den mannichfaltigen Mißbräuchen des römischen Hofes und der Klerisei gefunden hätten, und sich daher nicht entschließen könnten, durch die strenge Handhabung jenes Edikts sich und

ihre Unterthanen der Verewigung dieser Mißbräuche, deren Duldung sie lange genug beschwert habe, und ihre Länder der Gefahr innerlicher Unruhen und Empörungen auszusetzen. Zugleich beschlossen sie, ihre Beschwerden wieder die Kirchengebrechen, und besonders wieder die Eingriffe der Päbste in die deutschen Kirchenfreiheiten, schriftlich zu übergeben, und da der päbstliche Nuncius, der diese Beschwerden anzunehmen keinen Auftrag hatte, den Reichstag verließ: so kahm der Reichsabschied, durch Mehrheit der Stimmen, auf ganz andere Bedingungen zu Stande, als die Feinde der Reformation zu erlangen gehofft hatten. Man vereinigte sich nehmlich über eine allgemeine und freie binnen Jahresfrist zu haltende Kirchenversammlung, auf welcher der Religionszwist untersucht, und beigelegt, und bis zu deren Entscheidung die Obrigkeiten nur dahin sehen sollten, daß die christliche Lehre rein und ohne gefährliche Neuerungen gepredigt würde.

Luther hatte mittlerweile seine merkwürdige Schrift von der Würde und dem Amte der weltlichen Obrigkeit herausgegeben, und durch

dieselbe die Verleumdungen derjenigen hinlänglich wiederlegt, die ihn bedenklicher und dem Ansehen der Fürsten wiedersprechender Lehrsätze beschuldigten. Dennoch ereignete sich gerade um diese Zeit ein Vorfall, der jenen Beschuldigungen einen neuen Grad von Wahrscheinlichkeit zu verleihen schien. Franz von Sickingen, einer der ältesten und wärmsten Freunde Luthers, der sogar selbst die Feder ergriffen hatte, um verschiedene Punkte der gereinigten Lehre zu vertheidigen, zerfiel mit dem Kurfürsten Richard von Trier, und war kühn genug, denselben förmlich zu befehden. An der Spitze seines Kriegsvolks und im Vertrauen auf den nachdrücklichen Beistand, den er von den Anhängern der Reformation erwartete, durchstreifte und verheerte er einen beträchtlichen Theil des Erzstifts Trier; wurde aber wegen der sich erlaubten gewaltsamen Selbsthülfe, in die Reichsacht erklärt, von den kurtrierischen und mit denselben vereinigten kurpfälzischen und hessischen Truppen sehr in die Enge getrieben, und in seiner Veste Landstuhl belagert, wo er an einer empfangenen tödtlichen Wunde starb. So

unerweislich es nun auch immer war, daß Luther durch irgend eine Art von Verhetzung zu diesen Unruhen mitgewirkt haben sollte: so nahmen doch die Feinde der Reformation dieselben zum Vorwande, sowohl die Kirchenverbesserung selbst, als deren Anhänger und Vertheidiger zu verschreien, und jene des Umsturzes der Religion und Sittlichkeit, diese der gefährlichsten Anschläge wieder die Sicherheit der bürgerlichen Gesellschaft zu beschuldigen. Auch die Sächsischen Fürsten, Friedrich der Weise und sein Bruder Johann, blieben mit dergleichen Beschuldigungen nicht verschont, und es war daher nichts anders zu erwarten, als daß der ohnehin etwas furchtsame Kurfürst jetzt noch weniger, als jemals, geneigt seyn würde, die Ausbreitung der gereinigten Lehre öffentlich zu begünstigen. Er bezeigte auch wirklich sein Mißfallen über die Reformation des Stifts zu Wittenberg und über Luthers Predigten wieder die Messe, und erinnerte den letztern an die Verbindlichkeit des zu Nürnberg wegen Einstellung aller fernern Neuerungen in Religionssachen abgefaßten Reichsschlusses. Der muthige Luther antwortete

aber dem Kurfürsten, daß er zwar aller dem Inhalt dieses Reichsabschiedes wiedersprechenden gewaltsamen Maaßregeln sich zu enthalten geneigt, was hingegen das laute Bekenntniß seiner Lehren beträfe, noch weiter sowohl wieder die Messe als andere Mißbräuche des Pabstthums zu predigen entschlossen sey.

In dieser etwas zweideutigen Lage befand sich das Reformationswerk, als Hadrian VI. starb, und der neue nach seinem persönlichen Charakter ungleich weniger zur Beherzigung der Gebrechen der römischen Kirche und der Hierarchie geneigte Pabst Clemens VII. einen abermaligen Reichstag zu Nürnberg durch seinen schlauen und beredten Gesandten, den auch durch andere Unterhandlungen bekannten Cardinal Campegio, beschikte. Sowohl der Pabst, als der Cardinal schrieben zugleich an den Kurfürsten von Sachsen, der von dem Reichstage zeitig wieder abgereiset war, um einen nochmaligen Versuch zu machen, ob es nicht möglich seyn sollte, ihn zur Verfolgung Luthers und zur Vertilgung seiner Lehre zu bewegen. Die zu Nürnberg versammelten Stände hatten unter-

dessen ihre Beschwerden wieder den römischen Stuhl, auf die sich Campegio gar nicht einlassen wollte, vergebens wiederholt, und endlich in dem Reichsabschiede wieder auf ein allgemeines Concilium, zur Entscheidung des Religionszwistes, und auf eine abermalige nach Speier angesetzte Versammlnng, wo jene Beschwerden vorgenommen werden sollten, angetragen. Campegio, dem man diesen Schluß des Reichstages mittheilte, versprach, das verlangte Concilium bei dem Pabste auszuwirken, und wußte es bei verschiedenen theils geistlichen theils weltlichen Reichsmagnaten, die bisher den größten Eifer für das Pabstthum bewiesen hatten, dahin zu bringen, daß sie, nach ihrer Abreise von Nürnberg, zu Regensburg mit ihm besonders zusammen kamen. Auf dieser Zusammenkunft wurde nun die schärfste Vollziehung des Wormser Edikts, und die gänzliche durch Strafen und andere Zwangsmittel zu bewerkstelligende Abstellung aller Religionsneuerungen, in Rücksicht des Nachtmahls, der Priesterehe, und anderer Punkte, beschlossen, und von dem Cardinal, der wenigstens den Schein behaupten wollte,

etwas gethan zu haben, eine sogenannte Reformation bekannt gemacht, die aber bloß auf die unter der niedern Klerisei eingerissene Sittenlosigkeit und einige Nebendinge sich einschränkte, und folglich die von den Ständen angebrachten Beschwerden bei weitem nicht erschöpfte.

Luther, der sich fast durch alle bisher gemachte Erfahrungen in seinem heldenmüthigen Vertrauen auf die gute Sache der unternommenen Religionsverbesserung bestärkt gefühlt hatte, fand auch, durch den Ausgang der letzten Nürnbergischen Verhandlungen, dieses Vertrauen abermals bestätigt. Denn die wiedersprechenden Rathschläge derjenigen, die entweder gar nichts von der Reformation wissen, oder doch die Religionsneuerungen nicht gerade zu, sondern nur als ein brauchbares Werkzeug der Politik gegen Päbste und Klerisei billigen wollten, wurden seit diesem Zeitpunkte immer sichtbarer. Weder der Kaiser noch die Stände waren mit den zu Nürnberg und zu Regensburg genommenen Beschlüssen zufrieden. Jener mißbilligte die von den Reichsständen, ohne seine Mitwirkung, mit dem Cardinal Campegio wegen einer zu ver-

anstaltenden Kirchenversammlung, und unter sich selbst, wegen der neuen eigenmächtig nach Speier angesetzten Zusammenkunft, genommene Abrede; und diese wiedersprachen dem Resultat der von einigen aus ihrem Mittel mit dem Cardinal zu Regensburg gepflogenen besondern Unterhandlungen. Friedrich der Weise hatte an dem, was zu Nürnberg vorgegangen und beschlossen worden war, wenig Theil genommen, und wieder den Reichsabschied ausdrücklich protestirt; daher er sich jetzt um so weniger durch ein drohendes Schreiben des Kaisers, in welchem ihn dieser zur Vollziehung des Wormser Edikts aufforderte, schrecken ließ, sondern vielmehr den Fortgang der Kirchenverbesserung durch seinen vorsichtigen Schutz zu befördern fortfuhr.

Während dieser Bewegungen hatte Luther, da alle Mitglieder des Augustinerklosters zu Wittenberg, bis auf ihn selbst und den Prior Johann Brisger, nach und nach abgegangen waren, seine Mönchskutte abgelegt, und hiermit aller fernern Verbindung mit dem Orden öffentlich entsagt. Der Kurfürst schenkte ihm das bisherige Klostergebäude, konnte aber durch

diese mäßige Belohnung dem edeln und uneigennützigen Mann weder neue und stärkere Bewegungsgründe zur Fortsetzung seiner gemeinnützigen Thätigkeit, die keine andern als innere Triebfedern kannte, an die Hand geben, noch seinem freimüthigen Tadel ausweichen. Noch immer rügte der muthvolle Reformator den Kaltsinn des Hofes in Rücksicht der Religionsangelegenheiten; drang auf eine bessere Anwendung der Kirchengüter und auf die zweckmäßigere Besetzung der geistlichen Aemter; versäumte aber auch nicht, durch neue schriftstellerische Arbeiten, sich um alle Stände und Volksklassen noch weiter verdient zu machen. Dahin gehören vorzüglich seine mit Einsicht und Wärme geschriebenen Abhandlungen von der Bestellung der Kirchendiener; von der Verlobung und Ehe der Kinder wieder der Eltern Willen; von dem Bekenntniß christlicher Freiheit; von der zweckmäßigen Einrichtung der Schulen an die Bürgermeister und Rathsherrn der deutschen Städte; und von dem rechten Gebrauch und Mißbrauch des göttlichen Gesetzes. Zugleich fuhr er fort, seine deutsche Bibelübersetzung

auszuarbeiten und in einzelnen Stücken herauszugeben; auch besorgte er, in Gesellschaft des kursächsischen Kapellmeisters, Johann Walther, das erste evangelische Gesangbuch, dessen Bekanntmachung nicht wenig dazu beitrug, durch die wohlthätige Macht der Musik, sowohl warme Religionsgefühle auszubreiten, als der Kirchenverbesserung neue Anhänger zu verschaffen. Selbst die gelehrten und theologischen Streitigkeiten, in die er sich durch das Reformationsgeschäft verwickelt sah, öfneten ihm ein neues Feld gemeinnütziger Arbeiten, auf welchem er nie in der kleinlichen Gestalt zankſüchtiger und eitler Gelehrten, sondern immer als ein Mann von dem besten Herzen und von unbestechlicher Wahrheitsliebe erschien. Zum Beweise meiner Behauptung darf ich nur sein Benehmen bei dem bekannten Sakramentsstreit anführen. Sowohl Carlstadt, der seit den bilderstürmerischen Unruhen sich nie von Herzen mit ihm versöhnt, und endlich Wittenberg ganz verlassen hatte, als der helvetische Reformator, Ulrich Zwingli, wichen in der Lehre vom heiligen Abendmahl von ihm ab, und ob sie gleich in der Erklärung der

Einsetzungsworte nicht mit einander übereinstimmten: so waren sie doch darinn einig, daß sie beide die Gegenwart des wahren Leibes und Bluts Jesu in dem gesegneten Brod und Wein leugneten. Luther wiederlegte zwar diese Meinung nachdrücklich, gestand aber zugleich in einer an die Strasburger erlassenen Warnungsschrift mit edler Freimüthigkeit, daß er Carlstadts Lehre, wenn ihm dieselbe vor fünf Jahren bekannt geworden wäre, vielleicht mit dankbarer Freude angenommen haben würde, um daraus einen Hauptgrund wieder das Meßopfer, als eine der vornehmsten Stützen des Pabstthums, folgern zu können. Jetzt hingegen, setzte er hinzu, wären ihm die ausdrücklichen Worte der heiligen Schrift zu einleuchtend, als daß er sich nur einen Augenblick bedenken sollte, die entgegengesetzte Meinung zu bekennen und zu vertheidigen. Wer erkennt nicht in diesem Geständniß den unbefangenen Schriftforscher, und zugleich den gewissenhaften Menschenfreund? Aechte Menschenliebe war es, die Luthern so muthvoll wieder die Greuel und Irrthümer der römischen Kirche aufzutreten bewog, ihn keine Gefahren in der

Beförderung der guten Sache scheuen ließ. Durchdrungen von dem Gefühl menschlicher Würde, sah er mit theilnehmenden Mißfallen die Erniedrigung der Menschheit unter dem Joche des Pabstthums; und der großmüthige Wunsch, das verblendete Volk zu der ursprünglichen Würde vernünftiger Wesen zurückzuführen, der sich mit diesem Mißfallen zugleich in seine Seele drängte, ward eine der mächtigsten Triebfedern seiner Reformationsarbeit. Es schien ihm unmöglich, diesen Wunsch zu befriedigen, ohne einen festen und sichern Erkenntnißgrund der Religionswahrheiten aufzustellen; einen Erkenntnißgrund, der für jedermann verständlich, und den wenigsten Mißdeutungen unterworfen wäre. Diesen Erkenntnißgrund fand er in der heiligen Schrift, und nichts schien ihm daher bedenklicher, als die Abweichung von dem buchstäblichen Sinn ihrer Worte; wie dieß bei dem Streit über das heilige Abendmahl der Fall war; weil er sich nach seinem großen Endzweck für verpflichtet hielt, jede Verwirrung des zu sichern Religionskenntnissen anzuleitenden Volks sorgfältig zu vermeiden. Denn er erkannte mit Recht das Un-

bestimmte und Schwankende in unsern Vorstellungen für einen Hauptgrund unserer Gleichgültigkeit gegen die vorgestellten Gegenstände, und die gewissenhafte Besorgniß, daß die ungelehrten Anhänger der Kirchenverbesserung, durch künstliche und gezwungene Auslegung biblischer Stellen, zur Lauigkeit gegen die wichtigsten Glaubenslehren verführt werden möchten, war es folglich allein, die es ihm unmöglich machte, seinen Gegnern bei jenem Sakramentsstreit das geringste nachzugeben.

Vielleicht glauben einige meiner Leser aus dem, was ich eben jetzt über Luthers Ideen von der Würde der Menschheit gesagt habe, einen doppelten Wiederspruch sowohl in seinem Charakter, als in seinem Lehrgebäude folgern zu können. Denn, wird man sagen, was für Begriffe von menschlicher Würde konnte wohl derjenige haben, der nicht einmal die Mitwirkung der Freiheit zur Herzensbesserung und Bekehrung zugab? Es ist wahr, Luther hatte, wie wir aus dem Vorhergehenden wissen, schon vor dem eigentlichen Anfange der Kirchenverbesserung der scholastischen Lehre von der Wirksamkeit des freien Willens wiedersprochen, und er erneuerte jetzt seinen Wiederspruch bei Gelegen-

heit einer Schrift, die Erasmus von Rotterdamm, den er vergebens von diesem gelehrten Angriffe abzumahnen gesucht, mehr auf Anstiften des Königs Heinrich VIII. von England, als aus eigner Ueberzeugung, wieder ihn herausgab. Sein Lehrsatz von der Unmöglichkeit einer Versöhnung und nähern Vereinigung des Sünders mit Gott, ohne die Mitwirkung der göttlichen Gnade, der ihm nicht erlaubte, den eignen Kräften des Menschen und folglich auch der Freiheit des Willens einiges Verdienst bei diesem wichtigen Geschäfft einzuräumen, war aber so weit davon entfernt, seine Ideen von dem hohen Werthe der Menschheit herabzustimmen, daß er ihm vielmehr die stärksten Gründe zur Behauptung desselben an die Hand gab. Denn der Mensch erschien ihm dann erst als der würdigste Gegenstand der Schöpfung, wenn er sich dessen Seelenheil als das Werk der göttlichen Gnade, und folglich ihn selbst als den ersten Liebling der Gottheit dachte. Sein System war also auch in diesem Punkt vollkommen zusammenhängend, und eben so frei von Wiedersprüchen, als sein Charakter, der zu bieder und fest, um seine Schwachheiten hinter moralischen Sophistereien zu verbergen,

keine zweideutigen Triebfedern seiner Grundsätze und Handlungen zuließ.

Es gereichte übrigens Luthern zu keiner geringen Aufmunterung bei seiner Reformationsarbeit, daß er die gereinigte Lehre, der hin und wieder gegen ihre Bekenner verhängten Verfolgungen ungeachtet, sich mit steigendem Beifall von Zeit zu Zeit immer weiter ausbreiten sah. Nicht nur in Deutschland selbst wurden die Anhänger und Beförderer der Kirchenverbesserung immer zahlreicher, sondern man fing auch schon an, sie in Dänemark, Preussen und Liefland einzuführen. Auf der andern Seite sparten aber dagegen die Vertheidiger der römischen Kirche und der päbstlichen Hoheit keine Verleumdungen, um das ganze Reformationswerk und dessen Urheber verdächtig und verhaßt zu machen, und der um diese Zeit in verschiedenen Gegenden Deutschlands ausgebrochene Bauernkrieg mußte ihnen einen neuen, wenn gleich ganz ungegründeten, Vorwand zur Fortsetzung jener Verleumdungen an die Hand geben.

Unwillig über die drückenden Zinsen und Frohndienste, deren Last ihnen unerträglich schien, hatten sich die schwäbischen Bauern am Bodensee

wieder ihre Obrigkeiten empört, und obgleich diese Unruhe bald wieder gedämpft wurde: so entstand doch unmittelbar darauf ein weit gefährlicherer Aufruhr der Bauern in Schwaben, Elsaß und Lothringen, der sich in kurzer Zeit auch nach Franken und Thüringen ausbreitete. Die Empörer stürmten und plünderten die Klöster, eroberten und zerstörten viele adeliche Schlösser, und machten eine Art von Manifest in zwölf Artikeln bekannt, deren Hauptinhalt nichts geringers, als die gänzliche Abschaffung aller obrigkeitlichen Gewalt betraf. Der berüchtigte Thomas Münzer, der sich wegen aufrührerischer Predigten von Altstedt in Thüringen nach Nürnberg, und da man ihn auch hier nicht dulden wollte, nach Mühlhausen hatte flüchten müssen, stimmte in seinen Lehrsätzen mit den Forderungen der mißvergnügten Bauern vollkommen überein. Denn er behauptete öffentlich, daß nur die Diener des Evangeliums regieren, und alle weltliche Obrigkeiten abgestellt werden sollten, und nahm das Volk, durch seine natürliche und hinreissende Beredsamkeit, besonders aber durch seine Lehre von der einzuführenden Gemeinschaft der Güter, dergestalt ein, daß Thüringen, nachdem

die Empörung in den übrigen Gegenden, wo die Unruhen früher ausgebrochen waren, nach manchem blutigen Auftritt, schon ziemlich gedämpft worden, noch immer der Schauplatz des Aufruhrs und der fürchterlichsten Ausbrüche der Volkswuth blieb. Luther, den seine Feinde beschuldigten, daß er durch sein Buch von der christlichen Freiheit diese Unruhen veranlaßt habe, war soweit davon entfernt, dieselben zu billigen, daß er vielmehr alles, was in seinen Kräften stand, aufbot, um dem Unwesen Einhalt zu thun. Nicht zufrieden, an die Stadt Mühlhausen eine Warnungsschrift wegen Münzers Irrlehren erlassen zu haben, schrieb er eine doppelte Ermahnung zum Frieden an die aufrührerischen Bauern, mißbilligte ihre zwölf Artikel, und ermahnte sie zum Gehorsam gegen ihre Vorgesetzten, erinnerte aber auch zugleich die Obrigkeiten an ihre Pflichten. Als die Empörer auf seine Ermahnungen nicht achteten: so erließ er eine dritte ziemlich harte und heftige Schrift wieder die aufrührerischen und mörderischen Bauern, und reisete selbst nach Mannsfeld, Eisleben, Stolberg, Norhausen, Erfurt, Weimar, Orlamünde, Cahla und Jena, um allenthalben durch seine persönliche Ge-

genwart und Predigten dem Geiſte des Aufruhrs zu ſteuern.

Er war in ſeinen Bemühungen nicht unglücklich, und hatte zur Beſänftigung der erhitzten Gemüther ſchon viel gewirkt, als Kurfürſt Friedrich der Weiſe, der noch in ſeinen letzten Tagen auf Mittel gedacht hatte, die Aufrührer durch den Weg der Güte zur Ruhe zurückzubringen, mit Tode abging. Des Verſtorbenen Bruder und Nachfolger in der Kurwürde, Johann der Beſtändige, ließ die gewaltſame Dämpfung des Bauernaufſtandes ſeine erſte Regierungsſorge ſeyn. Er vereinigte zu dem Ende ſeine Kriegsvölker mit den Truppen des Landgrafen Philipp von Heſſen und der Herzoge Georg von Sachſen und Heinrichs des Jüngern von Braunſchweig-Wolfenbüttel, und dieſes vereinigte Heer ſchlug die bei Frankenhauſen gelagerten Bauern, dergeſtalt, daß der größte Theil derſelben aufgerieben, die übrigen Aufrührer zur Unterwerfung genöthigt, und, mit Münzers Gefangennehmung und Hinrichtung, alle Beſorgniſſe wegen neuer Unruhen glücklich gehoben wurden.

Die wiederhergeſtellte Ruhe und die günſtigen Geſinnungen des neuen Kurfürſten, der ſich weit

lauter und freimüthiger für die gute Sache der Kirchenverbesserung erklärte, als Friedrich der Weise, trugen wahrscheinlich das meiste dazu bei, Luthers Entschluß, sich in den ehelichen Stand zu begeben, zu beschleunigen. Schon seit einigen Jahren hatte er das eheliche Leben der Geistlichen gebilligt, auch noch vor kurzem den Cardinal und Kurfürsten von Mainz, Albrecht von Brandenburg ermahnt, sich zu verheirathen, und ihm das Beispiel seines Vetters, des Herzogs Albrecht von Preussen, vormaligen Hochmeisters des deutschen Ritterordens, vorgestellt. Der Kurfürst, der damals wirklich nicht abgeneigt war, in den Ehestand zu treten, ließ Luthern auf seine Erinnerung antworten, es kähme ihm sonderbar vor, daß er andere zum ehelichen Leben ermahnte, und doch selbst im ehelosen Stande bliebe. Diese Antwort, die Begierde, das von seinen Feinden ausgestreute Gerücht, als ob das ganze Reformationswerk fallen würde, wenn er sich verheirathete, zu wiederlegen, vielleicht auch die Reize und Tugenden einer vor zwei Jahren aus dem Cistercienser Kloster Nimptschen bei Grimma entflohenen Nonne, Catharina von Bohra, bestimmten Luthern, seine vortheilhaften

Urtheile von dem ehelichen Leben durch sein eignes Beispiel zu bestätigen. Unvermuthet überraschte er seine geliebte Katharina, mit der Erklärung seiner Absicht, sich mit ihr zu verbinden, und nach einem Aufschub von wenig Tagen wurde ihm seine Verlobte öffentlich angetraut.

Auch in seinem neuen Stande beschäfftigte er sich ununterbrochen mit der Fortsetzung seiner gemeinnützigen Arbeiten, deren Beschwerden er sich jetzt durch den Genuß bisher nicht gekannter häuslicher Freuden versüßen konnte. Besonders schien sein Bibelfleiß sich zu verdoppeln; denn er fuhr nicht allein fort, sich mit der Uebersetzung der heilgen Bücher des alten Bundes zu beschäfftigen, sondern er übte auch seinen Scharfsinn durch die gelehrte Auslegung der heiligen Schrift. Zugleich beförderte er verschiedene von seinen Predigten einzeln zum Druk; wiederlegte die Irrthümer der Wiedertäufer, die sich in einigen Gegenden Deutschlands sehr stark zu vermehren anfingen, und widmete einen großen Theil seiner Zeit der Ausfertigung vieler lesenswürdiger Bedenken über wichtige von Personen aller Stände an ihn erlassene Fragen. Kurz, seine Thätigkeit blieb immer bewundernswürdig,

wir mögen ihn nun als Prediger, oder als Schriftsteller, oder als akademischen Lehrer betrachten. Jede Veranlassung, etwas gutes und nützliches zu wirken, war ihm willkommen, und mit dem gewissenhaftesten Fleisse unterzog er sich daher der von dem Kurfürsten Johann dem Beständigen ihm übertragenen Theilnehmung an der ersten Sächsischen Kirchenvisitation. Mit diesem unabläßig thätigen Geiste vereinigte sich in ihm der liebenswürdigste Charakter. Immer bereit sich zur Beförderung der guten Sache mit seinen Feinden zu versöhnen, wußte er nichts von Privathaß, und bewieß diese Denkungsart unter andern durch ein demüthiges Schreiben, welches er, wiewohl vergebens, an den König Heinrich VIII. von England erließ, um diesen Monarchen der Reformation geneigt zu machen. Zufrieden mit einem sehr mittelmäßigen Einkommen, forderte er nie für sich selbst Belohnungen, und wenn er den Hof um etwas bat, so betrafen seine Bitten immer nur die Unterstützung irgend eines Hülfsbedürftigen, dessen Zustand zu erleichtern er selbst zu unvermögend war. Keine Gefahr konnte ihn von der Erfüllung seiner Berufspflichten abschrecken. Standhaft und un-

erschrocken blieb er mit dem berühmten Johann Bugenhagen und zween andern Predigern zu Wittenberg, als sich die Pest in der Stadt zu äussern anfing, obgleich die Universität wegen dieser ansteckenden Krankheit nach Jena verlegt worden war, und der Kurfürst Johann der Beständige selbst ihn ermahnt hatte, sich ebenfalls dahin zu begeben. Gleichmüthig bei der wachsenden Lebensgefahr und bei manchen häuslichen Leiden, die ihn gerade um diese Zeit trafen, begnügte er sich nicht, die Kranken und Sterbenden zu besuchen und zu trösten, sondern setzte auch zugleich für die wenigen zu Wittenberg gebliebenen Studierenden seine akademischen Vorlesungen fort.

Ein Mann, der so viele große und schöne Eigenschaften in sich vereinigte, mußte nothwendig auch seine Schwachheiten haben, weil jede ausserordentliche Anstrengung der Kräfte der Menschheit auf der einen oder der andern Seite dergleichen Schwachheiten nach sich zieht. Unbillig aber würde es seyn, wenn man ihn wegen dieser Schwachheiten hart beurtheilen wollte. Luthers Schwachheit war jene fast allen großen Geistern eigne Hitze, die ihn jeden Angriff seiner Feinde verachten ließ, und

die, einmal gereizt, desto schwerer gemäßigt werden konnte, je mehr er vorher nachgegeben hatte, oder doch gethan zu haben glaubte, um jene Feinde zu gewinnen. Dieß war besonders der Fall bei seinen Streitigkeiten mit dem eifrig papistischen Herzog Georg von Sachsen, den er vergebens durch ein bescheidenes und liebreiches Schreiben, auf bessere Gesinnungen zu bringen gesucht hatte, und dem er jetzt, bei Gelegenheit der verdrüßlichen Packischen Händel, Anlaß zu neuer Verbitterung gab. Otto von Pack, des Herzogs Georg Rath und Kanzleiverweser, hatte dem Landgrafen Philipp von Hessen die Abschrift eines vorgeblichen geheimen Bündnisses mitgetheilt, welches zu Breslau zwischen verschiedenen Feinden der Reformation zur Vertilgung der gereinigten Lehre und zu einem wieder die vornehmsten Vertheidiger derselben, Kursachsen und, Hessen zu unternehmenden Angriffen geschlossen worden seyn sollte. König Ferdinand von Ungarn und Böheim, des Kaisers Bruder, die Kurfürsten von Mainz und von Brandenburg, der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Bamberg und von Würzburg, die Herzoge Wilhelm und Ludewig von Baiern, und der Herzog von Sachsen wurden als

Mitglieder dieses Bundes angegeben. Der leicht aufzubringende Landgraf Philipp ließ sich durch diese Vorspiegelungen wirklich zu Feindseligkeiten wieder den Kurfürsten von Mainz und die Bischöfe von Bamberg und Würzburg verleiten, und gab dadurch den römisch-katholischen Ständen einen sehr scheinbaren Vorwand, die Anhänger der Reformation der gefährlichsten Anschläge wieder die allgemeine Sicherheit, besonders aber wieder die geistlichen Fürsten und Stifter zu beschuldigen. Niemand erhob aber einen grössern Lärm als Herzog Georg, der nicht eher ruhete, als bis sein Eidam, der Landgraf von Hessen, den Anstifter aller dieser Bewegungen, Otto von Pack, nach einem sehr zweideutigen mit demselben angestellten Verhör, von seinem Hofe und aus seinen Grenzen entfernt hatte. Luther war zwar zu vorsichtig, um dem Gerücht von jenem Bunde gerade zu Glauben beizumessen; er wollte es aber auch nicht ganz verwerfen, und machte kein Geheimniß daraus, daß er die eifrig katholischen Fürsten für gewissenloß genug hielt, um ein solches Bündniß zu schliessen. Zugleich bediente er sich in einem Brief an einen seiner Freunde ziemlich harter Ausdrücke wieder den

Herzog Georg, nannte ihn einen übermüthigen Thoren, den Gott schon zur rechten Zeit demüthigen würde, und erklärte die Entschuldigungen, mit welchen derselbe die wegen des vorgeblichen Breslauer Bundes ihm gemachten Vorwürfe von sich abzulehnen suchte, für kalte und leere Ausflüchte. Eine Abschrift dieses Briefes kahm in die Hände des Herzogs, der, aufgebracht über die kühne Sprache eines in seinen Augen geringen Mannes, auf nichts als Genugthuung und Rache bedacht war. Er schrieb selbst an Luthern, den er als einen seiner niedrigsten Unterthanen behandelte, und wegen seiner freien Aeusserungen in jenem Briefe zur Rechenschaft fordern wollte. Der gebieterische Ton, den er in seinem Schreiben angenommen hatte, veranlaßte aber neue Verbitterung und Weiterungen. Denn Luther antwortete dem Herzog zwar in gemäßigten Ausdrücken, aber doch mit sichtbarer Empfindlichkeit, und konnte, da dieser nicht aufhörte, wieder ihn zu schreiben, nur durch das nachdrückliche Zureden des Kurfürsten Johann des Beständigen von der Bekanntmachung einer sehr heftigen Schrift wieder den ofterwähnten Bund abgehalten werden. Ja, er ergriff nach einiger

Zeit dennoch die Feder, und erneuerte in einigen Schriften seine Beschwerden wieder den Herzog, der dadurch bewogen wurde, ihn förmlich bei dem Kurfürsten zu verklagen. Johann der Beständige, der mit seinem nächsten Vetter nicht gern öffentlich brechen wollte, sah sich daher genöthigt, dem Streit dadurch ein Ende zu machen, daß er Luthern seine Hitze verwieß, und ihm, in Zukunft nichts ohne vorhergehende Censur drucken zu lassen, untersagte.

So unbiegsam sich Luther in dieser Streitigkeit bewiesen hatte: so war er doch weit davon entfernt, zu gewaltsamen Maaßregeln wieder die Feinde der Kirchenverbesserung zu rathen. Der Ausbruch eines Religionskrieges in Deutschland wurde nehmlich immer wahrscheinlicher, seitdem es auf dem Reichstag zu Speier, wo man abermals über den Religionszwist unterhandelt hatte, zu einer öffentlichen Spaltung zwischen beiden Partheien gekommen war. Die Anhänger und Bekenner der gereinigten Lehre, an deren Spitze der Kurfürst von Sachsen stand, wiedersprachen dem Inhalte des durch die Mehrheit der katholischen Stimmen zu Stande gekommenen Reichsabschiedes, nach wel-

chem die evangelische Lehre zwar da, wo man dieselbe schon angenommen habe, meistentheils geduldet, aber nicht weiter ausgebreitet werden, auch kein Reichsstand in seinen Ländern die Messe verbieten sollte. Wieder diesen der Gewissensfreiheit nachtheiligen Schluß legten die Anhänger der Reformation eine schriftliche Verwahrung, und zugleich eine Apellation an den Kaiser und an das künftige Concilium ein. Hiermit noch nicht zufrieden, kahmen sie zu Schmalkalden zusammen, und fingen an, auf den Fall, wenn sie wegen der Religion angegriffen würden, über die nöthige Gegenwehr und eine zum Behuf derselben zu schließende nähere Verbindung zu unterhandeln. Luther wiederrieth aber den protestirenden Fürsten in einem merkwürdigen an den Kurfürsten von Sachsen erlassenen Schreiben alle unter dem Vorwande der Religion auszuübende Gewaltthätigkeiten, und erklärte sich bereit, die Sache der evangelischen Wahrheit allein zu vertreten, ohne dem Kurfürsten Unruhe und Verantwortung bei dem Kaiser zuzuziehen. Denn, sagt er am Schluß seines Briefes, es ist billig, daß jedermann auf seine eigne nicht auf fremde Gefahr glaube, und seinen Glau-

ben auch selbst vertheidige, und wiedersprechend ist es hingegen, daß jemand den Glauben eines andern, für den er nicht stehen kann, durch seinen Vorschub oder Schutz handhabe.

Niemand wird in dieser Erklärung Luthers richtige Begriffe von der Gewissensfreiheit verkennen, und daß er nach diesen Begriffen auch wirklich gehandelt, davon kann uns sein Benehmen bei dem fortdauernden Sakramentsstreit überzeugen. Landgraf Philipp von Hessen wünschte diesen ärgerlichen Streit, der ihm eine neue Spaltung unter den Anhängern der Reformation anzukündigen schien, beigelegt zu sehen, und veranstaltete zu dem Ende eine Unterredung der streitenden Theile zu Marburg. Hier wurde nun zwei Tage nacheinander zwischen Luthern und Melanchthon auf der einen, Zwingli und Oekolampadius auf der andern Seite, über die streitigen Punkte unterhandelt, aber keine Uebereinkunft zu Stande gebracht. Doch erklärte sich Luther, daß er mit der Gegenparthey, ihrer Abweichung von seinen Lehrsätzen ungeachtet, in christlicher Liebe und Eintracht leben, und zur Wiederlegung ihrer Meinungen weiter keine Streitschriften herausgeben wolle. Es ist also ein un-

gegründeter Vorwurf, wenn man ihn einer hartnäckigen Verbitterung und Unversöhnlichkeit gegen Zwingli und dessen Anhänger beschuldigt, da er doch nichts sehnlicher als die vollkommene Wiedervereinigung mit denselben wünschte, und nur darinn unbeweglich blieb, daß er seinen aus der heiligen Schrift geschöpften Ueberzeugungen durchaus keine fremde Meinung wollte unterschieben lassen.

Sowohl dieser Sakramentsstreit, als die fortdauernden Verleumdungen der katholischen Eiferer, die nicht aufhörten, ihn als einen Ketzer zu verschreien, bewogen ihn, bald nach dem fruchtlosen Marburgischen Religionsgespräch, sein vollständiges Glaubensbekenntniß durch den Druck bekannt zu machen. In demselben verwarf er ausdrücklich das Meßopfer, die Klostergelübde, das Fegfeuer und die in der katholischen Kirche, ausser der Taufe und dem Abendmahl, eingeführten fünf Sakramente. Den Gebrauch des Meßgewands, der Altarlichter und Glocken, der Bilder und des übrigen Kirchenschmucks erklärte er für gleichgültig, und behauptete die göttliche Einsetzung des geistlichen Standes, der Ehe,

und der Obrigkeiten. Er billigt übrigens die Lehre der katholischen Kirche von der heiligen Dreieinigkeit, wiederholt seine schon vor und sogleich bei dem Anfange der Reformation aufgestellten Grundsätze von der Genugthuung, dem Verdienste Jesu und der Unwirksamkeit der guten Werke zur Erwerbung des Seelenheils, und drückte sich sowohl hierüber, als über die übrigen Gegenstände seines Glaubensbekenntnisses, mit solcher Deutlichkeit und Bestimmtheit aus, daß weder seinen Gegnern noch seinen Anhängern der geringste Zweifel über seine wahre Meinung übrig bleiben konnte. Nach eben diesen Grundsätzen und mit ähnlicher Bestimmtheit war auch das doppelte Lehrbuch des christlichen Glaubens ausgearbeitet, welches er um diese Zeit, theils zum Religionsunterricht der Kinder, theils auch zu einem sichern Leitfaden für Geistliche und Schullehrer heraus gab; so, daß es nicht zuviel gesagt ist, wenn man seinen kleinen und großen Katechismus, sowohl wegen der bündigen Kürze als der Deutlichkeit des Vortrags, aller daran gerügten und mehr auf die Rechnung des Jahrhunderts als des Verfassers kommenden

Mängel ungeachtet, für wahre Meisterwerke erklärt.

Merkwürdig ist es, daß Luther diese Ausfertigung seines Lehrbegrifs gerade zu einer Zeit vollendete, wo die eintretenden Umstände die Aufstellung bestimmter Religionsbegriffe für ihn nnd seine Anhänger doppelt nothwendig machten. Die oben erwähnte Protestation der evangelisch-gesinnten Stände gegen die ihrer Gewissensfreiheit beschwerlichen Punkte des Speierschen Reichsabschieds, war zwar von den übrigen Ständen angenommen und zu den Akten des Reichstags beigelegt, deren öffentliche Bekanntmachung aber nicht gestattet worden. Man beschloß daher, dieselbe durch eine eigne Gesandschaft dem Kaiser, der eben damals in Italien erwartet wurde, selbst zu überreichen. Karl V. schien jedoch anfänglich nichts weniger als geneigt zu seyn, die protestirenden Stände mit ihren gerechten Beschwerden zu hören, da er ihre zu Piacenza ihm vorgestellten Gesandten in Verhaft nehmen ließ, und sowohl die Protestation als die Appellation an ein allgemeines und freies Concilium verwarf. Nur den nachdrücklichen Vor-

stellungen seines staatsklugen Kanzlers, des berühmten Mercurino Gattinara, und dem Umstande, daß er bei der einbrechenden Türkengefahr eine schleunige Vereinigung der durch den Religionszwist getheilten Reichsstände zu bewirken wünschte, war es zuzuschreiben, daß er zu Bologna, wo ihn Pabst Clemens VII. zum römischen Kaiser krönte, und vergebens wieder die Vertheidiger der gereinigten Lehre in die Waffen zu bringen suchte, einen Reichstag nach Augsburg ausschrieb, und demselben, um die Beruhigung Deutschlands und der Kirche desto leichter zu bewerkstelligen, in eigner Person beizuwohnen versprach. Auf diesem Reichstage sollte nun nicht allein über die nöthigen Vertheidigungsanstalten wieder die Türken berathschlagt, sondern auch vorzüglich über die Herstellung der Einigkeit im Glauben unterhandelt, und zu dem Ende einer jeden Religionspartei Meinung in Liebe und Güte vernommen werden.

Eine so günstigscheinende Umstimmung der Gesinnungen des Kaisers erfüllte die protestirenden Stände mit neuem Zutrauen zu ihrem Oberhaupte. Nur wenige, und an deren Spitze

Landgraf Philipp von Hessen, zweifelten an der Aufrichtigkeit dieser Gesinnungen, und wiederriethen dem Kurfürsten von Sachsen nicht nur die Besuchung des angesetzten Reichstags, sondern suchten ihm auch die Errichtung eines gewafneten Bundes, als das sicherste Mittel zur Behauptung ihrer Gewissensfreiheit, zu empfehlen. Luther blieb aber auch jetzt bei seinen friedfertigen Grundsätzen, mahnte den Kurfürsten, der ihn um Rath gefragt hatte, von allem gewaltsamen Widerstande ab, und wiederholte seine großmüthige, schon vormals von sich gegebene Erklärung, daß er lieber einen zehnfachen Tod leiden, als durch seine Lehre einen Religionskrieg veranlassen wolle. Die Gründe, mit welchen er seinen Rath unterstützte, und besonders jede Widersetzlichkeit der Reichsstände gegen den Kaiser, als ihren gemeinschaftlichen Beherrscher, als unzuläßig vorstellte, waren Johann dem Beständigen so einleuchtend, daß er sich den Reichstag zu besuchen entschloß, und zugleich Luthern aufforderte, sich gemeinschaftlich mit Justus Jonas, Johann Bugenhagen und Philipp Melanchthon, der Ausfertigung eines kur-

zen Begriffs der evangelischen Lehre zu unterziehen, um denselben dem Kaiser und der bevorstehenden Reichsversammlung vorlegen zu können. Dieser Aufsatz, der bald darauf dem Kurfürsten zu Torgau überreicht wurde, und daher unter dem Namen der Torgauischen Artikel bekannt ist, faßte in siebzehn Abschnitten die wesentlichen Religionsbegriffe der Protestanten zusammen, und diente dem berühmten Augsburgischen Glaubensbekenntniß zur Grundlage.

Der nach Augsburg ausgeschriebene Reichstag ward übrigens, nach einigem Aufschub, den die verzögerte Ankunft des Kaisers verursacht hatte, unter einem so ausserordentlich zahlreichen Zusammenfluß von Personen aller Stände eröfnet, daß es schien, als ob jedermann sich herbeidrängte, um Zeuge der großen Ereignisse zu seyn, die man von dieser Versammlung erwartete. Der Kurfürst von Sachsen hatte, ausser Melanchthon, noch einige protestantische Gottesgelehrte in seinem Gefolge. Luther, der als ein Geächteter und Verbannter es nicht wagen durfte, sich zu Augsburg öffentlich zu zeigen, erwartete auf dem Schlosse zu Coburg den Aus-

gang der Reichstagshandlungen, war aber auch abwesend mit seinem Rathe gegenwärtig. Er unterhielt mit dem Kurfürsten Johann dem Beständigen, der keinen wichtigen Schritt ohne sein Vorwissen und Beistimmung thun wollte, einen fleißigen Briefwechsel, und erließ, noch ehe die Reichstagssitzungen eröfnet wurden, eine freimüthige durch den Druck bekannt gemachte Vermahnung an die auf dem Reichstage versammleten geistlichen Stände, in welcher er ihnen die Mängel des Pabstthums mit lebhaften Farben schilderte, und die Uebereinstimmung seiner Lehre mit der heiligen Schrift kurz und gründlich ausführte. Auch nahm er Theil an der Ausfertigung der Augsburgischen Confessiion, die zwar von Philipp Melanchthon abgefaßt, aber erst nachdem er sie durchgesehen und ihren Inhalt genehmigt hatte, auf dem Reichstage öffentlich verlesen und dem Kaiser übergeben wurde. Die Bekanntmachung und schleunige Ausbreitung dieses fast in alle europäische Sprachen übersetzten und in alle Länder verschickten Glaubensbekenntnisses schien nun zwar der gereinigten Lehre eine Menge neuer Anhänger und Vertheidiger

zu versprechen, konnte aber doch die Wiederver-
einigung der streitenden Partheien so wenig be-
wirken, daß vielmehr die Trennung derselben
jetzt ganz unheilbar, und der Verfolgungsgeist
der Römischkatholischen gegen die Protestanten
mehr als jemals angefacht wurde.

Luther hatte diese Trennung und die Un-
möglichkeit der von einigen gehofften Religions-
vereinigung vorausgesehen, und daher von Co-
burg aus an den Cardinal und Kurfürsten von
Mainz, Albrecht von Brandenburg, geschrieben,
um diesen im Reich in großem Ansehen stehenden
Prälaten zu bewegen, daß er sich wenigstens
bei dem Kaiser für die Erhaltung des äusserli-
chen Friedens und mithin für die Duldung der
Protestanten verwenden möchte. Leider hatten
aber auch diese Vorstellungen des eben so muth-
vollen als friedfertigen Reformators nicht die ge-
wünschte Wirkung; und was den auf dem
Reichstage versuchten Religionsvergleich betraf:
so wurde die Abschliessung desselben, obgleich der
furchtsame Melanchthon in verschiedenen Punk-
ten mehr als Luther nachzugeben geneigt war,
durch einige unübersteigliche Hinderniſſe ganz

unmöglich gemacht. Denn ob man sich gleich über verschiedene Punkte wirklich vereinigte: so konnten doch die protestantischen Theologen in den Artikeln von der Messe, dem Abendmahl, den Klostergelübden, der Priesterehe und bischöflichen Gerichtsbarkeit, von den Grundsätzen ihres Lehrbegriffs schlechterdings nicht abgehen. Sie mußten es sich also gefallen lassen, daß eine mit vieler Heftigkeit und Bitterkeit abgefaßte Widerlegung ihres Glaubensbekenntnisses öffentlich verlesen, und die von ihnen dagegen vorgebrachte Apologie der Augsburgischen Confession verworfen wurde. Noch mehr, der von der Gegenparthei aufgebrachte Kaiser ging so weit, daß er die Protestanten von ihrem Glauben abzutreten, und die eingezogenen Kirchengüter bis zur Entscheidung der künftigen Kirchenversammlung einer kaiserlichen Sequestration zu überlassen aufforderte. Den Widerspenstigen wurde in einem kaiserlichen Edikt mit Zwangsmitteln gedroht, und eine kurze Frist festgesetzt, bis zu welcher die Bekenner der gereinigten Lehre, wegen ihrer Wiedervereinigung mit der Kirche, Bedenkzeit haben sollten. Zugleich suchte der

Kaiser die Häupter der Protestanten, besonders aber den Kurfürsten von Sachsen, dem er die nachgesuchte Belehnung verweigerte, zu schrecken, und vereinigte sich in dem endlich zu Stande gekommenen, aber bei weitem nicht von allen Reichsgliedern genehmigten Reichsabschiede mit den katholischen Ständen dahin, daß die alte Lehre aufrecht erhalten, und mit zusammengesetzten Kräften vertheidigt, eine Kirchenversammlung binnen einem halben Jahr ausgeschrieben, und wieder die Ungehorsamen, die bei ihren auf diesem Reichstage verworfenen Neuerungen beharren würden, von dem Fiskal verfahren werden sollte.

Kaum war die Augsburgische Reichsversammlung geendigt: so vermehrten sich die Besorgnisse der Protestanten durch die zu Cöln vollzogene römische Königswahl des damals noch sehr eifrig katholischen Königs Ferdinand von Ungarn und Böheim. Der Kurfürst von Sachsen, der ohnehin wegen der versagten Belehnung mit dem kaiserlichen Hofe zerfallen war, widersprach nicht allein dieser Wahl aus verschiedenen Gründen, sondern schloß auch zu

Schmalkalden mit den übrigen protestirenden Ständen ein sechsjähriges Bündniß zur Vertheidigung der evangelischen Gewissensfreiheit, wieder die nach dem vorhin erwähnten kaiserlichen Edikt und nach dem letzten Reichsabschiede zu befürchtenden gewaltsamen Maaßregeln. Der standhafte Luther blieb aber auch jetzt, bei der sichtbar höhersteigenden Gefahr, unerschütterlich in seinen schon gerühmten friedfertigen Gesinnungen. Er machte zwar eine Warnung an seine lieben Deutschen wieder den gedrohten Gewissenszwang, durch öffentlichen Druck, bekannt, zeigte in dieser Schrift die Ungerechtigkeit der Anmaaßungen der Feinde seiner Lehre, und vertheidigte den Inhalt derselben wieder den Herzog Georg von Sachsen, der ihn der Ausbreitung aufrührerischer Grundsätze beschuldigt hatte. Was hingegen den Schmalkaldischen Bund betraf: so wiederholte er seine Erklärung, daß es ihm nach dem wahren Geiste des Christenthums zweckmäßiger schien, die gute Sache der Religion der göttlichen Vorsehung, als dem Schutz irgend einer bewaffneten Macht anzuvertrauen. Auch wiederrieth er den Kurfürsten von Sachsen die

Protestation wieder Ferdinands römisch: Königswahl, wurde jedoch mit seinem Rath nicht gehört, und mußte sich begnügen, dem Ausbruch eines Religionskriegs, der, bei der durch jenen Wiederspruch merklich vermehrten Verbitterung des Kaisers gegen die Protestanten, nahe bevorzustehen schien, gelassen und mit dem trostreichen Bewußtseyn der Gerechtigkeit seiner Sache entgegen zu sehen.

Glücklicher Weise unterzogen sich zween patriotische Fürsten, der Cardinal und Kurfürst von Mainz, Albrecht von Brandenburg, und der Kurfürst Ludwig von der Pfalz der Vermittelung eines Vergleichs zwischen dem Kaiser und dem katholischen Reichstheil auf der einen, und den protestirenden Ständen auf der andern Seite. Johann der Beständige nahm auf Luthers Rath diese Vermittelung an, und nach vorläufigen zu Schweinfurth gepflogenen Unterhandlungen wurde wirklich zu Nürnberg ein von dem Kaiser bestätigter Religionsvergleich geschlossen, der den Besorgnissen unsers gewissenhaften Reformators wenigstens vor der Hand abhalf, und den augsburgischen Confessionsverwandten bis zur Ent-

scheidung der erwarteten allgemeinen Kirchenversammlung, den ruhigen Genuß ihrer Gewissensfreiheit versicherte. Doch war die Errichtung dieses Vergleichs mehr dem Gefühl der Nothwendigkeit, bei der abermals eingebrochenen Türkengefahr den innern Frieden zu erhalten, als dem Geiste der Duldung zuzuschreiben, und die Ruhe des Reichs war durch denselben bei weitem noch nicht vollkommen gesichert, da der Kurfürst von Sachsen den römischen König Ferdinand immer noch nicht in seiner neuen Würde erkennen wollte.

Wenig Tage nach der kaiserlichen Bestätigung des Nürnbergischen Religionsvergleichs starb Kurfürst Johann der Beständige, und sein Sohn und Nachfolger, Johann Friedrich, der weit unbiegsamer als sein Vater war, ließ noch weniger als dieser die zur möglichsten Hintertreibung eines Religionskriegs erforderliche Mäßigung von sich erwarten. Luther, der die gefährlichen Folgen dieser Unbiegsamkeit voraussah, rügte den Eigensinn und Stolz des neuen Kurfürsten mit seiner gewöhnlichen Freimüthigkeit, und fuhr übrigens fort, seine großen Be-

rufspflichten mit immer gleichem Fleiß und Muth zu erfüllen. Er suchte der Schwärmerei und dem Aberglauben unter seinen Glaubensgenossen zu steuern, da er einem seiner eifrigsten Anhänger, Michael Stiefel, sein Mißfallen an der von ihm gewagten Berechnung der Zeit des Weltgerichts in einem nachdrücklichen Verweise zu erkennen gab; tröstete verschiedene evangelische Unterthanen des Herzogs Georg von Sachsen, bei den von ihrem Landesherrn wieder sie verhängten Verfolgungen, und widersprach ins besondere einer herzoglichen Verordnung, nach welcher jeder Unterthan durch einen Eidschwur verpflichtet werden sollte, bei der römischkatholischen Religion zu bleiben, als einer unchristlichen Ermächtigung. Auch hörte er nicht auf, die aus einigen Meißnischen Städten vertriebenen Protestanten, durch kraftvolle Trostbriefe aufzurichten, obgleich Herzog Georg ihn bei dem Kurfürsten Johann Friedrich als einen Aufwiegler verklagt, und dieser ihn darüber zur Verantwortung gezogen hatte. Erst auf eine wiederholte Klage Georgs, und die darauf erlassene kurfürstliche Verfügung, fing er an, seine ziem-

lich heftige Schreibart in dieser Angelegenheit zu mäßigen und enthielt sich aller persönlichen Ausfälle wieder den Herzog.

Um diese Zeit ging Landgraf Philipp von Hessen damit um, den vertriebenen Herzog Ulrich von Würtenberg in sein Land wieder einzusetzen, und versicherte sich zu dem Ende des Beistandes und besonders der Geldhülfe der Krone Frankreich. Er hatte auch wirklich das Glück, die österreichischen Kriegsvölker in einer entscheidenden Schlacht bei Lauffen zu schlagen, und durch diese Niederlage der bisherigen Oberherrschaft des römischen Königs Ferdinand in den würtenbergischen Grenzen ein Ende zu machen. So vortheilhaft aber auch dieses hessische Kriegsglück dem protestantischen Interesse zu seyn schien: so wenig billigte dennoch Luther, der noch immer seinen friedfertigen Gesinnungen treu blieb, die ergriffenen gewaffneten Maaßregeln, und Melanchthon, der mit ihm zugleich nach Weimar berufen worden war, um dem Kurfürsten Johann Friedrich bei der damaligen Lage der Angelegenheiten zu rathen, äusserte dieselbe Meinung. Beide stimmten

darinn vollkommen überein daß man auch den bloßen Schein zur Ausbreitung der gereinigten Lehre verübter Gewaltthätigkeiten vermeiden, und sich sorgfältig hüten müsse, die Verbitterung der Gegenparthei muthwillig zu vermehren. Dieses Urtheil der beiden vornehmsten protestantischen Gottesgelehrten trug wahrscheinlich nicht wenig dazu bei, den Kurfürsten von Sachsen zur Aussöhnung mit dem Hause Oesterreich, mit welchem der kursächsische Hof seit Ferdinands römischer Königswahl zerfallen war, geneigt zu machen. Denn er nahm sich der zu Annaberg angefangenen und zu Cadan fortgesetzten Friedensunterhandlungen so nachdrücklich an, daß an dem letztern Orte ein Friedensschluß zu Stande kahm, nach dessen Hauptinhalt Ferdinand dem Besitz von Würtenberg entsagte, und dagegen von Kursachsen als rechtmässig erwählter römischer König erkannt, der zu Nürnberg zwischen beiden Religionspartheien verglichene friedliche Anstand bestätigt, die Wiedertäufer aber, die durch ihre Schwärmereien der guten Sache der Reformation gefährlich geworden waren, und unserm Luther

so viele Sorgen gemacht hatten, von der Duldung ausgeschlossen wurden.

Eben die Beharrlichkeit in der Verfolgung seines großen Endzwecks, eben die Gleichförmigkeit in seinem ganzen Handlungsplan, eben die bei einem übrigens heftigen und unbiegsamen Charakter doppelt bewundernswürdige kluge Mässigung, die Luther seit dem ersten Anfange seiner gemeinnützigen Bemühungen beständig bewiesen hatte, behielt er auch in seinen zwölf letzten größtentheils kränklichen Lebensjahren, als unverkennbare Merkmale eines eben so starken als thätigen Geistes, bei. Noch immer fuhr er fort, durch seine gelehrten Arbeiten die Ausbreitung zwekmäßiger Religionsbegriffe zu befördern; noch immer blieb er unerschütterlich in der Beobachtung der Grundsätze, die er, nach seinen Ueberzeugungen, zum Besten des Reformationswerks befolgen zu müssen glaubte. Bei mannichfaltigen andern Beschäfftigungen, und bei einem sowohl durch die mit den Jahren immer fühlbarer gewordenen Folgen seines strengen Klosterlebens, als durch anhaltende Geistesarbeiten erschöpften Körper besorgte er nach und nach drey vollständige Ausgaben der Bibel nach

seiner deutschen Uebersetzung, um jedem denkenden Christen die Erkenntniß der Religionswahrheiten zu erleichtern, und vollendete seine in mancher Rücksicht meisterhafte Auslegung des ersten Buchs Mose. Zugleich suchte er allen Spaltungen unter den Anhängern der gereinigten Lehre vorzubeugen, und bediente sich zuweilen seines hoch gestiegenen Ansehens, um die Urheber bedenklicher Neuerungen zu demüthigen. Die gute Sache der Kirchenverbesserung war ihm beständig, wie wir schon im Vorhergehenden zu bemerken Gelegenheit gehabt haben, die Sache Gottes, und dieser Ueberzeugung getreu, wiedersetzte er sich hartnäckig jeder Abänderung der von ihm festgesetzten Religionsbegriffe. Denn er glaubte, durch jede Abänderung dieser Art, der göttlichen Wahrheit etwas von ihren Rechten zu vergeben; und seine Denkungsart über diesen Punkt, die bei dem ersten Anblik, als das Erzeugniß eines thörichten Eigendünkels und stolzer Vorurtheile, weder seinem Herzen noch seinem Verstande Ehre zu machen scheint, wird sich vielleicht rechtfertigen lassen, wenn wir sie nach ihrem wahren Einflusse auf das Interesse der Reformation unbefangen beurtheilen. Wäre Luther in

Rücksicht verschiedener Lehrpunkte nachgebender gewesen: so würden sich die theologischen Streitigkeiten und Partheien bis ins Unendliche vervielfältigt, und jeder Erfinder einer neuen Meinung oder wenigstens eines neuen Ausdruks im Felde der wissenschaftlichen Religionslehre würde es gewagt haben, an der Spitze seiner Anhänger die Einigkeit der protestantischen Kirche zu stören, und sich zum zweiten Reformator aufzuwerfen. Eine solche Vervielfältigung der Partheien unter den angeblichen Bekennern der gereinigten Lehre, hätte den Wiedersachern der Kirchenverbesserung die gewünschte Unterdrückung derselben merklich erleichtern können, weil es unstreitig weniger Mühe kostet, die unter sich selbst uneinig gewordenen Feinde einzeln, als in ihrer Vereinigung, zu bekämpfen. Luther mußte also die Vernichtung aller Früchte seiner vielfachen Bemühungen befürchten, wenn er nicht allen seinem Lehrbegriff wiedersprechenden Neuerungen muthig und ernsthaft entgegen arbeitete; und edles Selbstgefühl, und warmer Eifer für die Erhaltung der von ihm wiederhergestellten Würde der christlichen Religion, nicht lächerlicher Eigendünkel oder tief gewurzelte Vorurtheile wa-

ren es, die ihn mit unerschütterlicher Standhaftigkeit bei seinen einmal bekannten Lehrsätzen zu beharren vermochten.

Aus diesem Gesichtspunkte müssen wir Luthers Betragen gegen verschiedene von seinen Religionsbegriffen abweichende Gottesgelehrte, und die bis an sein Ende zur Befestigung des ganzen Reformationswerks von ihm ergriffenen Maaßregeln beurtheilen, um weder die überall sichtbare Verfolgung eines überdachten Plans zu verkennen, noch auch dem großen Mann aus kleinen Schwachheiten, denen er nach dem gemeinen Loose der Menschheit unterworfen war, ein Verbrechen zu machen. Einige Thatsachen mögen die Wahrheit meiner Behauptung beweisen.

Schon seit dem ersten Ausbruch der bereits oben erwähnten Sakramentsstreitigkeiten konnte Luther bemerken, daß sein Busenfreund und vornehmster Gehülfe bei der fortgesetzten Reformationsarbeit in der Lehre vom heiligen Abendmahl nicht ganz gleichförmig mit ihm dachte. Melanchthons Vorliebe für die scholastische Philosophie äusserte sich in seiner Bemühung, alle Religionsbegriffe durch passende Kunstwörter vollkommen be-

stimmt auszudrücken, und auf der andern Seite bewog ihn sein sanfter Charakter, sich seines philosophischen Scharfsinnes zur Bewirkung einer, wenn gleich nur scheinbaren Vereinigung ganz entgegengesetzter Meinungen zu bedienen. Er wünschte daher vorzüglich, die Anhänger Zwinglis mit den Augsburgischen Confessionsverwandten zu vereinigen, und änderte in dieser Absicht, bei Gelegenheit einer neuen Ausgabe des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses, die Ausdrücke des zehnten Artikels desselben dergestalt, daß er dadurch eine wechselseitige Annäherung beider Partheien zu befördern hofte. Seine Hofnung blieb jedoch unerfüllt, und Luther gab einen merkwürdigen Beweiß seiner Klugheit und Mäßigung gegen den von ihm vorzüglich geschätzten Melanchthon, da er, um einen öffentlichen Bruch mit seinem vertrautesten Freunde zu vermeiden, jene von demselben in dem vornehmsten symbolischen Buch der protestantischen Kirche eigenmächtig gewagte Aenderung gar nicht zu bemerken schien, und einige Jahre hindurch ganz ungeahndet ließ. Erst wenig Monate vor seinem Tode veranlaßten ihn theils die abermals erneuerten Sakramentsstreitigkeiten, theils das sogenannte

Cölnische Reformationsbuch, in welchem Melanchthon und seine Mitarbeiter sich einer sichtbaren Abweichung von dem Augsburgischen Glaubensbekenntniß erlaubt hatten, in einer ungemein heftigen Schrift, die er unter dem Titel seines letzten und endlichen Bekenntnisses vom heiligen Abendmahl herausgab, sich öffentlich wieder jede Abänderung der von ihm über diesen Punkt aufgestellten Lehrsätze zu erklären. Vielleicht trug Luthers Ehrgeiz, der sich durch die Vorstellung, daß man ihn selbst einer Veränderlichkeit in seinen Grundsätzen fähig halten möchte, wenn er die Abweichung seiner Glaubensgenossen von denselben ruhig duldete, zu der in jener Schrift bewiesenen Heftigkeit das meiste bei. Soviel ist gewiß, daß Melanchthon über die harten Aeußerungen seines alten Freundes empfindlich, und Luther größtentheils durch diesen Zwist bewogen wurde, Wittenberg mit dem Entschluß zu verlassen, nie wieder dahin zurückzukehren. Seine Abwesenheit war aber doch von keiner langen Dauer, da er sich durch ein sehr gnädiges Schreiben des Kurfürsten Johann Friedrich, welches ihm der durch seine geheime Geschichte bekannte kurfürstliche Leibarzt, Matthäus Ratzen-

berger, in Begleitung einiger andern Abgeordneten zu Zeiz überreichte, bewegen ließ, seine eingestellten Amtsverrichtungen wieder anzutreten.

Gleiche Beharrlichkeit in seinen Religionsmeinungen bewieß er aus sehr guten Gründen bei den antinomistischen Streitigkeiten, die Johann Agrikola durch seine Behauptung, daß die christliche Religion mit dem Gesetz gar nichts zu thun habe, und mithin gar keine verbindliche Kraft der Gesetze des alten Bundes weiter Statt finde, erregt hatte. Er sah diese Behauptung für höchst gefährlich an, weil sie leicht zu großen Mißverständnissen Anlaß geben, das Ansehen eines Theils der göttlichen Offenbarungen schwächen, die Ausartung der durch die Reformation hergestellten christlichen Freiheit in Freidenkerei und Ausgelassenheit nach sich ziehen, und die Kirchenverbesserung selbst, der von ihren Feinden ohnehin alle zufälliger Weise eingetretenen Uebel und Unordnungen zugerechnet wurden, verdächtig machen konnte. Weder aus stolzem Vorurtheil für seine eigene Meinung noch vielweniger aus unduldsamem Verfolgungsgeiste, sondern aus inniger Ueberzeugung von den Pflichten seines Berufs, nach welchen er sich für alle durch

seine Reformationsarbeit veranlaßten Unordnungen und Religionsgebrechen verantwortlich glaubte, wiedersprach er also laut und nachdrücklich jenen Behauptungen Agrikola's, und beruhigte sich nicht eher, als bis sich ihr Urheber zum öffentlichen Wiederruf derselben verstanden hatte. Man setze sich nun selbst in des freimüthigen und mit warmen Eifer für das Interesse der Kirchenverbesserung besorgten Luthers Stelle, und urtheile, wie kränkend es für einen Mann von seinem ofnen und feurigen Charakter seyn mußte, als Agrikola, des geschehenen Wiederrufs ungeachtet, seine Meinung nicht nur unter der Hand weiter auszubreiten fortfuhr, sondern auch die entgegengesetzte Lehre der protestantischen Kirche lächerlich zu machen suchte. Getäuschte Hoffnungen bestimmen uns oft zu raschen Entschlüssen, und Luther, der durch die Beilegung des antinomistischen Streits die Einigkeit unter den Anhängern der gereinigten Lehre, deren Erhaltung ihm so sehr am Herzen lag, hergestellt zu haben glaubte, und durch das folgende Betragen Agrikola's diese Hoffnung vernichtet sah, wird also wenigstens Entschuldigung verdienen, wenn er bei dem Kurfürsten von Sachsen eine ge-

richtliche Untersuchung der von seinem unruhigen Gegner veranlaßten Händel auswirkte, und dadurch denselben bewog, sich heimlich von Wittenberg zu entfernen, ohne das Endurtheil in seiner bereits anhängig gemachten Streitsache abzuwarten.

Es wäre überflüssig bei diesen theologischen Streitigkeiten, die nur darum erwähnt zu werden verdienen, weil sie einige Züge in Luthers Charakter in ein helleres Licht setzen können, länger zu verweilen. Wir müssen ihn nun auch noch von einer andern bereits oben berührten Seite, von der Seite seiner sich immer gleich bleibenden Thätigkeit in der Verfolgung und Befestigung des grossen Endzweks, dem er seinen ganzen Fleiß gewidmet hatte, kennen lernen. Man hoffte noch immer durch ein allgemeines und freies Concilium den Religionszwist beigelegt zu sehen, und Pabst Paul III. schien diese Hoffnung zu bestätigen, da er eine Kirchenversammlung auszuschreiben versprach, und einen Legaten nach Deutschland sandte, um den Kurfürsten von Sachsen und Luthern noch besonders zu derselben einzuladen. Dieser päbstliche Legat, der Bischof von Capo d'Istria, Peter

Paul Vergerius, der in der Folge selbst zur protestantischen Kirche übertrat, unterhielt sich zu Wittenberg mit Luthern, der ihm freimüthig erklärte, daß er zwar selbst mit der Gefahr seines Lebens auf der zu haltenden Kirchenversammlung zu erscheinen bereit, und daß ihm der Ort derselben vollkommen gleichgültig sey, daß er aber übrigens noch immer an dem ernstlichen Entschluß des Pabstes, ein Concilium zu veranstalten, oder doch an der Wirksamkeit desselben zweifele, weil man gewiß nur von lauter Nebendingen, und hingegen von dem Wesen des Christenthums, von dem Glauben und der Rechtfertigung, gar nicht handeln würde. Seines geringen Zutrauens zu der versprochenen Kirchenversammlung ungeachtet, hielt er es aber dennoch für nothwendig, seine Glaubensgenossen auf den Fall, daß dieselbe wirklich zu Stande kähme, über gewisse Punkte zu belehren, und gab in dieser Absicht zwo merkwürdige Schriften heraus, in welchen er theils die Nichtigkeit der päbstlichen Anmaaßungen in Beziehung auf das Concilium darzuthun, theils die Grenzen der Gewalt der Kirchenversammlung in Glaubenssachen richtig zu bestimmen suchte. Nach einiger Zeit wurden die

Besorgnisse der Protestanten noch grösser, als Paul III. in einer überall ausgestreuten Bulle, die Stadt Mantua zum Orte der Kirchenversamm-lung, auch schon die Zeit der Eröfnung derselben bestimmte; und in einer zweyten Bulle die von allen wohlgesinnten gewünschte Reformation des römischen Hofes zu veranstalten versprach. Die Bekenner der gereinigten Lehre fürchteten nehmlich, daß man sie, unter dem Vorwande jener Kirchen-versammlung und dieser Reformation, mit uner-träglichen Zumuthungen beschweren, und wohl gar gewaltsame Versuche wagen möchte, sie un-ter die Botmässigkeit des Pabstes zurückzubringen. Nur Luther blieb beständig bei seiner gleichmüthi-gen Fassung, und war der Meinung, daß die Pro-testanten das Concilium beschicken, und nur dann Gewalt brauchen sollten, wenn ihnen der Kaiser etwa die Schlüsse der Kirchenversammlung durch Zwangsmittel würde aufdringen wollen. Zugleich bemühte er sich auch, richtige Begriffe von der Gewissensfreiheit und dem Kirchenregiment unter seinen Glaubensgenossen auszubreiten, und zeigte in dieser Absicht in einer mit eben so großer Wärme als Sachkenntniß ausgearbeiteten Schrift, warum

und in wie fern ein christliches Concilium frey seyn müsse? Kurz, sein ganzes Benehmen bei dieser wichtigen Angelegenheit enthält den überzeugendsten Beweis seines gesetzten Muths, seines ununterbrochenen Hinstrebens nach einem festen nie aus den Augen verlornen Endzwek, nach dem großen Endzwek der gänzlichen Trennung des wahren Christenthums von dem Pabstthum, und seiner vorsichtigen Schonung, die er gegen die Feinde seiner Lehre bewieß, da er, im Voraus überzeugt von der Unwirksamkeit der versprochenen Kirchenversammlung, dennoch die Einladung zu derselben sowohl für seine Person annahm, als auch seinen Glaubensgenossen sie anzunehmen rieth. Auch auf der Versammlung der evangelischen Stände zu Schmalkalden, wo er sich mit andern Gottesgelehrten eingefunden, und die Genehmigung der von ihm aufgesetzten Schmalkaldischen Artikel, die eine kurze Wiederholung des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses enthielten, bewirkt hatte, erscheint er uns in der ganzen Würde eines großen Mannes. Denn er beharrte nicht nur bei seiner schon oft von sich gegebenen Erklärung, daß er und seine Amtsbrüder, mit denen er jene Artikel über-

legt und unterzeichnet habe, weit entfernt, weltlichen Fürsten und Herren ihre Lehrsätze aufdringen und sie zur Vertheidigung derselben überreden zu wollen, vielmehr alle Verantwortung allein auf sich zu nehmen bereit wären, sondern er dachte auch, bei einer eben damals ihm zugestoßenen tödtlichen Krankheit, an das Interesse der Reformation auf den Fall seines Absterbens, und suchte, sowohl dem um seine Erhaltung ängstlich besorgten Kurfürsten von Sachsen, als seinen übrigen Freunden durch die Versicherung, daß sein Tod dem Pabstthum gewiß mehr schaden als nutzen würde, neuen Muth für die gute Sache der Kirchenverbesserung einzuflößen.

Man hatte die Schmalkaldischen Artikel vornehmlich in der Absicht aufgesetzt, um bei der erwarteten Kirchenversammlung eine feste Richtschnur zu haben, nach welcher mit der Gegenparthei über den zu schliessenden Religionsvergleich unterhandelt werden könnte. Das nach Mantua angesetzte Concilium kahm jedoch nicht zu Stande, und Luther gewann dadurch um so mehr Muße, der evangelischen Kirche durch

seinen Fleiß und durch den zwekmäßigen Gebrauch, den er von seinem hochgestiegenen Ansehen zu machen wußte, die nützlichsten Dienste zu leisten. Er erlebte den Tod seines heftigsten und gefährlichsten Feindes, des Herzogs Georg von Sachsen, und unterstützte dessen Bruder und Nachfolger, den frommen Herzog Heinrich, mit seinem Rath und Beistande bei der Einführung der gereinigten Lehre in den Albertinisch-Sächsischen Ländern. Seinen Grundsätzen in Rücksicht der Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche blieb er bis an sein Ende treu, und hatte daher ein schlechtes Zutrauen zu den wiederholten Religionsgesprächen, die man zwischen den Gottesgelehrten von beiden Partheien veranstaltete. Doch aber wiedersetzte er sich diesen Gesprächen niemals, sondern hielt dieselben vielmehr für nützlich, in so fern sie dazu dienen konnten, seine Glaubensgenossen in der Ueberzeugung von der erkannten Wahrheit zu bestärken. Auch rieth er beständig, was bloße Ceremonien und äusserliche Kirchengebräuche betraf, zur Einigkeit, und war daher weit davon entfernt, aus bloßem Starrsinn die Aussöhnung der streitenden

Theile zu verhindern. Nur in Ansehung der eigentlichen Glaubenspunkte, die er, nach seiner vernünftigen Ueberzeugung, weder seinem eignen, noch irgend einem menschlichen Willen unterwerfen konnte, blieb er unbeweglich, und gab von dieser unerschütterlichen Standhaftigkeit besonders eine merkwürdige Probe, die ihn zugleich von dem Vorwurf, als ob grenzenloser Ehrgeiz seine herrschende Leidenschaft gewesen wäre, befreien kann. Auf einer zahlreichen Reichsversammlung zu Regensburg, der Karl V. persönlich beiwohnte, war nehmlich ein abermaliges Religionsgespräch veranstaltet, und den Protestanten eine nachmals unter dem Namen des Regensburgischen Interims bekannt gewordene Schrift zur Prüfung und Genehmigung vorgelegt worden. Verschiedene protestantische Stände, vornehmlich aber Kur-Brandenburg, waren auch nicht abgeneigt, in Ansehung einiger Artikel nachzugeben, um den vom Kaiser, wenigstens mit scheinbarer Wärme gewünschten Religionsvergleich zu befördern, und schickten mit Karls V. Vorwissen eine feierliche Gesandschaft nach Wittenberg, die Luthern zu einer ähnlichen Willfährigkeit bewegen sollte.

Der freimüthige, und das Wesentliche einer christlichen Kirchenverbesserung von dem täuschenden Schein derselben sorgfältig unterscheidende Reformator, ließ sich aber durch keine Vorspiegelungen und Schmeicheleien wankend machen. Vergebens suchten die Gesandten theils seine Gewissenhaftigkeit und theils seinen Ehrgeiz rege zu machen, indem sie ihm vorstellten, daß er, durch die Beförderung des gewünschten Religionsvergleichs, seine Verdienste um die Kirche Gottes merklich erhöhen, durch die verweigerte Genehmigung der geschehenen Vorschläge hingegen, sehr leicht eine gefährliche Spaltung anrichten könne; weil, auf den Fall einer gütlichen Uebereinkunft zwischen beiden Partheien, der Beitritt der Venetianer zum evangelischen Religionstheil zu hoffen, im entgegengesetzten Fall aber unter den Protestanten selbst, die vielleicht zum Theil darauf bestehen würden, jene Vorschläge anzunehmen oder doch nicht geradezu zu verwerfen, nichts anders als Uneinigkeit und Trennung zu befürchten sey. Eben so wenig ließ er sich durch einen andern von den Gesandten gebrauchten Kunstgriff gewinnen, da sie es ihm

zur Pflicht machen wollten, nach dem wahren Geiste des Christenthums und um des Interesse der Reformation willen, lieber den noch nicht gehörig unterrichteten in einem Vergleiche etwas nachzugeben, als den Kaiser, der jetzt in einer für die Protestanten sehr günstigen Stimmung, aber alle Mißbräuche des Pabstthums auf einmal auszurotten nicht vermögend sey, zum Unwillen zu reizen, und durch die muthwillig verlängerten Religionszwistigkeiten die gemeinschaftlichen Vertheidigungsanstalten wieder die Türken zu hindern. Alle diese Vorspiegelungen scheiterten an Luthers ungeschminkter Wahrheitsliebe, und über alle Menschenfurcht und zeitliche Rücksichten erhabener Geistesstärke. Ueberzeugt von der doppelten Unmöglichkeit, die gereinigte Lehre aufrecht zu erhalten, wenn man dem Gegentheil in dem Artikel von der Rechtfertigung und den damit verwandten Lehrpunkten etwas nachgeben, oder, zum Behuf einer scheinbaren Vereinigung, die streitigen Religionsbegriffe durch künstlich gewählte Ausdrücke auf Schrauben setzen wollte, gab er jenen zweideutigen Vergleichsvorschlägen kein Gehör, und bewog vielmehr den Kurfürsten

Johann Friedrich, die unnützen Unterhandlungen zu Regensburg, durch die Zurückberufung der dahin geschickten Sächsischen Theologen, zu unterbrechen. Die von verschiedenen Ständen gewünschte Ausgleichung des Religionszwistes unterblieb also, und der Kaiser mußte sich begnügen, die Beilegung und Entscheidung der ganzen Streitigkeit auf ein abermals versprochenes bei dem Pabste auszuwirkendes Concilium auszusetzen.

Auf dem nächsten zu Speier gehaltenen Reichstage wurden die Unterhandlungen wegen dieser Kirchenversammlung erneuert; aber auch hier war Luther mit seinem Rath zugegen, da der von ihm geleitete Kurfürst von Sachsen durch seine Gesandschaft erklären ließ, daß man schlechterdings kein vom Pabste, als anmaaßlichem Glaubensrichter, auszuschreibendes Concilium annehmen, sondern vielmehr den Kaiser ersuchen sollte, dasselbe zu veranstalten. Je mehr nun durch diese Erklärung der Unwille der römischen Kirche und ihrer Anhänger gegen Kursachsen, als das Haupt der Protestanten, gereizt wurde, desto nöthiger war es, jeder

Zwietracht und Spaltung zwischen den evangelischen Ständen vorzubeugen. Mit theilnehmender Besorgniß suchte daher Luther, die zwischen dem Kurfürsten Johann Friedrich und dessen Vetter, dem Herzog Moriz von Sachsen, entstandenen Weiterungen, die, bei Gelegenheit der Einhebung einer auf dem letzten Reichstage bewilligten Türkensteuer, in wirkliche Kriegsrüstungen und Thätlichkeiten ausgebrochen waren, beizulegen. Seine schriftliche Ermahnung zum Frieden, die er in dieser Angelegenheit an beide Fürsten erließ, trägt das Gepräge der größten Unpartheilichkeit und des wärmsten Eifers für die Ehre und das Interesse der Reformation an sich, und vielleicht liessen sich die streitenden Theile durch seine freimüthige Erklärung, daß er öffentlich demjenigen beitreten würde, der sich zum Wege der Güte geneigt zeigte, mehr noch, als durch die Vermittelung des Landgrafen Philipp von Hessen zur Einstellung der Feindseligkeiten und zu einem bald darauf zu Stande gekommenen Vergleich bewegen.

Bei so mannichfaltigen und ununterbrochenen Beschäfftigungen und Sorgen, bei so vielen,

bald von der Bosheit und bald von der Unwissenheit der Menschen seinen lautern und großen Absichten in den Weg gelegten Hindernissen, und bei einem äusserst geschwächten, dem thätigen Geiste von Zeit zu Zeit seine Dienste versagenden Körper, war Luther zu entschuldigen, wenn er sich zuweilen, besonders aber in seinen vier letzten Lebensjahren, nach der so lange entbehrten und in seiner Lage nur im Tode zu erwartenden Ruhe sehnte. Diese Todesgedanken machten ihn aber nicht unthätig; auch des Lebens überdrüssig fuhr er fort, alle Lebenspflichten, die sein vielumfassender Wirkungskreis ihm auflegte, in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen. Noch immer blieb er der allgemeine Rathgeber seiner Glaubensgenossen, nicht nur in Religionssachen, sondern oft auch in andern Angelegenheiten; noch immer stand dem Leidenden die Zuflucht zu seinen kraftvollen Tröstungen offen; noch immer erwarb er sich auch als Schriftsteller, durch die weitere Ausführung seiner Lehrsätze und durch die Benutzung jeder Gelegenheit zur Bekämpfung gefährlicher Vorurtheile, neue Verdienste. So gab er, um nur ein Beispiel anzuführen, als

die Bemühungen des Kaisers um ein allgemeines oder National-Concilium von dem Pabste Paul III. unter dem Vorwande, daß es dem römischen Stuhl allein zukomme, Kirchenversammlungen zu veranstalten, gemißbilliget wurden, seine heftigste Schrift wieder das Pabstthum heraus, in welcher er sowohl den göttlichen, als den aus der Uebertragung der Kirche hergeleiteten Ursprung der päbstlichen Gewalt geradezu leugnet, und dem obersten Bischof seine ganze Hoheit über die Kirche überhaupt, und in Rücksicht der Kirchenversammlungen insbesondere, mit ungleich stärkern Gründen abspricht, als er es in seinen frühern Schriften gethan hatte.

Auch noch kurz vor seinem Tode gab er mehr als einen Beweis von seiner gemeinnützigen Thätigkeit und Menschenliebe. Gewohnt, jeden Mißbrauch, besonders wenn er ihm einen nähern oder entferntern Einfluß auf Religion und Kirche zu haben schien, mit edler Freimüthigkeit und gewissenhafter Strenge zu rügen, konnte er auch bei den sichtbaren Justizgebrechen, deren Verderblichkeit ihm einleuchtete,

kein gleichgültiger Zuschauer bleiben. Die Verschleifung und Verdrehung der Gerechtigkeit, die er oft zu bemerken Gelegenheit fand, reizte daher seinen ganzen Unwillen, und er erlaubte sich in verschiedenen Predigten wiederholte ziemlich harte Ausfälle wieder die Rechtsgelehrten, denen er überhaupt, wegen ihrer Vorliebe für das kanonisch - päbstliche Recht, und wegen der daraus entlehnten Entscheidungen streitiger Ehesachen, nicht günstig war. Vorzüglich aber eiferte er wieder die Niederträchtigkeit derjenigen Richter und Sachwalter, die sich nicht scheuten, die Gesetze und die ganze Rechtspflege zu Werkzeugen der Befriedigung ihrer Leidenschaften zu mißbrauchen. Sie waren es, die er als die gefährlichsten Feinde der bürgerlichen Glückseligkeit, der gesellschaftlichen Ordnung, und der praktischen Gottseligkeit schilderte und verabscheute. Und wer könnte wohl diesem Urtheil mit einigem Grunde wiedersprechen, da uns traurige, nicht etwa in einem oder dem andern Lande, sondern in dem Ablauf mehrerer Jahrhunderte, und unter allen in bürgerliche Gesellschaften zusammengetretenen Völkern, gemachte Erfahrungen

von der Wahrheit desselben überzeugen? Mit Recht betrachtete also der freimüthige Luther jene Justizgebrechen als einen Hauptgrund des menschlichen Elends, zu dessen Milderung er sein erlangtes Ansehen, so weit sein Wirkungskreis reichte, zu benutzen, sich in seinem Gewissen für verpflichtet hielt. Der Geist der Zwietracht, der durch die von den streitsüchtigen Juristen erregten und verlängerten Rechtshändel, die Unzufriedenheit des Bürgers mit seinem Loose, die durch jene langsame und partheiische Rechtspflege erweckt und ausgebreitet wurde, schien ihm weder mit der Sicherheit und Wohlfahrt der Staaten, noch mit den Grundsätzen des Christenthums und der Ausübung der wesentlichsten Religionspflichten vereinbarlich zu seyn. Er war daher entschlossen, die auf dem geistlichen Rednerstuhl schon oft gerügten Verirrungen der Vorsteher der Gerechtigkeit in einer eignen Schrift noch ernstlicher und nachdrücklicher aufzudecken, und die Gründe des friedfertigen Melanchthons, der ihm rieth, die ohnehin erbitterten Rechtsgelehrten durch seine harte Schreibart nicht noch mehr aufzubringen, würden seinen gerech-

ten Eifer schwerlich gemässigt haben, wenn nicht der Tod die Ausführung seines Vorhabens gehindert hätte.

Die nächste Ursache dieses für das Interesse der Reformation immer noch viel zu früh erfolgten Todesfalls war die Reise, die der kränkliche Luther, in der unbequemsten Jahrszeit mitten im Winter, in den Angelegenheiten seiner angebohrnen Landesherren, der Grafen von Mannsfeld, nach Eisleben zu unternehmen veranlaßt wurde. Schon seit einiger Zeit waren die Grafen von Mannsfeld sowohl unter sich selbst in verschiedene Grenz- und Erbschaftsirrungen, als in Streitigkeiten mit ihren Unterthanen, über den Antheil der letztern an den Bergwerken, verwickelt. Die zur Ausgleichung und Schlichtung dieser Händel zu Rath gezogenen Rechtsgelehrten hatten dieselben, anstatt sie zu vermitteln und beizulegen, nur noch mehr verwickelt, und die Grafen wurden daher bewogen, unsern Luther um seine Verwendung zur Herstellung der Einigkeit zu ersuchen. Er nahm auch, so wenig er sonst geneigt war, sich in bloß weltliche Händel zu mischen, diese Einla-

dung an, und begab sich, um einen Vergleich zwischen den streitenden Theilen zu vermitteln, von Wittenberg, wo er kurz vorher sein ihm so sehr am Herzen liegendes Glaubensbekenntniß vom heiligen Abendmahl nochmals wiederholte, über Halle nach Eisleben. Seiner eignen Erklärung zufolge hatte er sich dieser Reise und des ganzen Geschäffts hauptsächlich in der Absicht unterzogen, um einige Zeit von seinen zum Theil unangenehmen täglichen Arbeiten und Zerstreuungen auszuruhen. Er war aber so wenig zur Ruhe gewöhnt, daß er selbst auf der Reise das Bedürfniß ununterbrochener nützlicher Thätigkeit empfand und befriedigen mußte. Zu Halle, wo ihn die ausgetretene Saale einige Tage zu verweilen nöthigte, hielt er eine merkwürdige Predigt über die Bekehrung des Apostels Paulus, und schonte, da er, der fortdauernden Wassergefahr ungeachtet, seine Reise fortgesetzt, und sich eine gefährliche Erkältung zugezogen hatte, auch nach seiner Ankunft zu Eisleben seine wankende Gesundheit so wenig, daß er aller Aufmerksamkeit auf seinen Körper vergaß, und unermüdet in mannichfaltigen Beschäfftigungen seiner

Auflösung entgegen eilte. Nicht zufrieden, den größten Theil seiner Zeit der Ausgleichung jener Streitigkeiten, die man von ihm geschlichtet zu sehen wünschte, zu widmen, predigte er auch viermal zu Eisleben, und unterzog sich der Prüfung einer von dem vormaligen Augustiner-Prior, Caspar Güttel, aufgesetzten Kirchenordnung, die er genehmigte und den Grafen von Mannsfeld zur Vollziehung empfahl. In den wenigen Stunden, die er der Erholung und dem Umgange widmete, blieb seine Unterhaltung noch immer eben so aufgeweckt als lehrreich, und das Vorgefühl seines nahen Todes, welches er zu wiederholtenmalen äusserte, hatte nicht den geringsten Einfluß auf die Heiterkeit seines im Vertrauen auf Gott starken Geistes. Erst am Tage vor seinem Absterben entschlug er sich, bei seiner merklich überhandnehmenden Schwachheit, auf des Fürsten Wolfgang von Anhalt und anderer Freunde Bitten, der weitern Unterhandlung in der vorhin erwähnten Streitsache. Er hörte jedoch auch jetzt noch nicht auf, die Personen, die um ihn waren, durch lehrreiche Gespräche über wichtige Religionswahrheiten zu erbauen.

Noch bei seiner letzten Abendmahlzeit sprach er mit Scharfsinn und Wärme von der in dem künftigen Leben zu erwartenden Wiedervereinigung mit unsern Freunden, und suchte seine Tischgenossen im Vertrauen auf eine frohe Ewigkeit zu bestärken. Kurz darauf wurden seine Brustbeklemmungen heftiger; man brachte ihn zur Ruhe, und er schlummerte einige Stunden, nachdem er vorher, auch jetzt noch seines großen Berufs eingedenk, die Umstehenden zum eifrigen Gebet für die Erhaltung der vom Pabste und von der erst kürzlich eröfneten Tridentinischen Kirchenversammlung bedrohten gereinigten Lehre, ermahnt hatte. Bald nach seinem Erwachen zeigten sich die Vorboten des herannahenden Todes, und der große Mann entschlief unter anhaltendem Gebet, und mit allen Zeichen der vollkommensten Seelenruhe, die ihn in diesem entscheidenden Augenblik so wenig als in seinem ganzen Leben verließ.

So endigte Luther eine Laufbahn, die er mit so großen Wohlthaten für das Menschengeschlecht, und mit so vielen Denkwürdigkeiten für die Geschichte bezeichnet hatte. Nichts glich der

fast allgemeinen Bestürzung seiner Glaubensgenossen bei der Nachricht von seinem Tode, weil die protestantische Kirche eben damals theils von dem mißlichen Erfolg eines abermaligen Religionsgesprächs zu Regensburg, theils von der Tridentinischen Kirchenversammlung, die sich des Richteramts in den streitigen Glaubenssachen anmaaßte, mit neuen Gefahren bedroht wurde. Am lautesten äusserte aber Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen seinen Schmerz, und es schien, als ob dieser unglückliche Fürst sein nahe bevorstehendes Schikfal ahndete, und die Unmöglichkeit seiner Erhaltung ohne Luthers Rath und Leitung voraus sähe. Auch die Asche des Verewigten war ihm noch so ehrwürdig, daß er den Grafen von Mannsfeld die von ihnen gewünschte Beerdigung des Verstorbenen zu Eisleben abschlug, und die ausserordentlich feierliche Abführung und Beisetzung der Leiche in der Schloßkirche zu Wittenberg verordnete. Er würde auch die Grabstätte des Verewigten mit einem für die damalige Zeit geschmakvollen und prächtigen Denkmal geziert haben, wenn ihn nicht sein in dem Schmalkaldischen Kriege erfahrnes

Mißgeschik, und besonders der mit dem Verlust der Kurwürde zugleich verlorne Besitz von Wittenberg, an der Ausführung seines Vorhabens gehindert hätte.

Bei dem Tode vieler in ihrem Leben verehrter oder gefürchteter Männer ist die wetteifernde Geschäfftigkeit der Ueberlebenden, das Andenken der Verstorbenen zu erheben und zu verewigen, sehr oft weiter nichts, als das Werk der Eitelkeit, des Vorurtheils oder der sklavischen Denkungsart ihrer Zeitgenossen. Auf Luthers Grab floßen die Thränen aller aufrichtigen Freunde der gereinigten Lehre, als eine gerechte, nicht von ihnen allein, sondern von allen Verehrern der Wahrheit seinem Andenken gebührende Huldigung. Er gehörte zu den seltenen Köpfen, die mit verhältnißmäßig geringen Hülfsmitteln große Dinge zu wirken, unglaubliche Veränderungen hervorzubringen vermögen. Er war und ward alles durch sich selbst, und die, unter dem Joch des Aberglaubens und des geistlichen Despotismus, erniedrigte Menschheit verdankt ihm ihre Veredlung, und die Wiedereinsetzung in ihre verkannten, Jahrhunderte hin-

durch unterdrückten Rechte. In einem Zeitalter, wo man wenig oder gar nicht zu denken und zu forschen gewohnt war, benutzte er die Bruchstücke der wiederauflebenden Litteratur, die er mit unermüdetem Fleiß, theils schon auf der Schule, theils in seinen akademischen Jahren gesammlet hatte, zur gründlichen Auslegung der heiligen Schrift, und zu einer zwekmäßigen Verbesserung des ganzen Religionsunterrichts sowohl auf der Katheder, als auf dem geistlichen Rednerstuhl. Zu großer Geist, um der Empfindungen des Neides und der Eifersucht fähig zu seyn, ließ er fremden Verdiensten gern Gerechtigkeit wiederfahren, ging doch aber beständig seinen eignen Weg, und die glücklichen Ideen der besten Köpfe seines Jahrhunderts, eines Erasmus und eines Melanchthon, wurden in seinen Händen höchstens nur zu Werkzeugen, nie aber zu Quellen seiner weitern Fortschritte in der Aufklärung. Er erhob, besonders durch seine Bibelübersetzung, die deutsche Sprache aus ihrer bisherigen Vernachläßigung und Barbarey; er belehrte Fürsten und Bürger von ihren wechselseitigen Rechten und Pflichten weit gründlicher und richtiger, als

es die scharfsinnigsten Rechtsgelehrten in ihren Werken gethan hatten, und noch lange nach seiner Zeit thaten; kurz, er ergriff und benutzte jede Gelegenheit, Vorurtheile zu bekämpfen, und gemeinnützige Wahrheiten auszubreiten, und würde gewiß noch weit mehr geleistet haben, wenn ihm nicht theils verschiedene theologische Streitigkeiten, theils andere Zerstreuungen den größten Theil seiner Muße geraubt hätten.

Wenn Luther, von der Seite seines viel-umfassenden Geistes betrachtet, unsere Bewunderung verdient: so wird er uns durch seinen Charakter liebenswürdig und zu einem Gegenstande gerechter Verehrung. Er war genügsam und mäßig, freimüthig und unerschrocken, uneigennützig und wohlthätig, großmüthig und bescheiden, warmer Gottesverehrer und thätiger Menschenfreund. Die Genügsamkeit, an die er schon in früher Jugend und bei seinem strengen Klosterleben sich gewöhnt hatte, kann als die Grundlage des größten Theils seiner übrigen Tugenden betrachtet werden. Sie war es, die ihn mäßig in Rücksicht jeder Art von Genüssen, und zugleich jener Heiterkeit der Seele fähig

machte, die eine Tochter der Mäßigkeit, und die fruchtbare Mutter großer Ideen und Handlungen ist. Auf einen kleinen Kreiß von Bedürfnissen eingeschränkt, war er ein Feind aller sinnlichen Ausschweifungen, und nur die Stimme der hämischen Verleumdung, die er durch seine einfache Lebensart hinlänglich wiederlegte, wagte es, ihn der Unmäßigkeit zu beschuldigen. Weit davon entfernt, seinem Körper die Herrschaft über den edlern Theil seiner Menschheit einzuräumen, versagte er sich oft den möglichen Genuß mancher angebotenen Bequemlichkeiten, und schien zuweilen Tage lang, aller körperlichen Bedürfnisse ganz zu vergessen. Aber eben so weit entfernt von mürrischer Laune und stolzer Verachtung der durch die ganze Schöpfung verbreiteten Einladungen zum Genuß gemäßigter und vernünftiger Frölichkeit, war er auch aufgewekt und munter in dem gesellschaftlichen Kreise seiner Freunde und Tischgenossen, und lehrte durch sein Beispiel die große Kunst, schuldloser Annehmlichkeiten des Lebens eben so leicht zu entbehren, als sie zur Sammlung neuer Kräfte und zur Erweckung froher Dankgefühle gegen

die überall sichtbare Güte des Schöpfers zwekmäßig zu benutzen.

Eben diese Kunst zu entbehren, die er sich in einem so hohen Grade eigen gemacht hatte, erhob ihn über alle Menschenfurcht und über das niedrige Bedürfniß, seine wahren Gesinnungen unter der gefälligen Hülle der Schmeichelei zu verbergen; kurz, er war freimüthig, unerschrocken und standhaft, weil er genügsam und mäßig war. Frei von den Vorwürfen eines strafenden Gewissens, und unbekannt mit den verführerischen Reizen ausschweifender Begierden, genoß er jener erhabenen Gemüthsruhe, die das tröstende Bewußtseyn der strengsten Erfüllung unserer Pflichten begleitet, und durch keine zufällige Veränderung unserer äusserlichen Lage vermehrt oder vermindert werden kann. Nur in sich selbst suchte und fand er die Quellen der wahren Glückseligkeit, deren Besitz sowohl sein immer thätiger Geist, als sein mit den Gefühlen allgemeinen Wohlwollens erfülltes Herz ihm versicherte. Er setzte daher keinen Werth auf die Vorzüge und Geschenke des Glücks, deren Erwerbung und Verlust von den

Launen menschlicher Gunst oder menschlichen Hasses abhängt. Daher seine unerschütterliche Standhaftigkeit, seine heldenmüthige Unerschrockenheit bei drohenden Gefahren, seine unbestechliche Wahrheitsliebe in der freimüthigen Beurtheilung fremder Fehler, deren nachtheiligen Einfluß auf Menschenwohl und Religionsinteresse er bemerkt hatte. Kein Ansehen der Person war vermögend, seinen lauten und oft strengen Tadel zu mildern oder abzuwenden, wie er dieß durch seine wiederholten heftigen Aeusserungen wieder die zween erklärtesten Feinde der Reformation, den Cardinal und Kurfürsten von Mainz, Albrecht von Brandenburg, und den Herzog Georg von Sachsen hinlänglich bewieß. Mit ähnlicher ganz unpartheiischer Freimüthigkeit rügte er aber auch die Fehler solcher Personen, die er wegen ihrer Tugenden und der gereinigten Lehre günstigen Gesinnungen liebte und hochschätzte. So tadelte er an dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen, seine schüchterne Lauigkeit bei dem Anfange der Kirchenverbesserung, und die allzuweit getriebene Sparsamkeit; an dem Kurfürsten Johann dem Beständigen, die gar

zu große Gelindigkeit und dem Uebermuth des Adels zu viel nachgebende Güte; und an dem Kurfürsten Johann Friedrich, den Eigensinn, das übermäßige in seine Räthe gesetzte Zutrauen und die auf Unkosten der armen Landleute, ohne die gehörige Mäßigung, verfolgte Liebhaberei an der Jagd.

Auch die edle Uneigennützigkeit Luthers war, eben so wie seine Wohlthätigkeit, eine Wirkung jener zufriednen Genügsamkeit, durch die er sich so vortheilhaft auszeichnete. Er huldigte nie den unmäßigen Begierden nach Reichthum und Größe, und an eine glückliche Mittelmäßigkeit gewöhnt, würdigte er mögliche und glänzende Verschönerungen seiner äusserlichen Lage keiner Aufmerksamkeit. Vergebens bot ihm daher der römische Hof sowohl vor als nach der wieder ihn erlassenen Bannbulle ansehnliche Summen, und, wenn einigen nicht unwahrscheinlichen Nachrichten zu trauen ist, sogar die Beförderung zu den höchsten geistlichen Würden an, wenn er sich zum Wiederruf seiner Lehren verstehen wollte. Mit ähnlicher Enthaltsamkeit versagte er sich oft auch solche äusserliche Vortheile, deren Genuß

er sich, ohne die geringste Verletzung seines Gewissens, hätte überlassen können. Mehr als einmal lehnte er ansehnliche Geschenke, die ihm von dem Kurfürsten Johann dem Beständigen angeboten wurden, von sich ab; und eben so wohlthätig, als uneigennützig, vertheilte er nicht nur die angenommenen Geschenke unter Nothleidende, sondern unterstützte auch noch viele Hülfsbedürftige aus seinen eignen mäßigen Einkünften.

Seine Großmuth war eine Folge seiner thätigen Menschenliebe. Voll des erhabenen Gedankens, daß nichts, als die unermüdete Wirksamkeit zur Beförderung ächten Menschenwohls ihn seiner Bestimmung näher bringen könne, bedurfte er keiner äußerlichen Bewegungsgründe zur Unternehmung guter und gemeinnütziger Handlungen. Weder die Gleichgültigkeit, noch die Undankbarkeit seiner Zeitgenossen konnte ihn auf seiner ehrenvollen Laufbahn aufhalten, weil er nicht für sich selbst, sondern alles für die gute Sache der Religion that. Er vergab daher gerne persönliche und nur ihn allein betreffende Beleidigungen, und bewieß diese Versöhnlichkeit hinlänglich durch sein Betragen gegen den schwärmerischen Carlstadt und den hämischen Agrikola. Mit nie erkaltendem Eifer wieder-

setzte er sich hingegen den Feinden der gereinigten Lehre und den Urhebern gefährlicher Spaltungen unter den Anhängern der Reformation, weil er beide für Feinde des lebendigen Gottes, und sich nach seinen Ueberzeugungen für verpflichtet hielt, sich jeder Gemeinschaft mit ihnen, jeder Schonung in seinem Benehmen gegen sie zu enthalten.

Mit Luthers Großmuth und thätiger Menschenliebe stand seine Bescheidenheit in der genauesten Verbindung. Nie machte er sich ein Verdienst aus der strengsten Erfüllung seiner Berufspflichten, nie wähnte er sich an dem großen Ziele, welches er durch seine rühmlichen Bemühungen zu erreichen trachtete, und bei den größten Anstrengungen seiner gemeinnützigen Thätigkeit glaubte er noch immer viel zu thun übrig zu haben. Daher seine Gleichgültigkeit gegen das ohnehin zweideutige Lob kurzsichtiger Menschen, sein edler Unwille über äußerliche Ehrenbezeugungen, die für ihn keinen Werth hatten, und in seinen Augen dem heilsamen Reformationswerk, dessen Wiedersacher sie zu verdoppelter Verbitterung bestimmten, vielmehr nachtheilig als beförderlich und vortheilhaft waren. Dieß war der Grund, warum ihm jede Auszeichnung seiner Person mißfiel, warum

er, um nur ein paar Beispiele anzuführen, die Anhänger der gereinigten Lehre schlechterdings nicht nach seinem Namen benannt wissen, und die Veranstaltung Melanchthons, nach welcher ihm die Studierenden zu Wittenberg mehr äußerliche Achtung, als den übrigen akademischen Lehrern erwiesen, nicht billigen wollte.

Eben diese Bescheidenheit war es, die ihn unermüdet arbeitsam machte, weil er immer noch nicht genug geleistet zu haben glaubte. Selbst die wenigen Erholungsstunden, in welchen er von seinen mannichfaltigen Arbeiten ausruhte, wurden mit nützlichen Beschäfftigungen hingebracht. Die Drechselbank, die Musik und Gartenarbeiten gewährten ihm die Erholung, die er zur Sammlung neuer Kräfte, zur Erhaltung der Heiterkeit seines immer thätigen Geistes benutzte. Vorzüglich aber ergötzte er sich an dem Gartenbau und an der Musik; weil ihm jener das Bild der Fruchtbarkeit seiner gemeinnützigen Bemühungen darzustellen schien, und diese sein Herz zu Vorgefühlen himmlischer Freuden erhob. Er behauptete daher auch, daß, nächst der wohlthätigen Macht der Religion, die Tonkunst das meiste zur moralischen Besserung des Menschen beitragen könne, weil dem

Zauber ihrer Harmonie sowohl Unzufriedenheit und Trübsinn, als böse und gefährliche Gedanken weichen müßten. Kurz, wir finden in ihm auch in den Stunden der Erholung, auch in den schuldlosen Vergnügungen, die er sich erlaubte, den großen Mann wieder, der jede seiner auch unbedeutend scheinender Handlungen auf den höhern Endzwek bezog, dem er seinen ganzen Fleiß gewidmet hatte.

Alle diese schönen und erhabnen Züge in Luthers Charakter, erhielten von seiner ungeheuchelten Gottesfurcht einen neuen Glanz. Er war fromm; aber seine Frömmigkeit war nicht etwa, wie dieß bei gemeinen Menschenseelen so oft der Fall ist, das Werk kleinlicher Furchtsamkeit oder thörichten Aberglaubens; beides Schwachheiten, die in seinem großen und für das Jahrhundert, in welchem er lebte, vorurtheilfreien Geiste keinen Platz fanden. Kindliches Zutrauen zu der Vatergüte seines Schöpfers, Gefühle der Dankbarkeit und Liebe gegen den unendlichen Wohlthäter des Menschengeschlechts, erhoben ihn über alle irrdische Verhältnisse, und liessen ihn seine höchste Glückseligkeit in der innigen Verbindung mit Gott suchen. Daher seine hohe Meinung von dem Nutzen und der Wirksamkeit des Gebets, mit welchem er jederzeit

sein Tagewerk anfing, und zu dessen wohlthätigen Kraft er bei allen Unannehmlichkeiten, die ihm zustiessen, in allen trüben Stunden, die seine gewöhnliche Heiterkeit unterbrachen, mit dem glücklichsten Erfolg seine Zuflucht nahm. Daher seine heldenmüthige Glaubensstärke, die ihn jeder menschlichen Gewalt und Verfolgung, jedem Ungewitter, welches ihm und dem ganzen Reformationswerk den Untergang drohte, Trotz bieten, und nicht nur einer frohen Ewigkeit, als der sichersten Belohnung seiner Tugenden, sondern auch dem seegensvollen Fortgange der von ihm unternommenen Kirchenverbesserung nach seinem Tode mit beruhigender Ueberzeugung entgegen sehen ließ.

Ein Mann von so seltenen und großen Eigenschaften, mußte nothwendig auf allen Seiten, wo seine Wirksamkeit sich äusserte, große und ausserordentliche Wirkungen hervorbringen. Gleich wichtige, mit gleichem Recht Epoche machende Veränderungen wirkte der verewigte Luther zum Besten der allgemeinen Aufklärung, des Staats, und der Kirche. Ihm verdanken die gebildetern Völker Europens den ersten Anlaß zum Nachdenken über die wichtigste Angelegenheit des Menschen, über die Religion, und durch seine heilsame Reformations-

arbeit zur Bekämpfung verjährter Vorurtheile in Glaubenssachen gewöhnt, fing man an, auch andere eben so tiefgewurzelte Vorurtheile zwar noch nicht abzulegen, doch aber schon mit wachsender Gleichgültigkeit zu betrachten, und die spätere Nachwelt zur Ausrottung derselben vorzubereiten.

Nicht minder wichtig waren die Vortheile, die seine Kirchenverbesserung den Fürsten und der bürgerlichen Gesellschaft verschaffte. Man hatte, ehe er mit eben so großem Nachdruk als glücklichen Erfolg die Mißbräuche des Pabstthums zu rügen anfing, nach so vielen mißlungenen Reformationsversuchen selbst die Möglichkeit bezweifelt, die immer weiter gehenden Anmaaßungen des römischen Stuhls und der Klerisei zu hemmen und einzuschränken. Jetzt erst kahmen die Fürsten von diesem kleinmüthigen Vorurtheil zurück, jetzt erst legten sie das in sich selbst gesetzte Mißtrauen ab, und lernten sowohl die Grenzen ihrer Rechte als den Umfang ihrer Gewalt besser kennen. Hatten sie bisher theils mit sklavischer Unterwürfigkeit sich unter dem Joch des geistlichen Despotismus geschmiegt, theils, um zeitlicher, unter des Pabstes Begünstigung zu erlangender Vortheile willen, dem päbstlichen Interesse geschmeichelt: so

wußten sie jetzt ihre Freundschaft dem römischen Hofe wichtig und unentbehrlich zu machen. Waren sie gleich großentheils zu vortheilhaft für die Religion ihrer Väter eingenommen, um die gereinigte Lehre anzunehmen: so fingen sie doch an, über die wahren Verhältnisse zwischen der Kirche und dem Staat die Augen zu öffnen, und sich der schimpflichen Abhängigkeit von der herrschsüchtigen Klerisei mit desto bessern Fortgange zu entziehen, je weniger diese es wagen durfte, durch neue Proben ihres Uebermuths sie aufzubringen und zur völligen Trennung von der katholischen Kirche zu reizen. Kurz, die Politik der weltlichen Herrscher bekahm, durch den wohlthätigen Einfluß der Reformation, einen bestimmtern und festern Gang, und die geistliche Politik mußte hingegen von Zeit zu Zeit immer mehr nachgebende Geschmeidigkeit annehmen. Noch mehr; die Kirchenverbesserung gab auch der gemeinnützigen Thätigkeit der Bürger einen neuen und freiern Schwung, und half, durch die Erhöhung und Verdoppelung der Volkskraft, zugleich die innere Macht der Staaten vermehren. In den Ländern, wo man die gereinigte Lehre annahm, wurden die überflüssigen Feiertage, die abergläubischen Wall-

fahrten und andere stumpfe Andachtsübungen, die den Geist des Müssiggangs befördert und unterhalten hatten, abgeschafft. Neues Leben kehrte in die verschiedenen Zweige der Gewerbe zurück; neuer Wohlstand wurde unter den erwerbenden Volksklassen, die sich jetzt eines reichern Ertrags ihres verdoppelten Fleisses erfreuen konnten, ausgebreitet, und selbst in katholischen Ländern fing man, wenn auch nicht sogleich, doch in der Folge an, im rühmlichen Wetteifer mit den Protestanten, die Beförderung nützlicher Betriebsamkeit unter den Bürgern zu einem Hauptvorwurf der Regierungssorgen zu machen.

Bleiben wir mit unserer Aufmerksamkeit bei Deutschland insbesondere stehen: so zeigen sich uns noch wichtigere, noch mehr einleuchtende politische Folgen der Reformationsarbeit Luthers. Sie war es, die Deutschlands Reichsmagnaten zu edelm Freiheitssinn und gemeinnützigen Patriotismus erwekte. Die protestantischen Stände verfolgten, eifersüchtig auf die Erhaltung ihrer so mühsam errungenen Religionsfreiheiten, jeden Schritt des katholischen Reichsoberhaupts und seines Anhangs mit aufmerksamer und mißtrauischer Besorgniß, und waren unabläßig bemüht, sowoh

ein billiges Gleichgewicht zwischen beiden Religionspartheien im Reich zu begründen, als der eingeschränkten Regierungsgewalt des Kaisers noch bestimmtere Schranken zu setzen. Viele katholische Fürsten wurden durch das Beispiel ihrer evangelischen Mitstände veranlaßt, sich gleichfalls entweder der Abhängigkeit von der Politik des kaiserlichen Hofes zu entziehen, oder denselben, durch die ihm vorgespiegelte Unentbehrlichkeit ihrer Freundschaft, der Begünstigung ihres Interesse geneigt zu machen. Es entstanden neue Staatsverhältnisse zwischen dem Oberhaupte und den Gliedern des Reichs, die für das Ganze in so fern vortheilhaft waren, als sie den ansehnlichern Reichsständen Bewegungsgründe an die Hand gaben, auf Mittel zur Verstärkung ihrer Macht zu denken, und mithin zugleich für den blühenden Zustand ihrer Länder, und für die Bereicherung ihrer Unterthanen zu sorgen. Freilich waren auch jene vielfachen Bewegungen, die den Ausbruch des dreissigjährigen Krieges herbeiführten, und mit demselben namenloses Elend über Deutschland brachten, eine Folge der Reformation. Ihr nachtheiliger Einfluß wurde aber durch die Vortheile des Westphälischen Friedens, der, bei allen seinen Mängeln, dennoch

die Grundverfassung des Reichs sicherte, und das in vielen Punkten schwankende deutsche Staatsrecht genauer bestimmte, reichlich ersetzt.

Was endlich Luthers Verdienste um die Kirche betrifft: so sind dieselben so unleugbar, daß die großen und wohlthätigen Veränderungen, die er auf dieser Seite wirkte, jedem nur mittelmässig aufmerksamen Beobachter von selbst einleuchten müssen. Vor dem Anfange der von ihm unternommenen Kirchenverbesserung herrschte die scholastische Theologie auf den Lehrstühlen der hohen und niedern Schulen. Er verdrängte sie nicht allein unter den Bekennern der gereinigten Lehre aus dem verjährten Besitz ihres despotischen Ansehens, sondern nöthigte auch die Gottesgelehrten von der Gegenparthei, sich von ihrer sklavischen Unterwürfigkeit unter der Herrschaft des gemißbrauchten Aristoteles loßzumachen, um das Studium der heiligen Schrift und der Kirchenväter, zum Behuf der Wiederlegung seiner vermeinten Irrthümer und Ketzereien, wieder hervorzusuchen. Er war es, der den Ton der öffentlichen Kanzelvorträge, die bis in seine Zeit für Verstand und Herz der Zuhörer gleich unfruchtbar gewesen waren, umstimmte, und durch sein eignes Beispiel die Möglichkeit

lehrte, sie für die zahlreichern Volksklassen verständlich, und zur Ausbreitung gemeinnüziger Religionswahrheiten geschikt einzurichten. Ihm verdankten auch seine eifrigkatholischen Zeitgenossen eine merkliche Erleichterung des von Zeit zu Zeit unerträglicher gewordenen päbstlichen Joches, und selbst seine Wiedersacher gestanden, daß es mit der völligen Unterdrückung der menschlichen Vernunft durch Priester und Mönche aufs äusserste gekommen seyn würde, wenn er nicht aufgestanden wäre. Er raubte dem Ablaß sein verführerisches Ansehen, und führte die wesentlichen Pflichten des Christen auf Herzensbesserung und auf die Ausübung gesellschaftlicher Tugenden zurück. Meister in der Kunst, sich zu der Fassungskraft der Ungelehrten herabzulassen, schrieb er in seinem Katechismus allen Ständen heilsame Lebensregeln vor, unterstüzte diese Regeln mit Bewegungsgründen der geoffenbarten Religion, und zeigte den zahlreichen Bekennern der evangelischen Wahrheit den Weg zur praktischen Gottesverehrung, deren Wesen er sie nicht in gedankenlosen Andachtsübungen, sondern in nüzlicher Betriebsamkeit, in jener liebenswürdigen Einfalt der Sitten, die uns allein den ungestörten Besiz wahrer Gemüthsruhe versichern

kann, und in der pünktlichen Erfüllung der Pflichten ihres Standes suchen lehrte.

Ein so großer, von allen Seiten betrachtet, so gerechter Bewunderung, so allgemeiner Dankbarkeit würdiger Mann war Luther; gleich groß als Mensch, als Staatsbürger und als Gelehrter. Als Mensch verkannte er nie seine eignen Fehler, und fiel nie in andere Fehltritte, als die den eignen und ausserordentlichen Gang seines starken Geistes bezeichneten. Als guter Bürger führte er die Aufmerksamkeit der Fürsten auf ihre oft verkannten Regentenpflichten zurück, und predigte den Unterthanen Gehorsam gegen ihre Obrigkeiten. Als gemeinnütziger Gelehrter entlarvte er verjährte Vorurtheile, und öfnete seinen Zeitgenossen in mehr als einer Art neue Aussichten zur künftigen Erweiterung des Umkreises menschlicher Kenntnisse. Und dieser große Mann war ein Deutscher. — Heil unserm Vaterlande, welches eines solchen Zöglings sich rühmen kann! Heil unsern Mitbürgern, wenn sie von edelm Stolz, von warmer Vaterlandsliebe beseelt, einem so erhabenen Muster nacheifern!

Charakteristik

Friedrichs II.

Königs von Preussen

entworfen

von

Dr. Heinrich Würtzer

in Altona.

Charakteristik Friedrichs II.

Es ist in der Natur des menschlichen Geistes gegründet, daß von dem erhabnen Lichte, worin wir große Männer erblicken, ein Theil sich über die Familien verbreitet, aus deren Schoße die Vorsehung sie auf den Schauplaz des Lebens rief. Aber lächerlicher Stolz ist es, wenn solche Familien, wenn oft die verächtlichsten Abkömmlinge solcher Männer sich einbilden, von erborgten Strahlen umglänzt, in Absicht auf ihren eignen Unwerth, die Augen ihrer Zeitgenossen und der Nachwelt blenden zu können. Der Sohn eines berühmten Vaters wird nur so lange geschäzt, als er sich bestrebt seines Erzeugers würdig zu sein;

und macht er sich dessen unwürdig, so muß er selbst der äusern Achtungsbezeugungen, die ihm bloß aus dankbarer Verehrung für die Verdienste seines Vaters erwiesen werden, sich schämen. Ist er selbst nicht mehr, der Held, der sein Vaterland vertheidigte, der Weise, der sein Leben der Untersuchung der Wahrheit weihte, um durch Aufklärung die Menschheit zu beglücken, dann bleibt unsterblicher Nachruhm ihm allein, und sein feiges, sein thörichtes Geschlecht wird vergessen.

Je höher der große Mann durch seinen Rang über andre erhaben, je wichtiger und allgemeiner hierdurch sein Einfluß auf die Gesellschaft war, desto weniger dürfen seine Nachkommen sich schmeicheln, ohne vorzügliche Ausbildung ihrer Geisteskräfte, ohne eigne edle Gesinnungen und Thaten an seinem Ruhme Theil zu nehmen; noch glücklich, wenn sie auf einer niedrigern Stufe das günstige Vorurtheil für sich erhalten, sie würden ihm auf seinem Plaze nicht ganz unähnlich gewesen sein. Wenn der Abkömmling eines großen Feldherrn schon durch seine Geburt sich zur Bekleidung der höchsten militairischen Ehrenstellen berechtigt glaubt, und sie wirklich erhält, so wird natürli-

cher Weise desto mehr von ihm gefodert; so sinkt er, wenn ihm Kenntnisse, Muth und Geschicklichkeit fehlen, desto tiefer in der allgemeinen Achtung, je näher ihm das hohe Vorbild stand, welches er nachzuahmen hatte. Der schlechte Thronfolger eines großen Königs, weit entfernt, durch den Geist und die Thaten seines Vorfahrs zu glänzen, verliert gerade deswegen, weil er so nahe auf diesen folgte, durch eine unwillkührliche Vergleichung, so wie der Zwerg desto kleiner erscheint, wenn er neben einem Riesen steht; und Spott und Verachtung treffen ihn desto gewisser, je mehr ihn eine edle Ehrliebe hätte antreiben sollen alles zu thun, um eine ür ihn so unvortheilhafte Vergleichung zu vermeiden. Schön und lobenswürdig ist es daher einem Jünglinge aus einer berühmten Familie die edlen Gesinnungen und Thaten seiner Ahnen zur Nachahmung vorzustellen, einen künftigen Herrscher in der Geschichte seiner großen Vorfahren ächte Regierungsweisheit zu lehren: aber niederträchtige Schmeichelei ist es, wenn es nicht beissender Spott sein soll, einem Adeligen seine Abstammung von berühmten Voreltern zum Verdienst anzurechnen, die Größe eines Fürsten in dem

Glanze seines Hauses zu suchen. Was denken wir uns unter dem Ruhm eines edlen Geschlechts? unter dem Glanz eines Fürstenhauses? Nicht eine lange Reihe von Ahnen, eine lange Reihe von Fürsten; nein, den Ruhm einzelner Männer, die zu demselbigen Geschlechte gehören, das Ansehen, das große, oder wenigstens für groß geachtete Fürsten dem von ihnen regierten Staate verschafften. An den Reformator des peinlichen Rechtes in Deutschland denken wir, an den Eroberer von Raab, wenn wir von dem berühmten Schwarzenbergischen Geschlechte, an Albrecht den Schönen, an den großen Kurfürsten, an Friedrich II., wenn wir von dem Glanze des Brandenburgischen Hauses reden.

Wie mit dem Ruhme einzelner Familien, so verhält es sich mit dem Ruhme ganzer Nationen. Nicht den großen Haufen meinen wir, nicht die Menge von Familien und einzelnen Menschen, die ein Land bewohnen, wenn von einer berühmten, von einer achtungswürdigen Nation die Rede ist, sondern bloß den bessern Theil eines Volkes. Ein tapferes, ein gesittetes, ein feines, ein aufgeklär-

tes, ein großmüthiges Volk von so vielen Millio-

nen, als es Köpfe zählt, ist so wenig gedenkbar, als ein seit Jahrhunderten fortgepflanztes Geschlecht von Edlen im edelsten Sinne des Worts, oder ein ganzer Fürstenstamm, bei welchem Weisheit und Herzensgüte erblich sein sollen. So lächerlich als Ahnenstolz ist die Eitelkeit derer, die schon durch den Namen ihres Volkes einen persönlichen Werth zu haben wähnen, oder sich jedes Lob anmaßen, das dem edlern Theile ihrer Landsleute gebührt, wenn sie gleich selber zu der schlechtern Klasse derselben gehören. Indessen, so natürlich es ist, in einer Familie, die schon mehrere berühmte Männer hervorbrachte, einen vorzüglichen Ehrtrieb, eine vorzügliche Nacheiferung vorauszusezen, so natürlich ist es auch, ein besonders günstiges Vorurtheil für eine Nation zu hegen, unter der sich eine Menge von Talenten und Kräften entwickelten, unter der sich Menschen von großen Geistesgaben in verschiednen Fächern des menschlichen Wissens hervorthaten, unter der die Künste des Krieges und des Friedens einen hohen Grad der Vollkommenheit erreichten. Bei den Namen ihrer großen Männer denkt der Ausländer mit Achtung an das Land, das sie zeugte, und mit dem

Namen der Nation verbindet sich in seiner Seele der Gedanke an die großen Männer, um deren willen ihm die Nation selbst so schäzbar ward. Doch nie kann ein noch rohes Volk auf eine so hohe Achtung Anspruch machen, wenn auch bei ihm, wie vormals bei Scythen und Gothen, ein oder mehrere große Männer aus der Barbarei hervortraten. Nur diejenige Nation hat das Recht auf ihre großen Männer stolz zu sein, die selber die Verdienste derselben zu schäzen weiß, die sich hinzudrängt, um sich an dem Feuer ihres Genies zu erwärmen, und durch den Tribut der Bewunderung und Dankbarkeit, den sie ihnen zollt, auch andere ermuntert sich mit ihnen zu gleicher Höhe empor zu schwingen.

Deutsche Mitbürger, zu lange haben wir den Vorwurf geduldet, daß wir mehr die großen Männer fremder Nationen als unsre eignen schäzten. Ein Vorwurf, der unserer Bescheidenheit Ehre machte, so lange wir noch zu weit hinter andern mehr ausgebildeten und aufgeklärten Völkern zurück zu sein glaubten, den wir aber nicht länger verdienen müssen, wenn wir uns nicht der schimpflichen Beschuldigung aussezen wollen, kein Gefühl

für Dankbarkeit, für Nationalehre und Patriotismus zu besizen. Fremde ehren das Andenken unserer Künstler, unserer Weisen und unserer Helden; sollte uns dieses Andenken weniger theuer sein? Die Geschichte großer Männer, zu welchem Volke sie auch gehören mögen, reizt zur Nacheiferung an; dann aber suchen wir am eifrigsten ihnen ähnlich zu werden, wenn wir sie als die unsrigen ansehen dürfen. Ein Socrates, ein Locke, ein Phidias, ein Michael Angelo, ein Epaminondas, ein Marcus Aurelius oder ein Heinrich IV. zeigen uns, welcher Größe der Geist des Menschen fähig ist; ein Mengs, ein Knobelsdorf, ein Luther, ein Leibniz oder Kant, ein Friedrich Wilhelm der Große und ein Friedrich II. sind redende Beweise von dem, was ein Deutscher kann. Welches Vertrauen muß dieser Gedanke dem Deutschen Jünglinge einflößen, der sich durch vorzügliche Ausbildung seiner Geisteskräfte dereinst über das Gemeine zu erheben wünscht! und welchen Eifer seinem Vaterlande nüzlich zu sein dem Deutschen Manne, wenn er sieht, daß große Verdienste unter seinen Mitbürgern Beifall und Ehre, die schönste Belohnung

edler Seelen, finden! Hier ist es, wo sich besonders dem Schriftsteller die ehrenvolle Gelegenheit darbietet, als Organ des Publicums, zum Besten seines Vaterlandes mit zu wirken. Zu den zweckmäßigsten Mitteln, den Trieb zum Edlen und Großen in einer Nation zu wecken und zu erhalten, gehören, wenn anders Vernunft und Erfahrung nicht trügt, Lebensbeschreibungen und Charakterzeichnungen ihrer verdientesten Männer; und das Studium solcher Schriften sollte bei jedem gesitteten Volke einen Haupttheil der öffentlichen und Privaterziehung ausmachen. Die Idee zu einem Deutschen Pantheon war vielleicht eine der glücklichsten, zu deren Ausführung ein Patriot die Schriftsteller unsers Vaterlandes auffordern konnte. Glücklich würde der Verfasser dieser Blätter sich schäzen, wenn der Beifall seiner Mitbürger ihm sagte, er sei nicht ganz unwürdig gewesen, an dem Denkmal Friedrichs im Tempel des Deutschen Nationalruhms zu arbeiten.

Friedrich, der größte Mann unter den Königen, die Ehre des Menschengeschlechts, das erhabenste Muster wahrer Größe, als König, als Held, als Weiser und als Mensch, — welcher

ächte Sohn des Vaterlandes ist nicht stolz auf diesen Gedanken! — Friedrich war ein Deutscher. Umsonst hat falscher Patriotismus oder beleidigte Eigenliebe sich bemüht uns diesen Stolz zu rauben, umsonst ihm eine partheiische Vorliebe für ein fremdes Volk, und eine unbillige Verachtung seines Vaterlandes angedichtet. Und warum? Weil er bei Fremden gemeinnüzigen Unterricht und Lebensweisheit schöpfte, als er beide in den Werken der vaterländischen Gelehrten noch vergebens suchte; weil er Litteratur und Sprache eines fremden Volkes liebgewann, als die höhere Geistescultur bei den Deutschen noch in der Wiege lag, und ihre rauhe, doch kraftvolle Sprache, sich kaum zu bilden anfing. Unter uns wurde Friedrich geboren. Von einem Deutschen Fürstenpaar erzeugt, in dessen Hofhaltung eine bürgerliche Wirthschaftlichkeit herrschte, und wie der Sohn eines Privatmanns erzogen, lernte er früh die Einfalt Deutscher Sitten ehren, die er auch nachher, bei der höchsten Verfeinerung seines gesellschaftlichen Charakters, nie verläugnete. Unter uns bildete er sich zum Könige und zum Helden, und Friedrich Wilhelm der Große war das erste Muster, das er

sich zur Nachahmung vorstellte. Unter unsern Augen verrichtete er jene großen Thaten, durch die er die Bewunderung der Welt, das Schrecken der mächtigsten Reiche von Europa ward. Unter unsern Augen schuf er aus einem kleinen Winkel der Erde einen glücklichen und furchtbaren Staat. Wir ernteten die ersten Früchte seiner Siege, seiner Staatsklugheit, seiner weisen Gesetzgebung, und seiner Liebe zu den Wissenschaften. Gründe genug für ächte Deutsche, ihn, den die ewige Vorsicht zum Wohl der Menschheit ins Leben und auf den Thron rief, vorzüglich als den ihrigen anzusehen, bei dem Gedanken an ihn sich ganz der Begeisterung, die eine so erhabne, ihnen so nahe sichtbar gewordne Größe nothwendig hervorbringen muß, zu überlassen.

Er arbeitete, während seiner ganzen Regierung, nicht allein für das Wohl seiner eignen Staaten; er führte seine Kriege nicht bloß zu seiner eignen Vertheidigung, am allerwenigsten aus Eroberungssucht: bei allen seinen großen Unternehmungen, im Kriege, wie im Frieden, richtete er sein Augenmerk auf das Beste des ganzen Deutschen Vaterlandes, der ganzen Menschheit. Er war

das vortrefflichste Muster guter Regenten, der Vater seiner Unterthanen, und der Wohlthäter des menschlichen Geschlechts.

Dichter unsers Vaterlandes, wollt ihr in der Sprache der Götter Thaten besingen, die dieser Sprache würdig sind, Thaten, die die glänzendsten Erdichtungen der epischen Muse verdunkeln; wollt ihr Welt und Nachwelt zur Bewunderung, zum Erstaunen, zum Entzücken hinreissen: wählt Friedrich zum Gegenstande eurer Gesänge. — Künstler unsers Vaterlandes, wollt ihr durch den Zauber des Pinsels oder des Meissels wahren Heldenmuth, edle, glorreiche Handlungen, Begebenheiten, die für jedes Zeitalter merkwürdig sind, in redenden Abdrücken verewigen: Friedrichs Thaten werden euch einen reichern Stoff zu glänzenden, rührenden, edlen und erhabnen Vorstellungen darbieten, als euch je die Geschichte der Griechen und Römer, als euch je die fabelhaften Erzählungen von ihren Helden und Göttern gewähren können. — Und ihr, vor allen, Schriftsteller unsers Vaterlandes, die ihr eure Bemühungen der Muse der Geschichte weiht, wollt ihr mehr als bloße Geschichtforscher sein; wollt ihr

nicht bloß trockne Facta erzählen, und Jahrzahlen berichtigen; wollt ihr nicht für bloße Gedächtniß-gelehrte, wollt ihr für Menschen, für Philoso-phen, für Bürger, für Staatsmänner, für Re-genten schreiben: studirt Friedrichs Geist, Fried-richs Heldenthaten und Regierung; stellt das, was er that, die Umstände, unter denen er handelte, die Bewegungsgründe, die ihn bei seinen Unter-nehmungen leiteten, die Standhaftigkeit, die Klug-heit, die Gegenwart des Geistes, womit er die-selben ausführte, ohne gesuchten Schmuck, stellt ihn selbst in seiner wahren Größe mit edler Einfalt dar; und seid versichert, ihr werdet mehr als es Xenophon und Tacitus, mehr als es de Thou und Hume wurden, Lehrer eurer Zeitgenossen und der Nachwelt sein.

Nichts geschieht, nichts entsteht durch ein blos-ses Ohngefähr; selbst die Bildung unsers Gei-stes ist den unveränderlichen Gesezen der Natur un-terworfen, an deren unendlicher Kette die Klasse moralischer Wesen nicht weniger, als der Wurm und der leblose Staub, ein Glied ausmacht. Wer wagt es, bei allem Bewußtsein von seiner Frei-heit, das Gegentheil zu behaupten? Regellose

Freiheit wäre Anarchie in der Schöpfung, und Bildung durch Ohngefähr ist der Traum eines Fieberkranken. Umstände und Erziehung wirkten auf Friedrichs Geist, aber eben nach jenen ewigen Gesezen auf eine andre Weise, als sie auf einen Kopf von gemeinen Fähigkeiten gewirkt haben würden. Ganz andre Eindrücke würde Friedrichs Seele erhalten haben, wenn er unter andern Zeitumständen geboren wäre; ganz anders würde seine Thätigkeit, würde sein Einfluß auf das Wohl seiner eignen Länder, auf den Zustand fremder Staaten, auf den Geist seines Jahrhunderts bestimmt worden sein, wenn er diesen in einer andern Stimmung, wenn er jene in einer andern Lage, in andern Verhältnissen gefunden hätte. Sind diese Bemerkungen richtig, so ist es ohne Zweifel eine angenehme und lehrreiche Beschäfftigung, allen Umständen nachzuspüren, die zur Entwickelung eines so erhabnen Charakters beitrugen, einem Friedrich auf seiner ganzen Laufbahn, von der Wiege bis zum Grabe, zu folgen, selbst in der Denkungs- und Handlungsart seiner Vorfahren, in den Begebenheiten und Veränderungen, die vor seiner Geburt hergingen, in der Lage der Menschen und der

Dinge, als er selbst zu denken und zu handeln begann, die ersten vorbereitenden Veranlassungen zu der hohen Ausbildung seines Geistes, die ersten Gründe zu seiner bewunderten Größe aufzusuchen. Welche edle Befriedigung, den großen Mann vor unsern Augen gleichsam werden, ihn, von Begierde zum Ruhm, von Enthusiasmus für Menschenwohl getrieben, durch kluge Benüzung aller günstigen Umstände, durch muthige Besiegung aller Hindernisse, dem äusersten Ziele der menschlichen Vollkommenheit sich nähern zu sehen!

Friedrichs Geburt machte eine der merkwürdigsten Epochen noch merkwürdiger. Alle Europäische Mächte hatten sich, so schien es, seit mehrern schrecklichen Jahren zum Verderben der Menschheit verschworen. Menschenblut floß von allen Seiten für das Interesse ehrgeiziger und herrschsüchtiger Fürsten. Ludwigs XIV. glänzende Regierung, so wohlthätig für die Wissenschaften, so verderblich für die Ruhe von Europa, neigte sich zu ihrem Untergange. Von England her ging endlich für unsern geängsteten Welttheil ein Strahl von Hoffnung auf. Durch Weibergezänk entstand dort in der öffentlichen Verwaltung eine plöz-

liche Veränderung, die den im folgenden Jahre zu Uetrecht geschlossenen Frieden bewirkte, einen Frieden, der bisher den Bitten des stolzen Ludwigs mehrmals versagt wurde, und der zum Wohl der Menschheit nur allgemeiner und von längerer Dauer hätte sein sollen.

Deutschland, sah es gleich nicht mehr das Blut seiner Söhne in Ströhmen fließen, empfand noch die Wehen des Krieges, und hatte zugleich mit innern Uebeln zu kämpfen, welche, bei den damals so allgemeinen Religionsvorurtheilen und der Unwissenheit in der großen Staatskunst, um desto fürchterlichere Zerrüttungen hervorbrachten. Das übermächtige Haus Oesterreich wußte nach einem, mehr als hundert Jahre lang befolgten Plane, bald durch vorgespiegelte Vortheile, bald durch Drohungen, einen Theil unserer Fürsten seinen Absichten sklavisch zu unterwerfen. Doch fanden sich unter ihnen glücklicher Weise noch immer einsichtsvolle muthige Vertheidiger ihrer Rechte. Dankbar schäzt der Deutsche Mann die Verdienste wahrer Patrioten um die Aufrechthaltung unserer mit dem Wohl des Vaterlandes und dem Gleichgewichte der Europäischen Staaten so genau verbundenen Reichsverfassung: aber als Skla-

ven, als Schmeichler oder als eitle Staatspedanten verachtet er diejenigen, die den Werth der Menschheit so sehr verkennen, daß sie es wagen, die bloße Behauptung fürstlicher und landsherrlicher Rechte, indeß die Unterthanen unter den Streichen eines eisernen Zepters erliegen, mit dem Namen der Deutschen Freiheit zu beehren.

Der Despot eines nördlichen Reiches, welches, seiner weiten Ausdehnung ohngeachtet, wenig Jahre vorher in dem Europäischen Staatensystem noch übersehen wurde, gab der erstaunten Welt ein neues glänzendes Schauspiel. Selber noch halb ein Barbar, aber mit den vortrefflichsten Anlagen zu einem großen Regenten ausgerüstet, bemühte er sich unabläßig, Rußlands rohe Bewohner zu gesitteten Menschen umzubilden. Die Liebe machte eine neue Epoche in seiner Regierung, indem er seine wilde Gemüthsart der klugen und sanften Katharina unterwarf, mit der er, ohne auf Herkunft und Stand zu sehen, izt sein Lager, nachher auch seinen Thron zum Glücke seiner Unterthanen, theilte. Peter der Große übte Religionsduldung, und zwang die Kirche, ihre Abhängigkeit von der weltlichen Macht zu erkennen;

indeß in verfeinerten Staaten, selbst in England, gute Bürger wegen theologischer Spizfindigkeiten verfolgt wurden; indeß Frankreichs Monarch seinen Hals unter das Joch der Pfaffen beugte, und in dem Lande der Freiheit, in der Schweiz, der Stolz eines herrschsüchtigen Priesters sogar einen Religionskrieg erregte.

Von seinem großen Gegner überwunden, aber nicht gedemüthigt, lebte Schwedens König, durch Meere und Länder von seinen Staaten getrennt, als Flüchtling unter östlichen Barbaren. Auch da noch sann er auf Rache; und unfähig sich selbst zu regieren, gab er seinen Unterthanen, die er nicht zu schüzen vermochte, despotische Befehle. Der Norden hallte von seinen Thaten wieder; ganz Europa staunte über den Löwen, der an den Grenzen der Nogaiischen Tatarei seine Ketten zu zerbrechen suchte, um Schrecken und Verheerung über ganze Länder zu verbreiten. Alexanders Geschichte hatte zwei Jahrtausende nach seinem Tode Karl XII. zur Nacheiferung entflammt; und nur zu lange wirkte dieser, durch die Bewunderung, die er überall einflößte, auf den Geist seiner Zeitgenossen. Seine ungemäßigte Ehrsucht hieß edle Ruhmbe-

gierde, seine Tollkühnheit wurde mit dem Namen der Tapferkeit beehrt, und in seiner Unbiegsamkeit, in seinem Starrsinn, sah die bewundernde Menge Standhaftigkeit und Größe der Seele. So vergöttern Völker, durch das Auserordentliche geblendet, selbst die Werkzeuge ihres Verderbens.

Die Unruhen, unter denen Europa so lange seufzte, hatten die Vervollkommnung der Kriegskunst zur nächsten Folge; und Frankreichs Beispiel und gefürchtete Macht gaben zur Unterhaltung zahlreicher stehender Heere Gelegenheit. Wichtige Veränderungen, wodurch die Kriege für die Zukunft kostbarer, weniger mörderisch, und von kürzerer Dauer, zugleich aber der Freiheit der Völker neue drückende Fesseln bereitet wurden.

Bildende Künste und schöne Litteratur, von Fürsten und Großen geschüzt und befördert, verfeinerten indessen die Sitten, und boten dem Geiste eine angenehmere und bessere Nahrung dar, als er bisher in unnüzen Grübeleien und ernsthaft scheinenden Kinderspielen hatte finden können; eigennüzige und tyrannische Machthaber versprachen sich von diesem neuen Geschmack den Vortheil, den er ihnen auch wirklich eine Zeitlang gewährte, das

Nachdenken der Staatsbürger von ihren wichtigsten Angelegenheiten, der religiösen, bürgerlichen und politischen Freiheit zu entfernen. Der menschliche Verstand strebte mehr als jemals, aus den Fesseln des Vorurtheils und des Aberglaubens sich loszuarbeiten; Männer von Geist und Muth kamen ihm zu Hülfe, indem sie Naturlehre und Philosophie durch eignes Denken umzuschaffen suchten, und alten geheiligten Meinungen sich kühn entgegen stellten. Aber noch fanden diese Männer in dem Stolze einer zu mächtigen Geistlichkeit, in der Herrschsucht der Großen, in der Unwissenheit des Volks, und in dem falschen Wissen aufgeblasener Schulgelehrten, fast unübersteigliche Hindernisse. Eigennuz und graue Vorurtheile hießen die Wahrheit in den Gerichtshöfen verstummen; Ueppigkeit, Cabale, und eine menschenfeindliche Politik verwehrten ihr den Zugang zu dem Throne der Fürsten.

England hatte vor Frankreich in der Philosophie so viele Schritte voraus, als dieses in den schönen Künsten und Wissenschaften vor den Britten. Das bigotte Italien nährte einige helldenkende Köpfe, und behauptete in Absicht auf bil-

dende Künſte noch immer vor ſeinen Nachbarn den Vorzug. Izt ſah der nördliche Theil unſers Vaterlandes die erſten ſchwachen Strahlen einer vernünftigen Philoſophie ſeinen Horizont aufhellen, und brachte in eben dieſen Augenblicken Geiſter der erſten Größe, brachte einen Leibniz, einen Thomaſius hervor; indeß die dickſte Nacht der Unwiſſenheit und des Aberglaubens noch den Süden von Deutſchland deckte. Schon ſeit Jahrhunderten zeugte das kriegeriſche Volk der Deutſchen Männer von auſerordentlichen Gaben, Männer, die durch freies Denken, durch wichtige Entdeckungen und gemeinnüzige Erfindungen den menſchlichen Verſtand zu aufgeklärtern Einſichten vorbereitet, und ihren ſpäten Nachkommen zu den glücklichſten Veränderungen die Bahn gebrochen hatten. Spanien, Portugal und Polen waren, wie ſie es noch gegenwärtig ſind, in jeder Art der Aufklärung um mehrere Jahrhunderte zurück.

Frankreichs Politik hatte ſchon lange auf die Angelegenheiten der übrigen Staaten den wichtigſten Einfluß. Nun zog es auch durch ſeine ſchöne Litteratur, durch ſeine ausgebildete Sprache, durch ſeine verfeinerten, gefälligen Sitten, durch ſeine

schimmernden Moden, die Aufmerksamkeit anderer Völker auf sich. Französische Werke des Genies und des Wizes wurden fast überall mit Bewunderung und Beifall gelesen; bei Friedensunterhandlungen drängte sich die Französische Sprache in die Stelle der Lateinischen, und schon war sie, besonders in Deutschland, die Sprache der Höfe und der feinen Gesellschaft geworden. Französische Sitten und Moden wurden nirgends mehr, vielleicht auch nirgends ungeschickter, als in Deutschland nachgeahmt. Wenn bei den Deutschen, durch die nähere Bekanntschaft mit ihren geistvollen Nachbarn, Geschmack und Lebensart im Ganzen gewannen, so verloren sie an der andern Seite, durch knechtische Nachahmung, durch Französische Erziehung, zu viel von ihrem eigenthümlichen Charakter; die Höfe der Fürsten, selbst die mittlern Klassen der Gesellschaft, fingen an, dem den Sitten immer gefährlichen Luxus zu fröhnen, welcher, weil er übertrieben wurde, die wohlhabendsten Familien zu Grunde richtete, und da einländische Industrie ihn noch nicht zu befriedigen wußte, für den Wohlstand der Nation die verderblichsten Folgen hatte.

Die Grundverfassungen der Staaten schienen endlich, nach einer langen Reihe von Jahrhunderten, genug befestigt, um aller Furcht vor künftigen gewaltsamen Zerrüttungen zu trozen. Aber die bürgerlichen Geseze, welche noch immer bloß die Hebung, oft nur die anscheinende Heilung, gegenwärtiger Uebel zum Gegenstande hatten, ohne auf die Zukunft zu sehen, waren kaum erst auf der untersten Stufe zur Vollkommenheit. Die öffentlichen Einkünfte waren zu öftern Veränderungen unterworfen, die Auflagen zu ungleich vertheilt, das Eigenthum, die Ehre, das Leben des Bürgers durch bestimmte Geseze, durch Prozeßformen und Polizeianstalten zu wenig gesichert. Und war wohl mehr von einem Zeitalter zu erwarten, wo es ein ganz neuer Gedanke schien, Weltweisheit auf die Regierung der Staaten anzuwenden; wo es beinahe für Hochverrath galt, wenn ein Philosoph es wagte, die Pflichten der Fürsten zu bestimmen; wo es den Großen lächerlich vorkam, wenn Privatpersonen sich die Fähigkeit zutrauten, über Staatsöconomie, über Geseze zu urtheilen; wo ein Philosoph auf dem Throne nicht anders als in der Einbildung gedacht wurde? England allein

machte hier, seine Polizei abgerechnet, eine ehrenvolle Ausnahme.

Ohne aufgeklärte Vernunft ist eine nach allen Theilen zusammenhangende, Völker beglückende Gesezgebung unmöglich. Kennt der Gesezgeber sein eignes wahres Interesse nicht; ist er zu unwissend oder zu schwach denkend, um die unzertrennliche Verbindung zwischen seinem Nuzen und dem Nuzen seiner Unterthanen einzusehen; kennt er die Natur des Menschen nicht, auf welche sich seine Geseze gründen sollen; hat er die Sitten, den Charakter, die Vorurtheile, die religiösen Meinungen seiner Nation weder in moralischer noch in politischer Hinsicht beobachtet; ist ihm der Einfluß des Climas, der Lage und des Bodens auf die verschiedentlich bestimmte Thätigkeit der Staatsbewohner in den verschiednen Provinzen unbekannt: ist er weder von den Hülfsquellen seines Landes, noch von der besten Art, ohne Unterdrückung der nüzlichsten Volksklassen, Auflagen zu erheben, genau unterrichtet: wie wird er dann seinen Unterthanen Vorschriften geben können, deren Befolgung ihr Verstand und ihr Herz ihnen als das beste Mittel zu ihrem Wohl empfehlen sollen? wie wird

er Verbrechen und Strafen richtig gegen einander abzuwägen, und, welches der höchste Triumph der mit Klugheit und Menschenliebe verbundenen Gerechtigkeit ist, durch weise Anordnungen dem Verbrechen vorzubeugen wissen? wie wird er im Stande sein durch Hülfe der Sitten seinen Gesezen neue Stärke zu verschaffen, und die lezten so einzurichten, daß durch sie die Sitten aufrecht erhalten werden? Nie wird er das richtige Verhältniß der Kirche zum Staate, der verschiedenen Religionssysteme zu den Grundsäzen einer guten Regierung finden. Nie wird in ihm der große Gedanke entstehen, gefährlichen Meinungen durch philosophische Gleichgültigkeit bei den Zänkereien der Sectirer, durch Wegräumung der Gelegenheiten, wo ihre Irrthümer schaden könnten, durch nachsichtsvolle Behandlung der Irrenden, durch Verbreitung guter moralischer Grundsäze, ihre Schädlichkeit zu benehmen, ja Vorurtheile, wo sie nicht auszurotten sind, zum allgemeinen Besten mitwirken zu lassen. Nie wird er endlich fähig sein, das Ganze mit einem Blicke zu überschauen, um alle nothwendige und nüzliche Zweige des Erwerbes und des Kunstfleisses, ohne daß einigen durch die

Wartung der übrigen ihre Nahrung entzogen werde, auf gleiche Weise zu pflegen; um unter alle Stände, so viel möglich, die Lasten des Staats nach einem gleichen Maße zu vertheilen, und Glück und Zufriedenheit über alle ohne Ausnahme zu verbreiten. Diese Beobachtungen, verglichen mit dem Grade der Aufklärung, auf dem der menschliche Geist im Anfange unsers Jahrhunderts stand, sind hinlänglich, um uns den damaligen Zustand der Gesezgebung errathen zu lassen, und bei dem, was wir darüber wissen, unsere Verwunderung zu vermindern. Sehen wir doch gesezliche und gerichtliche Unordnungen noch unsre Zeiten entehren, ein fremdes Recht noch jezt in den Gerichtshöfen so vieler Europäischen Staaten herrschen, Eigenthum, Freiheit und Leben des Bürgers noch oft von willkürlichen barbarischen Auslegungen dieses Rechtes abhangen. Gelten doch jezt noch in so manchen Ländern Gesеze mit Blut geschrieben, nach denen Verbrechen, welche die gesezgebende Klugheit hätte verhüten sollen, nach denen sogar bloß eingebildete Verbrechen mit unmenschlicher Grausamkeit bestraft werden.

Wenig bekümmerten sich die Monarchen um

die Regierung ihrer Staaten; die Mittel, die wahre Größe und Wohlfahrt derselben zu befördern, waren den meisten völlig unbekannt. Die Völker wurden unter der Last ungeheurer Auflagen niedergedrückt, und mußten das, was sie im Schweisse ihres Angesichts erworben hatten, von ihren Beherrschern, bald zu verheerenden Kriegen, bald zu kostbaren, mit gothischer Pracht angeordneten Festen, bald in den Armen feiler Buhlerinnen, oder in Gesellschaft von Schmeichlern und Hofnarren verschwenden sehn.

Engländer und Holländer waren in der Handlung durch ihr Beispiel die Lehrer der übrigen Nationen, die aber zu wenig ihre eignen Vortheile einsahn, um sich diese Lehren zu Nuze zu machen. Frankreichs und Englands Fabriken machten sich schon die übrigen Europäischen Länder, ja selbst entfernte Weltgegenden, zinsbar; aber der Ackerbau, das nothwendigste aller Gewerbe, wurde fast durchgängig vernachläßigt, verachtet; und der Landmann, dem Freiheit die stärkste Aufmunterung, die süßeste Belohnung ist, trieb in den meisten Ländern unter den Streichen der Sklavenpeitsche, mit gesenktem Haupte und schwerem Herzen, den Pflug.

In dieser Lage befanden sich die Europäischen Staaten, so war der Zustand der Gesellschaft in jenem merkwürdigen Zeitpunkte, da die Vorsehung Friedrich den Zweiten, unter dessen Regierung ein neues Zeitalter anfangen sollte, der Erde schenkte. Die öffentlichen Freudenbezeugungen bei seiner Geburt und bei seiner Aufnahme in den Schooß der Kirche, zeugten von den damaligen noch wenig gebildeten Sitten der Preussen, und der geschmacklosen Prachtliebe ihres Beherrschers.

Dies war Friedrich I. der unwürdige Sohn des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelms. In seinem ungestalten Körper wohnte eine gemeine Seele. Genossen seine Staaten während seiner Regierung eines ununterbrochenen Friedens, so hatten sie dieses Glück, nächst den Einsichten vortrefflicher Minister, seiner eignen Unfähigkeit zu großen Unternehmungen zu danken. Wesentliche Vortheile gab er für den leeren Titel eines Königs hin; und ein Theaterstreich war es, als er, nach Erbettelung dieses Titels, mit eigner Hand sich die Krone auffezte. Sein Verstand war äuserst eingeschränkt, sein Herz jeder edlen Empfindung

verschlossen; eitle Ehrsucht war die einzige Leidenschaft, die seine Seele unumschränkt beherrschte. Unfähig, sich selbst als den ersten Bedienten des Staats zu denken, sah er sein Volk an, als wär es für ihn geschaffen. Für Geld und Edelgesteine lieferte er die blühende Jugend seines Vaterlandes auf die Schlachtbank; Engländer und Holländer kauften Brandenburgische Krieger. Nur mit seiner eingebildeten Größe beschäfftigt, sah er unter dem Geräusche des Hofes seine Unterthanen vor Hunger und an der Pest hinsterben, ohne das geringste zu ihrer Rettung zu versuchen.

Seinem guten Glücke, nicht seiner Wahl, hatte er es zu verdanken, wenn Männer von Kopf und Herz das Ruder der Regierung lenkten. Günstlinge, die bloß dadurch sein Vertrauen erschlichen, daß sie seiner Eitelkeit schmeichelten, und zur Befriedigung derselben glänzende Entwürfe machten, Günstlinge ohne Genie und ohne Geist, wirkten nur zu oft auf das Schicksal des Staats. Blind in seinen Zuneigungen, unbeständig in seiner Freundschaft, erhob er Menschen ohne Verdienst zu Würden und Ehrenstellen, um sie nachher den Umständen oder seinen veränderten Launen

aufzuopfern. Ein vorgeblicher Adepte gewann sein Zutrauen, und mußte, nachdem er, anstatt Gold zu machen, eine Menge Goldes verschwendet hatte, die hintergangene königliche Leichtgläubigkeit mit dem Strange büßen.

So wenig er in der Staatsverwaltung mit eignen Augen zu sehen wußte, so wenig war er im Stande, Religion von Aberglauben und kirchlichen Vorurtheilen zu unterscheiden. Er befaßte sich — ein besonderer Zug schwachköpfiger und tyrannischer Fürsten — in Höchsteigner Person mit Entscheidung theologischer Streitfragen, glaubte viel für die Religion zu thun, wenn er eine Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen zu bewirken suchte, wünschte alle Religionspartheien auf die einzige reformirte zurückgebracht zu sehen, und ging in einer einfältigen Andacht weit genug, um ein Gebetbuch zu schreiben. Schrecklich sind in jedem Stande die Wirkungen des Aberglaubens, der für Uebertretung der Menschenpflichten durch Gebete und Religionsgebräuche genug zu thun meint: entsezlich, wenn Häupter der Völker ihre Verbrechen gegen den Staat und die Menschheit dadurch abzubüßen glauben.

Unter der weisen und thätigen Regierung des großen Kurfürsten waren, seiner kriegerischen Thaten ohngeachtet, die durch den dreissigjährigen Krieg verheerten Provinzen ansehnlich bevölkert, Handlung, Ackerbau, Handwerke und Manufacturen aller Art befördert worden. Sein eitler Nachfolger begünstigte, auf Unkosten der nothwendigsten Gewerbe, allein die Künste des Luxus. Sammet- und Seidenfabriken blühten jezt unter den Händen jener fleissigen Colonisten, die Friedrich Wilhelm ins Brandenburgische aufgenommen hatte, empor; aber der Landbau wurde von den Eingebornen nur nachläßig besorgt, und Jünglinge, die mit starker Hand den Pflug treiben sollten, zogen in die Hauptstadt, um in trägem Müßiggange der Ueppigkeit und der Pracht der Großen zu dienen.

Ohne Kenntniß der Wissenschaften, ohne Liebe für Gelehrsamkeit und schöne Künste, ließ er, auf die oft wiederholten Vorstellungen seiner zweiten Gemahlin, der aufgeklärten Sophia Charlotte, zu Berlin eine Academie errichten. Der Gedanke, durch die Beherbergung einer Gesellschaft von Gelehrten in seiner Hauptstadt Ludwig dem Vierzehnten zu gleichen, bestimmte seinen Entschluß; ein

eben so königlicher Gedanke, als der, daß es die Würde eines Monarchen erfordere, seinen Pallast mit einer Menge Kammerherren und Bedienten, und seinen Thiergarten mit ausländischen Thieren zu bevölkern. *)

Er starb ein Jahr nach der Geburt Friedrichs des Zweiten, und hinterließ seinem Thronfolger einen durch Verschwendung entnervten Staat. Die Bevölkerung hatte unter seiner Regierung nur wenig gewonnen. Für die nüzlichen Unternehmungen seines Vorfahrs zur Aufnahme des Landes und der Städte fehlte ihm aller Sinn; aber desto mehr wandte er auf die Verherrlichung seiner Schlösser. Die Hauptstadt hatte seiner Liebe zum Glänzenden viele Verschönerungen zu danken; und der schon unter dem großen Kurfürsten angefangene

---

*) Es würde eine sehr illiberale Denkungsart verrathen, wenn diese Bemerkung die Academie selber treffen sollte, welche ihrem ersten Präsidenten, dem großen Leibniz, ihre Einrichtung verdankte. Jeder aufmerksame Leser sieht leicht, daß hier bloß auf die Vorstellung gezielt sei, die sich Friedrich I. von einer Academie der Wissenschaften machte.

Plan zu ihrer Erweiterung wurde unter dem öconomischen Nachfolger Friedrichs I., mehr in Hinsicht auf den Nuzen als auf Pracht, nur mit Hintansezung des guten Geschmacks in der Baukunst, ausgeführt. Machten gleich Biedersinn, Genügsamkeit und kühner Muth noch den Charakter der Nation im Ganzen aus, so waren doch schon einige Züge desselben entstellt. Weichlichkeit und Galanterie waren schon, durch die Begünstigung des Luxus und den Einfluß fremder Sitten, unter verschiedne Stände gedrungen. Ein großer Theil des Adels hatte sich durch thörigten Aufwand verschuldet, um nur in der Residenz und am Hofe zu schimmern; ein Umstand, den der neue König vortrefflich zu nüzen wußte, um durch den Ankauf beträchtlicher Güter zu dem geringsten Preise die Besizungen der Krone zu vermehren.

Friedrich Wilhelms Absichten gingen dahin, seinem Staate innere Kraft zu geben, und ihn seinen Nachbarn furchtbar zu machen. Sein Vorhaben glückte ihm großentheils, und würde ihm bei bessern Einsichten ganz anders gelungen sein. Sparsam und haushälterisch, allen eiteln Prunk verachtend, ein geschworner Feind jeder heimtücki-

schen Politik, ehrlich, und ein Sklave seines gegebenen Worts, gerechtigkeitsliebend, selbst da, wo sein eigner Nuzen darunter leiden mußte, thätig, und bei den ermüdendsten Arbeiten unverdrossen — mit diesen Eigenschaften konnte Friedrich Wilhelm, wo nicht in allem Betracht ein großer König, doch ein nachahmungswürdiges Vorbild guter Regenten werden. Er würde es geworden sein, wären ihm früh, anstatt theologischer Grillen, richtige Grundsäze einer guten Regierung eingeprägt, hätte er früh seine Seele im Umgange mit den sanften Musen gebildet, und in der Schule der Philosophie Bezähmung roher Leidenschaften und Ausübung wahrer Menschenliebe gelernt. Aber nächst der Sorgfalt, ihn zum rechten Glauben, das heißt, zu blinder Anhänglichkeit an eine kirchliche Secte, zu führen, gingen die vornehmsten Bemühungen seiner Erzieher dahin, ihn zu einem Theaterkönige zu bilden. Ein munterer Prinz, in dem ersten Feuer der Jugend, zieht natürlicher Weise ein ungezwungenes Leben auf dem Lande dem steifen Gepränge des Hofes vor. Friedrich Wilhelm lehnte sich auf gegen jenen lächerlichen Zwang, und nahm jede Gelegenheit wahr sich dem-

selben zu entziehen. Er fing an diejenigen zu verachten, die in elenden Kinderspielen Ruhm und Größe suchten, und diejenigen zu hassen, die seiner Freiheit dieselbigen Fesseln anlegen wollten, auf die sie selber stolz waren. Von diesem Augenblicke an faßte er den Vorsaz, der Welt ins künftige durch sein eignes Beispiel zu zeigen, daß ein König ohne sinnlose Pracht, ohne weitläuftigen Hofstaat, und ohne Beobachtung einer eitlen Etikette, sein Ansehen, seine Würde behaupten könne. Nun suchte er nichts angelegentlicher, als den Staat kennen zu lernen, den er dereinst regieren sollte, und sich alle die Kenntnisse zu verschaffen, die er für nothwendig hielt, um ihn besser, und mit mehr Ehre als sein Vater zu regieren. Unglücklicher Weise war zu jenen Zeiten noch zu wenig für die Theorie der Staatskunst gethan, und er selber dachte nicht tief genug, um unter unzähligen Abwegen immer die richtige Straße zu treffen. Doch zeigte ihm sein gesunder Verstand, daß er sich bei der Regierung seiner kleinen, kaum aufgeblühten, und schon durch so manche Unfälle geschwächten Staaten, nicht jene großen, schon lange befestigten, an tausend Hülfsquellen reichen Monarchieen

zum Muster nehmen dürfte, und daß er, um seinen Zweck zu erreichen, vor allen Dingen zu einer genauen Oeconomie seine Zuflucht würde nehmen müssen. Daher richtete er gleich nach seiner Thronbesteigung auf die bessere Verwaltung der Staatseinkünfte sein erstes Augenmerk, und gab seinen Unterthanen, durch Einschränkung seines Hofstaats und Vermeidung alles unnüzen Aufwandes, sowohl bei seiner Tafel als in seiner Kleidung, das Exempel der Sparsamkeit. Er führte eine billigere Vertheilung der Abgaben von Ländereien ein, begünstigte und beförderte nüzliche Manufacturen, lockte fremde Colonisten an, gab dem Fleisse thätige Unterstüzung, trug, mit einem Worte, unermüdet zur Beförderung des Landbaues, der Gewerbe, der Bevölkerung bei. Dann schuf er sich, nach Maßgabe der Vermehrung seines Schatzes, ein Kriegsheer, das nur zur Hälfte aus Eingebornen bestand, mit den meisten Bedürfnissen aus den Preußischen Staaten selbst versorgt wurde, und durch diese Einrichtung auf den Umlauf des Geldes, die Betriebsamkeit und die Bevölkerung den vortheilhaftesten Einfluß hatte. Die Bestimmung der Regimentsbezirke und die Versorgung

unfähig gewordener Krieger waren Mittel, Begierde nach Kriegsruhm unter alle Stände zu verbreiten, und auf die Nachkommen fortzupflanzen. Er musterte seine Kriegsvölker selber, und bereiste seine Provinzen, um sich von dem Zustande derselben mit eignen Augen zu unterrichten, ihren Bedürfnissen abzuhelfen und sie durch weise Veranstaltungen in bessere Aufnahme zu bringen.

So legte Friedrich Wilhelm den Grund zu Preußens nachmaliger Größe; doch ein anderer Geist als der seinige gehörte dazu, auf diesem Grunde ein regelmäßiges und dauerhaftes Gebäude aufzuführen. Hatte er sehr richtig beobachtet, daß er sich um jeden einzelnen Zweig der Staatsverwaltung bekümmern müßte, wenn er den großen Zweck, den er sich vorgesezt hatte, glücklich erreichen wollte: so schadete er nur zu oft demselben gerade dadurch, daß er sich zu sehr mit Kleinigkeiten beschäfftigte, und anstatt weniger einfacher Geseze, eine Menge kleinlicher, nicht selten einander widersprechender Verordnungen gab. Auffallend zeigte sich Friedrich Wilhelms beschränkter Geist in den Uebungen seines vom Fürsten von Anhalt zu großen Unternehmungen gebildeten Heers.

Dieser nahm, als Feldherr, bei seinen Einrichtungen Behendigkeit, Bequemlichkeit, Zeitersparung und Ordnung in den Bewegungen zum Augenmerk, führte eine vortreffliche Kriegszucht ein, machte das Preußische Fußvolk zu dem vorzüglichsten in Europa, und hatte sich schon mit den tapfern Truppen, die er unter Eugen anführte, bei Höchstätt und Turin die herrlichsten Lorbeeren erfochten. Und Preußens Monarch übernahm die Rolle eines Subalternen, warb ungewandte kolossalische Figuren an, und ging in Ausführung unbedeutender Handgriffe, in der Sorge für den Puz der Mannschaft und der Pferde, bis zur lächerlichsten Uebertreibung. Rings um seinen Wohnsiz tönten die Hämmer Vulcans, indeß der Schuzgeist seiner Staaten für ihre Ruhe wachte. Die Künste der Ueppigkeit flohn, bis auf wenige, die schon hoch genug gestiegen waren, um sich durch vortheilhaften Absaz ihrer Erzeugnisse an Ausländer zu erhalten. Die Musen wurden verachtet; die Gelehrsamkeit wurde herabgewürdigt; und Berlin, welches schon anfing ein Deutsches Athen zu werden, wurde nun in ein neues Sparta umgeschaffen.

Eingenommen von der Pünktlichkeit, mit der er, vermittelst einer strengen Subordination, bei seinem Heere militairische Befehle befolgen sah, verwebte Friedrich Wilhelm, um desto sicherer und leichter die Maschine des Staats zu lenken, sein kriegerisches System in die ganze bürgerliche Verfassung des Reichs. Schon lange vor ihm hatte der Einfluß der Brandenburgischen Stände in die Regierung aufgehört; und es war von einem Fürsten, der jede Ungerechtigkeit verabscheute, der alle wohlerworbne Rechte einzelner Bürger wie ganzer Gemeinheiten als heilig ansah, der es für Pflicht erkannte, mit dem Blute und dem Gelde seiner Unterthanen sparsam umzugehen, es war von einem solchen Fürsten zu erwarten, daß er die Macht, so viel Gutes als er wollte ohne Einschränkung zu thun, beständig dem allgemeinen Besten gemäß anwenden würde. Aber wozu hilft, ohne geläuterte Einsichten, der beste Wille? und wer wird, ohne ächte Güte des Herzens zu besizen, ohne sanftes inniges Wohlwollen für alles was Mensch ist, sich nie von den Regeln der Gerechtigkeit und der Billigkeit entfernen? Unbekannt mit den Rechten der Menschheit, die kein Volk jemals einem Mon-

archen abtreten kann noch darf, ging er nicht selten über die Grenzen hinaus, die auch die uneingeschränkteste Gewalt anerkennen muß, befahl, wo kein Fürst zu befehlen berechtigt ist, wandte zur Verhinderung sittlicher Unordnungen willkürliche, der Sicherheit des Eigenthums und der bürgerlichen Ehre nachtheilige Mittel an, und erlaubte sich ungerechten Zwang, um sein Vergnügen an riesenähnlichen Soldaten zu befriedigen. So ward Friedrich Wilhelm ein Despot, indem er nur mit dem eines Selbstherrschers würdigen Nachdruck zu regieren glaubte.

Sein Despotismus erstreckte sich bis auf das häusliche Leben, ja bis auf die Religionsmeinungen, bis auf das Gewissen seiner Unterthanen. Eigenmächtig schaffte er kirchliche Gebräuche ab, welche, bei kluger Verbreitung besserer Religionseinsichten, ohne Zwang hätten aufhören müssen, hielt es für königliche Pflicht, das Ansehen gewisser theologischer Lehrsäze aufrecht zu erhalten, erlaubte den Gottesgelehrten Weltweise zu verfolgen, und verbannte Wolffen, der das Dasein Gottes durch philosophische Beweise auser Zweifel zu sezen suchte, aus seinen Staaten. Seine guten Eigen-

schaften wurden durch die, aus seiner heftigen, wilden Gemüthsart entstehenden Fehler verdunkelt. Gnade und Milde konnten nur Schmeichler an ihm loben. Oft zückte er das Rachschwert, wo das Vergehen bloß Züchtigung, wohl gar Mitleid und Vergebung verdiente. Er war, obgleich dem ehelichen Bunde getreu, ein unfreundlicher, mürrischer Gemahl, ein strenger, oft grausamer Vater.

Unter den Augen eines solchen Vaters wuchs Friedrich auf. Einfach und hart war seine Erziehung von seiner zarten Kindheit an; und eben diese Erziehung war es die seinen schön gebildeten aber schwächlichen Körper zur Ertragung künftiger Beschwerlichkeiten stählte! Sie machte ihm nüzliche Thätigkeit zum Bedürfniß, und lehrte ihn den Stolz auf hohe Geburt als lächerlich ansehen, indem sie ihn vor jener den Regenten so gefährlichen Weichlichkeit bewahrte, und ihn früh mit dem Gedanken der natürlichen Gleichheit aller Menschen bekannt machte, mit diesem so wichtigen Gedanken, der von Fürstensöhnen so selten gedacht, noch seltner lebendig empfunden wird. Von allem Gepränge entfernt, wodurch ein königliches Kind

beständig an den Glanz seiner Herkunft, und an seine Bestimmung zum Herrschen erinnert wird, genoß er der zärtlichen Fürsorge seiner edeldenkenden Mutter, und der treuen Aufsicht eines vortrefflichen Frauenzimmers, der seine Bildung in den ersten sechs Jahren seines Lebens anvertrauet war. Diese, eine Französin, die mit aufgeklärten Einsichten ein gefühlvolles Herz verband, hatte ihren Geist durch die Lesung der besten Werke ihrer Landsleute genährt, und ihren Geschmack nach den Meisterstücken aus dem Jahrhunderte Ludwigs des Vierzehnten gebildet. Sie wußte sich das ganze Zutrauen ihres Zöglings zu erwerben; und durch die angenehmen Unterhaltungen, womit sie seine junge Seele beschäfftigte, legte sie den ersten Grund zu der Neigung, die er nachher für die Litteratur ihres Vaterlandes zeigte.

Langsam und schwer schienen sich indeß zu Anfang die Fähigkeiten seines Verstandes zu entwickeln; und bei seiner wenigen Lebhaftigkeit, bei seinem ruhigen, stillen, geduldigen Betragen, bei seiner Gleichgültigkeit für die Vergnügungen des Knabenalters, gehörte ein mehr als gewöhnlicher Beobachter dazu, aus einigen seltenen, mehr nai-

ven als wizigen Aeuserungen des jungen Prinzen, die vortrefflichen Anlagen zu ahnen, womit die Natur seine Seele ausgerüstet hatte. Das Eigne großer Genies, die bestimmt sind, die ordentlichen Schranken des menschlichen Geistes zu überschreiten. Aufmerksam — und Aufmerksamkeit ist die Mutter des tiefen Denkens — aufmerksam auf sich und die Gegenstände um sich her, suchen sie über eine Menge von Wahrnehmungen Aufschlüsse, die ihnen ihr zu geringer Vorrath an Erfahrungen, ihre noch schwachen und ungeübten Seelenkräfte nicht zu finden erlauben. Nur nach Wahrheit begierig, bleiben sie, theils aus Mangel an Ideen, theils aus einem dunkeln Gefühl des Widerspruchs, bei fremdem Unterrichte unbefriedigt, werden zu einer Zeit mißtrauisch gegen sich selbst und andere, ja muthlos genug, um an der Entdeckung der Wahrheit zu verzweifeln, und heften dann wieder, in stilles Nachdenken versenkt, ihre ganze Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand, den sie zu ergründen hoffen, indeß sie alle übrige gleichgültig übersehen. Daher jene Ernsthaftigkeit, jenes zurückhaltende Wesen, und jene Gleichgültigkeit gegen das, was andre ihres Alters so

lebhaft interessirt; Erscheinungen, welche von schlechten Menschenkennern zu leicht für Zeichen von Fühllosigkeit, von Eigensinn, oder von Stumpfheit des Verstandes genommen werden. Nur dasjenige, was geradezu das Herz interessirt, was das Denken schärft, was besonders zu ihren Lieblingsneigungen stimmt, wovon sie für die Gegenwart oder die Zukunft einen vorzüglichen Nuzen erwarten, prägen sie leicht und gerne ihrem Gedächtnisse ein. Dann aber, wenn sie erst einige nüzliche Kenntnisse sich zu eigen machten, wenn, mit der Zunahme der körperlichen Kräfte, in der Seele das Gefühl entwickelter und gestärkter Fähigkeiten lebhaft wird: dann ist nichts mehr im Stande, ihr Bestreben nach höherer Vollkommenheit zu hemmen; dann suchen sie kühn in das innerste Heiligthum der Wahrheit zu dringen, überwinden die mächtigsten Hindernisse, die sich ihren Bemühungen entgegenstellen, und verfolgen mit feuriger Leidenschaft alles, was weise, gut, und groß und edel ist.

Ihr, denen Fürsten ihre Thronerben zur Bildung anvertrauten, findet ihr in diesen Zöglinge von ähnlichem Geiste, dann ist es eure Schuld, wenn sie dereinst die Hoffnung der Völker täuschen.

Friedrich, der Aufsicht der Frauenzimmer entnommen, wurde den Händen zwei erfahrner Krieger anvertraut, die ihn früh an die Waffen gewöhnen, und zu den Arbeiten des Krieges vorbereiten sollten. Aber sein Vater, ob er ihn gleich nur spielend zum Soldaten zu ziehen gedachte, legte ihm bald einen solchen Zwang an, überhäufte ihn mit so vielen kleinen Verrichtungen, daß seine sich fühlende Seele, sein feuriger, nach wichtigern und lehrreichern Beschäfftigungen begieriger Geist, an diesen Kriegsspielen, die ihn als Kind zu Anfang belustigt hatten, einen unwiderstehlichen Ekel bekam. Mit äuserstem Unwillen bemerkte Friedrich Wilhelm diese Abneigung gegen seine eigne Lieblingsunterhaltung bei seinem Sohne, und das öffentliche Vorurtheil sah in diesem einen weichlichen, zur Vertheidigung seines Vaterlandes unfähigen Prinzen.

In der That, wer hätte je erwarten sollen, Friedrich dereinst an der Spize seiner Heere zu sehn, ihn, der so ganz für die friedlichen Musen geschaffen schien, ihn, dem die Schule des Mars, unter den eigensinnigen Befehlen seines Vaters, zur Hölle geworden war? Wer hätte nicht eher geglaubt, daß

er die Waffen, die Werkzeuge seiner frühen Quaalen, auf ewig verabscheuen würde? Aber nein, Friedrich dachte richtig und edel. Er wußte leicht Nebendinge von dem Wesentlichen zu unterscheiden, und lernte bald die Nothwendigkeit der Kriegskunst einsehen. Er haßte und verachtete bloß die so unendlich vervielfältigten und mit ängstlicher Pünktlichkeit beobachteten kleinen Geschäffte, die die schönsten Augenblicke seines Lebens ausfüllten, und sehnte sich nach höherm Unterricht. Diesen fand er unter der Anführung seines vortrefflichen Lehrers Duhan von Jandun, auf dessen Rath er seine Erholungsstunden, von seinem vierzehnten Lebensjahre an, in geheim den schönen Wissenschaften weihte. Schon in seinem zwölften Jahre raubte er dem Schlafe angenehme Stunden, die er auf die Lesung des Telemachs, der Lebensgeschichte Heinrichs des Vierten, der moralischen Gedanken von Rochefoucault, und anderer so unterhaltenden als nüzlichen Schriften wandte.

Aber wird nicht, ohngeachtet seiner Liebe zu den Wissenschaften, das Getöse der Waffen, von denen schon seine Kindheit umringt war, seine

sanfte Seele zu rauhen Gesinnungen verstimmen? Wird nicht der militärische Despotismus, unter dem er die besten Jahre seiner Jugend verlebte, ihn bewegen, alles das Unangenehme, was er selber empfand, auch diejenigen empfinden zu lassen, die unter seinen Befehlen stehen? Nichts weniger. Friedrich kannte und ehrte die Rechte der Menschheit. Er lernte in jener harten Schule, durch die strengste Subordination, die Kunst zu befehlen, lernte, durch tief empfundne, grausame Behandlungen, Menschlichkeit und leutseliges Betragen gegen die geringsten seiner Krieger, und erwarb sich ihr ganzes Vertrauen, ihre ganze Liebe. Die militärische Härte seines Vaters empörte sein gefühlvolles Herz, und seine Empfindungen ließen ihn mehrmals die Regeln der Klugheit vergessen, indem er bei den Mißhandlungen, welche die Soldaten wegen des geringsten Versehens von dem Könige erfuhren, durch Mienen und Gebehrden seine Mißbilligung zu erkennen gab.

Dies war in Friedrich Wilhelms Augen ein Beweis von dem unmännlichen Charakter seines Kronprinzen, und zugleich von der wenigen Ach-

tung desselben für das väterliche Ansehen, auf welches er den höchsten Werth sezte, indeß er geflissentlich alles zu thun schien, um es seinen Kindern zu einem verhaßten Joche zu machen. Der Liebe zu den Wissenschaften schrieb er Friedrichs anscheinende Abneigung für die Kriegskunst zu, und als sträflichen Ungehorsam sah er es an, daß er, den Befehlen eines Vaters zuwider, sich Kenntnisse erwarb, welche dieser einem Könige entberlich, und der Sorge für das Beste des Staats hinderlich glaubte; als ob nicht die größten Helden, Staatsmänner und Regenten alter und neuerer Zeiten gerade die ausgebildetsten Köpfe gewesen wären; als ob die Gewalt eines Vaters über seinen Sohn je so weit gehen könnte, ihm eine von der Natur gebotne Pflicht, die Ausbildung seines Geistes, zu untersagen. Laut und nachdrücklich äuserte er seine Unzufriedenheit über die Neigung des Kronprinzen zu den schönen Wissenschaften und Künsten, und wandte selbst gewaltthätige Mittel an, um ihn dem Umgange mit denselben zu entreissen; aber desto feuriger ward die Leidenschaft, mit der sich Friedrich ihnen in die Arme warf. Geschichte, und besonders

die Geschichte des Brandenburgischen Staates, das Studium der Französischen Sprache und die Tonkunst wurden seine Lieblingsbeschäfftigungen.

Einer noch grausamern Prüfung sah sich der liebenswürdige junge Friedrich ausgesezt; und auch diese bewirkte bei ihm gerade das Gegentheil von demjenigen, was sie bei einem Prinzen von eingeschränktern Fähigkeiten würde hervorgebracht haben, bewirkte eine frühere Ausbildung seines Verstandes, und Vervollkommnung seines sittlichen Charakters.

Nicht genug, daß eine ungerechte väterliche Gewalt seinen unschuldigsten, ja seinen edelsten Neigungen entgegenstrebte, um ihn unaufhörlich an bloß mechanische Beschäfftigungen zu ketten: sie versuchte sogar seinem freien Denken Fesseln anzulegen, ihn des vorzüglichsten Mittels zur höhern Ausbildung der Vernunft, der Ehre des Geistes, sie versuchte es, ihn des ersten unveräußerlichen Rechtes, das die Natur den Menschen gab, gewaltsam zu berauben. Militärisch behandelte Friedrich Wilhelm die wichtigsten Angelegenheiten des Staats und der Menschheit; militärisch wollte er den Erben seines Throns zu

blinder Anhänglichkeit an Glaubensmeinungen zwingen, um noch nach seinem Tode Freiheit des Denkens, Freiheit des Gewissens durch ihn zu unterdrücken. Eifrigen Theologen wurde der Religionsunterricht des Kronprinzen nach pünktlich bestimmten Regeln übertragen. Willig nahm Friedrich die erhabnen Lehren unserer geheiligten Bücher von dem Dasein eines höchsten Wesens, von einer allweisen und allgütigen Vorsehung an; begierig ergriff er alles, was das Christenthum befriedigendes für den Verstand, und beruhigendes für das Herz, was die christliche Sittenlehre in ihren Vorschriften und in ihren Bewegungsgründen zur Tugend erhabnes und edles darbietet. Er würde bei einem bessern Unterrichte ein eifriger Verehrer der reinen Religion Jesu geworden sein, wie er es von allem war, was durch seinen Einfluß auf die Vervollkommung und Beglückung des Menschengeschlechts die Achtung eines Mannes von Kopf und Herz verdient. Aber mit Gewalt wurde er zum Nachbeten theologischer Lehrsäze, zu sinnlosen Andachtsübungen angehalten; und nicht leichter hätte ihm ein Ekel an allem, was damals Religion hieß, beigebracht

werden können, wenn dies der eigentliche Endzweck seiner religiösen Erziehung gewesen wäre, da er sogar die kleinen Versehen der Kindheit, auf väterlichen Befehl, durch Auswendiglernen langer biblischer Stellen, geschmackloser Gebetsformeln und geistlicher Lieder voll mystischen Unsinns büßen mußte. Denken wir uns dann noch den ungeheuren Kontrast zwischen dem trocknen elenden Unterricht eines von allen angenehmen Kenntnissen entblößten Gottesgelehrten, und dem schönen einschmeichelnden Vortrage in den Französischen Werken des Genies, an welchen Friedrich schon gewohnt war, und den ihn Duhan noch besser schäzen lehrte; denken wir uns endlich jene vernunftwidrigen menschenfeindlichen Lehren der Theologie, die seinen Verstand von einem Widerspruche zum andern, von einem Zweifel zum andern führten, und seine sanfte, menschenfreundliche Seele durch ihre Härte empörten: und wer will es wagen, Friedrich des Leichtsinns oder einer vorsezlichen Verblendung zu beschuldigen, wenn er gegen das Christenthum selbst Abneigung und Widerwillen faßte? Wie war dies anders möglich, da er kein anderes Christenthum kannte, als

was jene geistlichen Schwäzer, denen sein Religionsunterricht aufgetragen war, ein Noltenius, Kochius und Dr. Andreä, dafür ausgaben, *)

---

*) Friedrich scheint, wenn anders sein Nachbeten unverständlicher Wörter und Redensarten in seiner Kindheit nicht für Orthodoxie gelten soll, nie eigentlich rechtgläubig gewesen zu sein, wie es in den lehrreichen Freimüthigen Anmerkungen über Zimmermanns Fragmente, Abth. 1. S. 100. behauptet wird. Wie sollte ein Jüngling, der so wenig gewohnt war sich mit Worten zu begnügen, wo es aufs Denken ankam, gerade bei einem so wichtigen Gegenstande als die Religion, sich fremden Meinungen gläubig unterworfen haben? Zwar suchte Friedrich Wilhelm ihn 1730 in seinem Gefängnisse zu Küstrin, durch den Feldprediger Müller, von dem Gedanken einer unbedingten Gnadenwahl abzubringen. Allein es ist noch sehr zu bezweifeln, ob dieser schreckliche Lehrsaz zu Friedrichs menschenfreundlichem Herzen je habe Zugang finden können. Es scheint vielmehr, er habe sich desselben nur zur Widerlegung theologischer Gründe wider seine Meinung bedient, daß alles in der Welt, daß Glück und Unglück, ja selbst die Entschließungen und Handlungen der Menschen von einem unvermeidlichen Schicksale abhingen. Eine solche Fatalität glaubte er wirklich,

was sein Vater, welcher, durch einen lächerlichen Mißverstand, stätiges und thätiges Christenthum verwechselte, für Evangelium ansah? Die-

---

weil er das Dasein des physischen und moralischen Uebels in der Welt mit einer weisen und gütigen Vorsehung nicht zu reimen wußte; und die reformirte Lehre von der Prädestination, bei welcher die moralische Freiheit so gut als bei dem Fatalismus hinfällt, nahm er bloß zum Schein an, um durch dieselbe seiner philosophischen Meinung in den Augen derer eine Stüze zu geben, die die Wahrheit einer Behauptung nach ihrer Uebereinstimmung mit irgend einem kirchlichen Lehrsaze abmessen. Der in dem Beitrage zur Lebensgeschichte Friedrichs des Großen mitgetheilte Briefwechsel, worauf sich der Verfasser der angeführten Freimüthigen Anmerkungen beruft, macht diese Vermuthung sehr wahrscheinlich. In dem Schreiben des Missionärs vom 8 November heißt es: „— — — habe Ew. „K. Majestät hierdurch aufs neue zu berichten, daß der „Kronprinz von selbst den Discours von der absoluten „Gnadenwahl, ingleichen von der Fatalität „aus bisherigen Begebenheiten gestern Vor„mittag angefangen, und Nachmittags darauf seine „Sentiments mir zur Beantwortung vorgeleget, ꝛc." (Beitrag ꝛc. S. 20.) Er ließ sich leicht überzeugen,

ser, selber ein Eklektiker in der protestantischen Religion, so weit es ihm seine eingeschränkten Kennt-

---

daß die Lehre von der Prädestination keinen Grund in der Bibel hätte, und suchte nur die Freiheit des Willens wegzuläugnen, wozu er sich verschiedner Gleichnisse aus der Sinnenwelt bediente. (Eb. das. S. 20 — 22.) Des Feldpredigers Widerlegung schien ihm zu genügen; nur fragte er ihn, warum denn Lutheraner von Luthern abgingen, welcher doch selbst das absolutum decretum geglaubt hätte. (Eb. das. S. 22.) Der Lieutenant von Katt trug, den Abend vor seiner Hinrichtung, eben diesem Prediger auf, dem Kronprinzen dreizehn Punkte zur Beherzigung vorzulegen, in welchen viel religiöse Empfindung herrscht. Es wird darin so wenig der Gnadenwahl als anderer Unterscheidungslehren christlicher Religionspartheien, wohl aber des Fatalismus gedacht. „Noch bitte er zulezt„ — so heißt der dreizehnte dieser Punkte — „der Kronprinz „möchten ja nicht glauben eine Fatalität, sondern gewiß sein der Vorsehung und Regierung „Gottes in allen Kleinigkeiten.“ (Eb. das. S. 17.) Es wäre zu wünschen, daß ein vorurtheilsfreier und mit der Jugendgeschichte Friedrichs bekannter Mann, dem Gange seiner religiösen und philosophischen Ideen, von ihrem Entstehen an, nachspüren möchte.

nisse verstatteten, *) machte seinem Kronprinzen freie Untersuchungen über Religion überhaupt zum Verbrechen. Desto heisser ward der Wunsch des jungen Friedrichs, sich über eine so wichtige Sache Gewißheit zu verschaffen. Allein von wie vielen Dingen hatte er sich noch zu unterrichten, wie viele dunkle Vorstellungen hatte er noch in seiner Seele aufzuklären, wie viele Vorurtheile zu bekämpfen, ehe er diesen Zweck erreichen konnte!

Aber versündige sich doch kein pedantischer Theologe, kein verkezernder Priester an dem Geiste Friedrichs.

*) Er besuchte so oft lutherische als reformirte Kirchen, in der Ueberzeugung, daß beide Partheien in den Hauptlehrsäzen mit einander übereinstimmten, und ließ bei seinem herannahenden Ende einen reformirten und einen lutherischen Prediger, Kochius und Oesfeld, zu sich rufen. Mit den Lutheranern war er indeß wegen der bei ihnen gewöhnlichen Privatbeichte und einiger andern katholischen Kirchengebräuche unzufrieden, so wie mit den strengen Reformirten wegen der Gnadenwahl. Das alte Testament ging, seiner Meinung nach, die Christen nichts an, und es war ihm unerträglich, wenn Prediger sich oft auf dasselbe bezogen. Uebrigens bestand seine Religion mehrentheils in äuserlichen Andachtsübungen.

Ohne Wegweiser irrte er lange von einem Irrthume zum andern, und hatte erst in einem reifern Alter das Glück, in dem Umgange mit dem gelehrten und denkenden Jordan seine Ideen zu berichtigen. Die Erfahrungen, die er, bei seinen Nachforschungen, über die Schwäche des menschlichen Verstandes gemacht, die Hindernisse, die Friedrich Wilhelms Andächtelei seinem freien Denken entgegengesezt hatte, lehrten ihn des Irrenden mitleidig schonen, Geistesfreiheit als das edelste Gut des Menschen betrachten, und jede Bemühung dieselbe einzuschränken, als die höchste Ungerechtigkeit, als die schrecklichste Tyrannei verabscheuen. Seufzend, wie Friedrich, unter einem frommen Glaubenszwange, durch erhabne Talente zu großen Thaten bestimmt, und gezwungen, einer abergläubigen Gemeinde zum Vorleser zu dienen, verwarf einst, wie Friedrich, der weise Julian alle den gesunden Begriffen von der Gottheit entgegenstehende Meinungen, lernte, wie er, die Geistesfreiheit schäzen, und ließ, wie er, sie in der Folge alle seine Unterthanen ohne Einschränkung genießen.

Das bekannt gewordene Mißverständniß zwi-

schen Friedrich Wilhelm und dem Kronprinzen war für Eigennüzige und Ränkemacher eine Aufforderung, durch Vermehrung der Uneinigkeit in der königlichen Familie ihre besondern Absichten zu befördern. Diejenigen, die das Vertrauen des Königs gewonnen hatten, hinterbrachten demselben, um seinen Unwillen unaufhörlich zu nähren, bald wahre, bald falsche Nachrichten von dem Betragen und den Neigungen seines Sohnes; und falsche Freunde des Thronerben, die einst unter der folgenden Regierung zu glänzen hofften, waren unbesonnen genug, um diesem alle Aeuserungen und Handlungen seines Vaters in Hinsicht auf ihn in dem gehäßigsten Lichte vorzustellen. Friedrich, des Zwanges müde, den er sich zu oft bisher vergebens angethan hatte, um dem Könige die Wissenschaft von dem, was ihn in den Augen desselben strafbar machen konnte, zu entziehen, überließ sich jezt ohne Vorsicht gänzlich seinen Neigungen. Friedrich Wilhelms Erbitterung gegen ihn stieg aufs höchste, als er seine Abneigung bemerkte, sich in seine politischen Plane zu fügen, und sich durch die von Seckendorf und seiner Parthei vorgeschlagne Vermählung dem

Oestreichischen Hause zu nähern. Unabläßig wachte er nun über alle seine Schritte, und ahndete alles, was ihm in seiner Aufführung mißfiel, mit äuserster Strenge.

Fortgesezte Ungerechtigkeiten, Druck und Verfolgung empören jedes menschliche Herz; dann aber verwunden sie am tiefsten die Seele, wenn sie von denen herkommen, auf deren Gerechtigkeit, auf deren Nachsicht, auf deren zärtliches Wohlwollen die Natur selbst uns die nächsten Ansprüche gab. Welche schmerzhafte Empfindungen für den sanften, gefühlvollen Friedrich, von einem Vater zurückgescheucht zu werden, dem er so gerne seine ganze Achtung, seine ganze Liebe gewidmet hätte! Oder sollte er aus muthwilligem Leichtsinn alle Pflichten gegen den Urheber seiner Tage aus den Augen gesezt haben? er, der für seine Mutter eine so ehrfurchtsvolle, so zärtliche Liebe hegte? er, bei dem es Grundsaz war, kindliche Liebe könne nie übertrieben werden? er, der in der Geschichte Friedrich Wilhelms der Welt ein unvergeßliches Denkmahl dieser edlen Gesinnungen hinterließ? er, der als Prinz und als König, den Werth der Freundschaft so innig fühlte,

der, als Prinz und als König, treue Dienste nicht bloß, wie auch andre Fürsten thaten, belohnte, nein, wessen oft der Privatmann sich schämt, dankbar erkannte?

Fern sei es von uns, Deutsche Männer, den jungen Friedrich, auch wo er fehlte, Prinzen zum Muster vorzustellen, ihn nur zu entschuldigen, wo es nicht aus Gründen geschehen kann, die die Natur der Sache selber hergiebt, und die strengste Wahrheit billigt! Suche ihn in ähnlichen Verhältnissen, unter ähnlichen Umständen, zu übertreffen, wer es kann; und laßt es uns bekennen — Friedrich war Mensch. Ein Zeichen der Unbekanntschaft mit der menschlichen Natur ist es, wenn Bewunderer großer Männer, so oft diese einen Fehltritt thun, nicht anders staunen, als ob sie Götter straucheln sähen. Ein gemißleiteter Enthusiasmus erhebt, um in ihrem glänzenden Leben keine Schatten finden zu lassen, oft ihre Verirrungen selbst zum Range der Tugenden; und dem Neide gelingt es eben hierdurch um desto leichter, indem er den Helden und seine Verehrer bloß von der unvortheilhaftesten Seite darstellt, der Tugend Flecken anzudichten, selbst da, wo

sie am reinsten glänzt, und den Ruhm des erhabensten Verdienstes unter dem Schein der Unpartheilichkeit und der Wahrheitsliebe zu schwächen.

Ein Geist voll Feuer und Muth, seiner Fähigkeiten zu großen Unternehmungen sich bewußt, und von edler Begierde nach Ruhm getrieben, stämmt lange sich den Widerwärtigkeiten entgegen, die ihn in seiner Laufbahn aufhalten, und gewinnt selbst durch die Uebung im Kampfe neue Kräfte. Fesselt aber eine ungerechte Gewalt alle seine Thätigkeit, droht sie alle seine Entwürfe zu vernichten, sucht sie alle seine Empfindungen, seine Lieblingsneigungen tyrannisch niederzudrücken: dann wagt er rasche, nicht selten unüberdachte Schritte, um auf einmal sich der verhaßten Banden zu entledigen und ungehindert wirken zu können. Dies war Friedrichs Lage, als er den unglücklichen Entschluß faßte, sich durch die Flucht der väterlichen Gewalt zu entziehen. Sein Umgang mit Ausländern, seine Begierde nach neuen Kenntnissen, die nüzlichen Beobachtungen, die er auf kleinen Reisen an der Seite seines Vaters gemacht hatte, seine Liebe zu den schönen Künsten, selbst sein Hang zum Vergnügen, wel-

cher bei seinem sanguinisch cholerischen Temperamente so natürlich war, und durch Versagung anständiger Ergezlichkeiten immer an Heftigkeit zunahm; alles dieses hatte schon längst in ihm den sehnlichen Wunsch erregt, sich selber überlassen, fremde Nationen zu besuchen, ihre Staatsverfassungen, Geseze und politischen Verhältnisse, ihre Künste, Sitten und Vergnügungen in der Nähe kennen zu lernen. Seine wiederholten vergeblichen Versuche, diesen Wunsch mit Einwilligung seines Vaters zu befriedigen, welcher jezt die Erfüllung desselben als den ersten Schritt zur Ausführung politischer Absichten ansah, die seinem eignen System entgegen liefen; sein Unmuth, durch so viel erlittenes Unrecht erzeugt, durch eigennüzige Vorstellungen falscher Freunde täglich genährt; das Schreckliche seiner ganzen Lage, welche er nicht anders als durch den Tod oder die Flucht verändern zu können glaubte; dies war es, was endlich seine Seele aus ihrer Fassung brachte, was ihn zu jenem äussersten Entschlusse hinriß, ein ihm unerträglich gewordenes Joch, welches kein Vater einem Sohne aufzulegen berechtigt ist, auf immer abzuwerfen. Wer wagt es, nach allen

diesen Betrachtungen, über einen achtzehnjährigen Prinzen von solchem Geiste, von solchem Herzen, und unter solchen Umständen, das Verdammungsurtheil auszusprechen?

Durch das Feuer seiner Leidenschaften hingerissen, hatte er vielleicht zu wenig die Vorurtheile seines Vaters geschont; aber wird von einem Jünglinge die vollendete Klugheit eines Mannes erwartet? Und hat die Natur vergebens den Trieb zu liebevoller Nachsicht gegen die Fehler ihrer Kinder in das Herz der Väter gelegt? Wer ist der Barbar, der behaupten darf, sie habe ihm eine unumschränkte Gewalt über seinen Sohn verliehen, und diesen verpflichtet, die schrecklichsten Mißhandlungen geduldig zu ertragen? Die Gewalt des Vaters besteht nicht in dem Rechte, die Neigungen eines Kindes gewaltsam zu unterdrücken, sondern zum Besten zu lenken. Jeder Mensch ist bestimmt, dereinst als ein selbstständiges Wesen, von fremder Willkühr unabhänhig, zur Beförderung seiner eignen und der allgemeinen Wohlfahrt, zu handeln. Eine dieser Bestimmung entgegenwirkende Erziehung ist Beleidigung der Menschheit; und ein sklavisch erzog-

ner Prinz wird entweder ein unthätiger oder ein despotischer Monarch. Kindliche Ehrfurcht beruht weder auf thierischem Instinct, noch auf unbedingter Gehorsamspflicht; sie entsteht aus der Beobachtung, daß wir zu unserm eignen Wohl in einer natürlichen Abhängigkeit von den Urhebern unserer Tage geboren wurden, aus dankbaren Empfindungen für die von ihnen empfangenen Wohlthaten. Grausamkeit, von einem Vater geübt, löst jene einer wohlgearteten Seele so angenehmen Banden auf: dann sinken Zutrauen und Liebe, die sichersten Stüzen des väterlichen Ansehens, hin, und troziger Unwille tritt in die Stelle des kindlichen Gehorsams. Dies war die Gemüthsstimmung des jungen Friedrichs, als er dem erzürnten Vater auf die Frage, warum er hätte desertiren wollen, die kühne Antwort gab: Sie haben mich bisher nicht wie Ihren Sohn, sondern wie Ihren Sklaven gehalten. Gut, sagte er zu Grumbkow, welcher ihm den Willen des Königs wegen seiner Gefangenschaft zu Küstrin ankündigte, ich gehe hin; soll ich aber meine Befreiung erst durch Bitten erhalten, so möchte ich, allem Ansehen nach, lange da bleiben. Und dennoch zeigte

er bald, wie wenig er den Vorwurf verdiente, ein unnatürlicher Sohn zu sein. Er wird in einem engen Gefängnisse wie ein Verbrecher behandelt; sein Freund von Katte wird, durch einen königlichen Machtspruch verurtheilt, vor seinen Augen hingerichtet; und über seinem Haupte schwebt ein gleiches Schicksal. Aber kaum sieht er in dem Herzen Friedrich Wilhelms die Empfindungen der Natur erwachen, so eilt er ihm schon voll kindlicher Liebe entgegen. Er gesteht, er habe gefehlt, und bittet reuig um Verzeihung.

Eine verstellte Veränderung vielleicht, welche die Furcht vor noch schrecklichern Uebeln hervorbrachte? Nein, Friedrich überließ sich gerne den Gefühlen seiner menschenfreundlichen Seele. Er vergaß das erlittene Unrecht, und sah nur die Wiederkehr der väterlichen Liebe. Doch, so theuer ihm diese Liebe war, so weit war er entfernt, sie mit Verlezung seines Gewissens erkaufen zu wollen. Seine Befreiung aus einer harten Gefangenschaft sollte von der Ablegung eines ihm vorgeschriebnen Eides abhangen, auf dessen Uebertretung der Verlust der Erbfolge, ja, nach Befinden der Umstände, der Verlust des Lebens

gesezt war. Welche Versuchung für einen Thronerben, sich ohne Anstand einer solchen Bedingung zu unterwerfen, um sich auf einmal aus der unangenehmsten Lage zu befreien, um die Zuneigung seines Vaters zu gewinnen, und auf die Zukunft sich eines glänzenden Geschickes zu versichern! Konnte er nicht ingeheim seinem Versprechen entgegen handeln, und durch den Vorwand eines unwiderstehlichen Zwanges sein Gewissen täuschen? Und gesezt, auf die Eingebungen seiner bei Friedrich Wilhelm geltenden Feinde, wären verfängliche Foderungen in die Eidesformel gesezt, konnte er nicht durch List denselben ausweichen, und dennoch den Schein des aufrichtigsten Betragens behaupten? Aber solche Künste waren Friedrichs edlem Herzen fremde; nicht eher that er das von ihm verlangte eidliche Versprechen, bis er sich überzeugt hatte, daß er es nach allen seinen Punkten würde erfüllen können, und beobachtete es heilig. So den Geboten der Pflicht und den Gesezen der Ehre unter den drohendsten Umständen getreu bleiben, und kindliche Liebe heucheln, das ist ein Widerspruch, den die Natur der menschlichen Seele unmöglich macht.

Seinem eignen ruhigen Nachdenken überlassen, hatte Friedrich bald den richtigen Gesichtspunkt gefunden, aus dem er das bisherige Betragen seines Vaters gegen ihn und die ihm theuersten Personen zu betrachten hatte. Was ihm vormals eigensinnige Tyrannei schien, das sah er izt als die unglückliche Folge eines heftigen, bei einer vernachläßigten Erziehung roh gebliebenen Charakters, einer von nichtswürdigen Günstlingen und untreuen Ministern gemißleiteten Politik, und irriger Vorstellungen von königlichen und väterlichen Rechten an. Er ehrte Friedrich Wilhelms Tugenden, ahmte sie nach, ohne ihre Rauhigkeit anzunehmen, und erwarb sich durch kluge Schonung seiner Vorurtheile, sein ganzes Vertrauen. Dankbar schrieb er noch als König seine Abneigung gegen eitles Gepränge, seine Haushältigkeit, seine Liebe zu Geschäften, der strengen Aufsicht und dem Beispiele seines Vaters zu, und erlaubte sich nur in freundschaftlichen Herzensergüssen, und im Ton der Entschuldigung, von seiner Härte zu reden. Aber das erhabenste Denkmahl kindlicher Ehrfurcht, und zugleich den unwidersprechlichsten Beweis von seinem feinen

Gefühl für Schicklichkeit und sittlichen Wohlstand hinterließ er der Nachwelt in seinen Brandenburgischen Denkwürdigkeiten, die er erst mehrere Jahre nach seiner Thronbesteigung *) bekannt machte. Mehr Lobredner als Geschichtschreiber Friedrich Wilhelms, bemerkt er hier mit starken Zügen alles, was er zum Besten seiner Völker that, und nur mit schwachen Farben giebt er in dem Gemählde von seiner Regierung einige Flecken an, welche die unerbittliche Wahrheit ihm zu bedecken verbot. Bloß im Vorbeigehen erwähnt er der häuslichen Unannehmlichkeiten dieses Fürsten, und sezt dann mit edler Bescheidenheit hinzu: „Um der Tugenden eines solchen Va„ters willen, dürfen seine Kinder einige Nach„sicht für ihre Fehler erwarten." Mit der innigsten Zärtlichkeit liebte er seine vortreffliche Mutter, und übte selber die Lehre, die er einem jungen Deutschen Fürsten **) ans Herz legte: „Ehren Sie, so schrieb er ihm, in Ihrer Mut-

---

*) 1746.

**) Dem Herzoge Karl Eugen von Würtenberg, i. J. 1744.

„ter diejenige, die Ihnen das Leben gab. Je „mehr Achtung Sie ihr erweisen, desto achtungs„würdiger werden Sie selber sein. Sollten Ir„rungen zwischen Ihnen beiden entstehen, so sein „Sie immer der nachgebende Theil. Die Dank„barkeit gegen Eltern kennt keine Schranken; es „kann sich jemand den Vorwurf zuziehen, daß er „zu wenig hierin thue, aber nie, daß er zu weit „gehe."

Die gewöhnliche Erziehung der Fürstenkinder scheint ganz eigentlich darauf berechnet zu sein, die natürliche Zärtlichkeit, welche noch stärker, als die gemeinschaftliche Abkunft, die nächsten Blutsverwandten mit einander verbindet, durch vornehmen Zwang und steife Etikette zu unterdrücken. Daher die Feindschaften, welche ein verschiednes politisches Interesse so leicht unter ihnen hervorbringt; daher die kalte, gezwungene Höflichkeit, mit der sie einander begegnen; daher die Affectation, womit sie bei gewissen feierlichen Gelegenheiten, dem eingeführten Wohlstande gemäß, vor den Augen des Publicums gegenseitige Zärtlichkeit heucheln; daher die Zähren, die beim Abschiede oder beim Wiedersehen, mit solcher Würde,

mit solchem Anstande, sich zwischen fürstlichen Augenliedern hervordrängen, daß selbst alle Anwesende, den Versicherungen öffentlicher Nachrichten zufolge, bis zu Thränen gerührt werden, und die gaffende Menge staunt, auf dem Gesichte dieser Erdengötter den zierlichen Ausdruck menschlicher Empfindungen zu erblicken. Friedrich, wie der Sohn eines Privatmanns, in einem kleinen häuslichen Zirkel erzogen, aus welchem jede zwängende Hofsitte verbannt war; wo die sanfte Mutter mit ganzer Seele an ihren Kindern hing, die ihr die erste Bildung ihrer jugendlichen Herzen verdankten; wo der ernste Vater die kleinern von ihnen um seine Kniee spielen ließ, oder auf seinem Schooße wiegte; Friedrich lernte die süßesten Genüsse der Menschheit im liebevollen Umgange mit denen kennen, die er von der Natur selbst, durch die Geburt, zu seinen nächsten und vertrautesten Freunden bestimmt sah. Alle erhielten von ihm, noch in seinem männlichen und hohen Alter, und die ihn überlebenden, in seinen lezten Verfügungen, Beweise von seiner brüderlichen Zärtlichkeit. Bedürfniß seiner edlen Seele war es, sich an die Familie, deren Oberhaupt

seine kindliche Liebe von sich stieß, desto fester anzuschmiegen. Seine Dankbarkeit gegen seine Mutter war desto unbegränzter, da auch sie um ihn gelitten hatte. Seine älteste Schwester, die er wegen der besondern Uebereinstimmung ihrer Gesinnungen mit den seinigen vorzüglich liebte, ward ihm, als Genossin seines frühen Unglücks, noch theurer. Sie war ganz die Vertraute seines Herzens; und an allem, was ihr begegnete, nahm er den innigsten Antheil. Ihre Freuden waren die seinigen; und von ihren Leiden durchdrungen, kam er oft ihren Klagen mit linderndem Troste zuvor. Nicht ängstlicher kann der liebende Jüngling vor der Annäherung der schrecklichen Stunde zittern, da ewige Nacht die Augen seiner Verlobten decken soll, als Friedrich, schon lange Mann und Held, bei der Nachricht zitterte, daß eine gefährliche Krankheit dem Leben seiner geliebten Schwester drohte. Mitten unter dem Geräusche der Waffen, versezte ihn seine Einbildungskraft unaufhörlich an ihr Krankenbette hin; und indem er selber mit den schrecklichsten Widerwärtigkeiten kämpfte, war ihre Rettung der Gegenstand seines heissesten Wun-

sches. Eiligst befahl er dem Arzte, in dessen Geschicklichkeit er das meiste Zutrauen sezte, abzureisen, und seine ganze Kunst zur Erhaltung eines so kostbaren Lebens aufzubieten. Vergöttern werde ich ihn, so schrieb er an die Leidende selbst, wenn er diejenige erhält, die meinem Herzen über alles auf der Erde theuer ist, die ich verehre, die ich anbete. Aber Friederike Sophie war schon nicht mehr. Friedrich vernahm es; und ein betäubendes Schrecken schlug den großen Mann zu Boden, der gewohnt war, dem Tode mit unerschütterlichem Muthe ins Gesicht zu sehen. Das Leben hatte, nach diesem unersezlichen Verluste, keinen Werth mehr für ihn; und nur das Gefühl der Pflicht war im Stande seinen Schmerz zu mäßigen, um, wo möglich, seine Aufmerksamkeit ungetheilt auf die Vertheidigung seiner Staaten zu wenden. Nichts konnte die wehmüthige Erinnerung an seine angeborne Freundin aus seiner Seele reissen. Er ehrte ihre Asche durch ein einfaches Denkmahl; ihr weihte er den Tempel, den er nicht weit von seinem ruhigen Wohnsize der Freundschaft

gebaut hatte; und die ihr ähnliche Bildsäule dieser Göttin zeigt noch izt dem gefühlvollen Wanderer, was die edle Fürstin von Baireuth ihrem Bruder war. Was sind gegen solche Denkmähler die prächtigsten Mausoleen, welche mehr von der Eitelkeit und der Prachtliebe, als von den natürlichen Empfindungen ihrer Erbauer zeugen? Gleichgültig geht der Deutsche Mann vor diesen Prunkmassen vorüber, wenn anders nicht der Zauber der Kunst ihn einladet, einige Augenblicke bei denselben zu verweilen: aber voll heiliger Ehrfurcht betritt er die Stäte, wo Friedrich der Freundschaft und der brüderlichen Liebe huldigte, deren ganzen Werth er so innig empfand.

Eigennuz und Ehrsucht, diese feindseligen Leidenschaften, welche Brüder von Brüdern trennen, und Kinder zur Empörung wider ihre Eltern auffodern, waren seinem Herzen unbekannt. Durch Friedrich Wilhelms unbillige Zumuthungen in die grausame Nothwendigkeit gesezt, seine Rechte, die er ohne Aufopferung seiner Ehre nicht abtreten konnte, gegen einen Bruder zu behaupten, faßte er wider diesen weder Haß noch

Mißtrauen. Nur als August Wilhelm einst das Beste des Staats vernachlässigt zu haben schien, nur da zürnte Friedrich auf einen Prinzen, den er als Bruder liebte, und wegen seines edlen, menschenfreundlichen Charakters schäzte. Die süßeste Befriedigung war es für ihn, als er sein zu hartes Urtheil zurücknehmen, als er demjenigen, mit dem er durch Banden des Bluts so nahe verbunden war, seine ganze Achtung wiederschenken konnte. Er betrachtete seinen Tod als ein Unglück für seine Unterthanen, und weihte seiner Asche heisse Zähren.

Groll und Rachsucht konnten in einer solchen Seele keinen Plaz finden. Nie suchte er denen, die ihn bei Friedrich Wilhelm angeschwärzt und verfolgt hatten, persönlich zu schaden; er begnügte sich, sie zu verachten, und ihre verrätherischen Plane zu vereiteln. Durch Wohlthaten rächte er sich als König an dem, der ihm als Kronprinzen das Leben absprach, und gab ihm Gelegenheit, den Fehler, den er vormals gegen das künftige Oberhaupt des Staats beging, durch Verdienste um das Vaterland vergessen zu machen.

Ein natürlich heftiger Charakter wird durch Verfolgungen sehr leicht bis zu einer unmenschlichen Rachbegierde erbittert, und lernt durch die Kränkungen, die ihm selber zugefügt wurden, Wohlgefallen an anderer Qualen zu finden. Friedrichs weichgeschaffnes Herz wurde durch unverdiente Beleidigungen desto tiefer verwundet, je weniger er selber fähig war jemanden zu beleidigen; aber eben dieses schmerzliche Gefühl bei erlittenem Unrecht lehrte ihn für andre desto lebhafter empfinden, lehrte ihn Hülflosen beistehn, und in dem geringsten Bettler, ja selbst in dem Verbrecher, die Rechte der Menschheit ehren. Sinnlos sank er zu Boden, als er den Jüngling, zu dessen unglüklichem Ende er die unschuldige Veranlassung gegeben hatte, unter dem Schwerte des Henkers fallen sah; und seine ganze Regierung hat es bewiesen, daß der Eindruck, den diese überdachte Grausamkeit auf ihn hervorbrachte, mehr als die vorübergehende Wirkung einer schrecklichen Ueberraschung war.

Daß ein so sanfter Charakter schon frühe Anlagen zur Satyre zeigte, und sich nachher in der Gesellschaft eines Kaiserling, eines Jordan, eines

Algarotti, eines Voltaire zum feinsten Spötter bildete, dies kann nur diejenigen befremden, die Neigung zur Satyre mit Verläumdungssucht verwechseln, und die eine wie die andre als ein Kennzeichen eines bösen Herzens ansehen. Es ist das Eigne eines lebhaften Geistes, die lächerlichen Seiten anderer, das Mißverhältniß zwischen ihrem Betragen und dem Zwecke, den sie sich vorsezen, den seltsamen Contrast zwischen ihren Sitten und den Ansprüchen, die sie auf die Eigenschaften guter Gesellschafter machen, schnell zu bemerken; und jugendlicher Leichtsinn, augenblickliches Vergessen der Verhältnisse, worin er mit gewissen Personen steht, fröhliche Laune, worin er die Schonung fremder Eigenliebe aus den Augen sezt, reissen ihn leicht zu empfindlichen Spöttereien hin, an denen sein Herz keinen Antheil hat. In diesem Falle befand sich bisweilen der junge Friedrich; und welcher Mann von Gefühl wird in dieser Hinsicht seine Vertheidigung übernehmen wollen? Wer wird ihn vertheidigen wollen, wenn er noch als König sich nicht enthalten konnte, bittern Spott über diejenigen auszugiessen, die ihm die Klugheit zu schonen gebot?

Aber ungerecht würde es sein, ihm bloße Unvorsichtigkeit zur Bosheit anrechnen zu wollen; und der stärkste Vorwurf muß doch wohl diejenigen treffen, die leichtsinnig oder niederträchtig genug waren, um das Vertrauen des großen Mannes zu mißbrauchen, und das, was er in einem Privatzirkel geäusert hatte, bekannt zu machen, ja wohl gar mit ihren eignen Zusäzen absichtlich zu verbreiten. Schon in seinem Knabenalter ward er mit Schriften bekannt, worin die geheimsten Falten des menschlichen Herzens entwickelt, und menschliche Thorheiten bald mit lachendem Wize, bald mit der beissendsten Satyre gerügt werden; und an dem Hofe und in der Gesellschaft seines Vaters fand er nur zu viele Originale zu den Schilderungen, die er in jenen anziehenden Schriften antraf, zu häufige Gelegenheiten, sein natürliches Talent zur Satyre zu üben. Nie brauchte er dieses Talent, um Rechtschaffne zu kränken, um die Unschuld zu verlästern, um Männer von Verdiensten zu verkleinern, oder um sich an Feinden zu rächen: er brauchte es, um Narren, die sich zu ihm zudrängten, die Ueberlegenheit seines Geistes fühlen zu lassen, und sie aus

seiner Gegenwart zu verscheuchen. Wandte er es bisweilen an, um Personen, die er seines vertrauten Umganges würdigte, auf gewisse auffallende Fehler in ihrem Aeusern oder in ihrer Lebensart aufmerksam zu machen, so war es ihre Schuld, wenn sie seine Absicht verkannten, und sich vom ihm beleidigt glaubten, anstatt seine gut gemeinten Winke dankbar zu nüzen. Erlaubte er sichs zuweilen im freundschaftlichen Scherze zu weit zu gehen, so schämte er sich nicht, seine Uebereilung, sobald er sie einsah, wieder gut zu machen; und nie zeigte er Mißfallen über eine dreiste Antwort, so lange er bei dem, der sie gab, keinen Vorsaz zu beleidigen voraussezen durfte. Er vergaß im gesellschaftlichen Umgange völlig den Fürsten; wie konnte es ihm zur Last fallen, wenn sich jemand durch eine schalkhafte Aeuserung gerade deswegen für gekränkt hielt, weil sie aus dem Munde eines Fürsten kam? Oft wies er eine ungereimte Behauptung, einen unausführbaren Vorschlag durch einen wizigen Einfall ab; und wie manche lassen sich durch thörichte Eigenliebe verleiten, einen solchen Widerspruch als persönliche Verspottung aufzunehmen, wenn gleich der Geg-

ner ihrer Meinungen weit entfernt war, an ihre Person zu denken? Nie würdigte Friedrich Menschen zu Affen herab, um sich an ihren Possen zu belustigen: doch ließ er auch Leute zu seiner Gesellschaft zu, die bei mittelmäßigen Kenntnissen das Talent besaßen, ihn in seinen Erholungsstunden durch Wiz und muntere Laune angenehm zu unterhalten, ohne durch wahre Verdienste sich seine Achtung zu erwerben. Wer wird es dem großen Manne verargen, wenn er auch Thoren zu ertragen weiß? wer wird es ihm zum Verbrechen machen, wenn er sich der Gelegenheit bedient, die sie selber ihm darbieten, in einer heitern Gemüthsstimmung, sich über ihre Thorheiten zu belustigen?

Friedrich Wilhelms bekannte Abendgesellschaften waren, für diesen Fürsten und für seine Gäste, beinahe nichts mehr, als was für den gemeinen Bürger das Wirthshaus ist. Beim Bier und Tabak wurden hier Zeitungen gelesen, und politische Neuigkeiten erzählt und commentirt. Die Wissenschaften wurden verhöhnt, und diejenigen, die sich mit denselben beschäfftigten, verächtlich gemacht. Die Staatswirthschaft, worauf der Kö-

nig selbst das Gespräch bisweilen lenkte, machte das interessanteste Kapitel der Unterredung aus. Possenreisser und sogenannte Redner mußten die Leere ausfüllen, welche der Mangel an geistreicher Unterhaltung zurückließ. In diesen eines Fürsten so unwürdigen Zusammenkünften hatte Friedrich Wilhelm die Schwachheit, selbst über seine häuslichen Angelegenheiten sich bei andern Raths zu erholen; Niederträchtige gewannen hier sein Vertrauen, und wußten es durch die verderblichsten politischen Rathschläge zu ihrem Vortheile zu mißbrauchen. Hier wurde das Interesse des Hauses Oestreich besorgt; hier wurde das Mißverständniß, welches Leidenschaften und Staatsinteresse in der königlichen Familie erregt hatten, sorgfältig unterhalten und vermehrt, und die schrecklichen Auftritte zwischen dem Vater und seinem Kronprinzen großentheils vorbereitet. Dieser suchte indessen Trost und Rath in den Armen der Freundschaft, und fand, was er suchte. Kaiserling und Keith wurden seine Vertrauten, und der edle Suhm ward sein Freund.

Nach und nach erweiterte sich dieser Zirkel; freies Denken, feiner Wiz, gebildeter Geschmack,

Genie und Talente, mit wohlwollenden Gesinnungen verbunden, gaben auf den Eintritt in denselben Anspruch. Kein Angeber, kein Ränkemacher wurde hier geduldet. Keine Complotte wurden hier angesponnen, wohl aber kluge Maßregeln verabredet, um Friedrichs Bemühungen zur Ausbildung seines Geistes den Augen seines Vaters zu verbergen, und die wider ihn geschmiedeten Kabalen zu vereiteln. Keine Bacchanalien wurden hier gefeiert: anständige Fröhlichkeit wechselte mit ernsthaften Unterhaltungen ab; selbst bei den muntersten Scherzen sezte Friedrich selten die Regeln des Wohlstandes aus den Augen; und der Genuß des sinnlichen Vergnügens, dem er einen Theil seiner Jugendstunden weihte, ließ ihn seine Leiden, nie aber seine erhabne Bestimmung vergessen. Keine entnervende Ausschweifungen, keine Weiberliebe schwächte die Thätigkeit seines Geistes. Seine ersten Vertrauten wurden, theils durch frühe Gewöhnung an ihren Umgang, theils aus Erkenntlichkeit für geleistete Dienste, seine liebsten Gesellschafter; aber nie kannte er unter ihnen einen Günstling, der sich seines Herzens, der sich seiner Entschließun-

und Pesne mahlte, wo die Meisterstücke eines Corneille, eines Racine und eines Moliere auf der Bühne erschienen. Hier warf er sich ganz den Wissenschaften in die Arme, und versammlete alles, was Wissenschaften und Künste liebte, um sich her. Hier studirte er die Geschichte der großen Regenten und Helden, die er sich zur Nachahmung vorstellte, und weihte seine Nebenstunden der Poesie und der Tonkunst. Er besang den Ruhm, die Freundschaft und die Tugend. Die Flöte, worauf er ruhige, sanfte Empfindungen bezaubernd vortrug, ward sein Lieblingsinstrument; eine Wahl, die das günstige Vorurtheil von seinem gütigen, gefühlvollen Herzen bestätigte. Hier fing er seinen Briefwechsel mit einigen der vorzüglichsten Gelehrten Frankreichs an, und schrieb und dichtete selber in ihrer Sprache. Der Aufsaz, den er im Jahre 1736 über die Verhältnisse der Europäischen Staaten verfaßte, beweist hinlänglich, wie edel er bisher seine Zeit angelegt hatte, mit welchen wichtigen, eines künftigen Regenten würdigen Gegenständen er sich beschäfftigte.

Eben dieser Aufsaz enthält schon seine Ideen über die Pflichten eines guten Fürsten, welche er

nachher im geselligen Umgange und in Schriften so oft wiederholte, und durch seine ganze Regierung realisirte. — Dies ist, sagt er, der Irrthum der meisten Fürsten. Sie glauben, Gott habe, aus ganz besonderer Aufmerksamkeit für ihre Größe, ihre Glückseligkeit und ihren Stolz, ausdrücklich jene Menge von Menschen geschaffen, deren Wohl ihren Händen anvertraut ist, und ihre Unterthanen sein bloß zu Werkzeugen und Dienern ihrer unordentlichen Leidenschaften bestimmt. Sobald der Grundsaz, von dem man ausgeht, falsch ist, können die Folgen, zu denen derselbe hinführt, nicht anders als im höchsten Grade tadelhaft sein. Daher jene Sucht nach falschem Ruhm; daher jene brennende Begierde alles an sich zu reissen; daher die harten Auflagen, womit das Volk belastet wird; daher die Trägheit der Fürsten, ihr Stolz, ihre Ungerechtigkeit, ihr Mangel an menschlichen Empfindungen, ihre Tyrannei, und alle jene Laster, welche die menschliche Natur herabwürdigen. Wenn die Fürsten sich von diesen irrigen Vorstellungen losmachten, und auf den Zweck ihrer Einsezung zurückgehen wollten, so

würden sie einsehen, daß sie ihren Rang, auf den sie so eifersüchtig sind, daß sie ihre Erhebung allein den Völkern zu verdanken haben; daß die Tausende von Menschen, die ihrer Aufsicht sich anvertrauten, nicht die Sklaven eines einzigen Menschen sein wollten, nur um ihn furchtbarer und mächtiger zu machen; daß sie sich nicht einem Staatsbürger unterwarfen, um Märtyrer seines Eigensinnes zu sein, und seinen Launen zum Spiele zu dienen: sondern daß sie denjenigen aus ihrer Mitte wählten, den sie für den gerechtesten hielten, um sie zu regieren; für den Besten, um ihnen Vater zu sein; für den menschlichsten, um mit ihren Unfällen Mitleid zu haben, und ihnen Erleichterung zu verschaffen; für den tapfersten, um sie wider ihre Feinde zu vertheidigen; für den weisesten, um sie nicht in verheerende und verderbliche Kriege zu verwickeln; kurz, für den Mann, der am geschicktesten wäre, den gesammten Staat vorzustellen, und in dessen Person die höchste Gewalt den Gesezen und der Gerechtigkeitspflege Stärke geben, nicht zum Mittel dienen würde, ungestraft Verbrechen zu begehen und Tyrannei auszuüben.

Fände dieser Grundsaz bei den Fürsten Eingang, so würden sie alles anwenden, um die beiden Klippen zu vermeiden, welche von jeher den Umsturz der Reiche und die Umkehrung der Welt verursacht haben, einen ungemessenen Ehrgeiz, und die Vernachläßigung der öffentlichen Angelegenheiten. Anstatt immer Eroberungen zu entwerfen, würden diese Erdengötter sich bloß bestreben, das Glück ihrer Völker zu sichern; alle ihre Bemühungen würden dahin gehen, das Leiden der Unglücklichen zu lindern, und milde und zum Besten des Staates zu herrschen; ihre Wohlthaten müßten den Wunsch einflößen, zu ihren Unterthanen zu gehören; eine edle Nacheiferung müßte sie antreiben, einer den andern an Güte und Milde zu übertreffen; sie müßten einsehen, daß die wahre Ehre der Fürsten nicht darin bestehe, ihre Nachbarn zu unterdrücken, nicht darin, die Anzahl ihrer Sklaven zu vermehren; sondern darin, die Pflichten ihres Amtes zu erfüllen, und in allem der Absicht derer zu entsprechen, von denen sie mit der höchsten Gewalt und der höchsten Würde bekleidet wurden. Diese Monarchen sollten bedenken, daß

Ehrgeiz und eitle Ruhmsucht Fehler sind, die bei Privatleuten schwere Ahndung nach sich ziehen, und an einem Fürsten immer verabscheuet werden.

Anderer Seits würden sie, wenn sie ihre Pflichten beständig vor Augen hätten, ihre Geschäffte nicht vernachläßigen, als ob diese Bemühungen unter ihrer Würde wären: sie würden das Wohl ihres Volks nicht einem Minister überlassen, welcher verkauft, welcher ohne Talente sein kann, und fast immer weniger als der Herr bei dem öffentlichen Wohl interessirt ist. Die Fürsten würden selber über die Schritte ihrer Nachbarn wachen; sie würden die größte Aufmerksamkeit anwenden, um die Entwürfe derselben zu durchschauen, und ihren Unternehmungen zuvorzukommen; sie würden durch gute Verbündungen sich gegen die Politik jener unruhigen Köpfe verwahren, welche unaufhörlich alles an sich zu reissen suchen, und, dem Krebse gleich, alles, was sie berühren, anfressen und verzehren. Die Klugheit würde die von solchen Fürsten geknüpften Bündnisse und Freundschaftsbanden enger zusammenziehen; die Weisheit würde ihre Rathgeberin sein, und die Ab-

sichten ihrer Feinde vereiteln; sie würden eine anhaltende, und immer auf den öffentlichen Nuzen abzweckende Arbeit, dem trägen und wohllüstigen Leben der Höfe vorziehen.

Schande und Schmach ist es, seine Staaten zu verlieren; und Ungerechtigkeit und strafbare Raubsucht ist es, solche zu erobern, auf die man gar kein gegründetes Recht besizt. —

Diese Grundsäze waren es, die er nachher in seiner Widerlegung des Machiavel weiter entwickelte. Durch ihre Bekanntmachung verpflichtete er sich gleich beim Anfange seiner Regierung feierlich gegen seine Unterthanen; und er hielt sein Versprechen. Die erste Pflicht eines Königs, sagt er in dieser lezten Schrift, ist die, Gesezgeber, und die zweite, Krieger zu sein. Schon Friedrich Wilhelm hatte sich als den ersten Diener des Staates angesehen, und nach seinen besten Einsichten sich bemüht, seinen Auftrag zur Beförderung der öffentlichen Wohlfahrt zu erfüllen. Friedrich, ganz von dieser Wahrheit durchdrungen, bekannte sie öffentlich, ahmte alles Gute nach, was jener in seiner erhabnen Amtsführung verrichtet hatte, und suchte seine Fehler zu ver-

meiden. Friedrich Wilhelm dachte sich oft als Vater seiner Unterthanen, war ihnen aber auch gar zu oft ein eigensinniger und harter Vater. Wenn Friedrich sich als Vater seiner Unterthanen dachte, so war es bloß in Absicht auf die zärtliche Fürsorge für ihr Bestes, und auf die Milde in Bestrafung der Verbrechen. Nie sah er die Menschen als unmündige Kinder an, die selbst durch harten Zwang zum Guten, zur Erkenntniß ihres eignen Besten geführt werden müssen. Menschenrechte waren ihm heilig, und er verlezte sie nie anders als aus Irrthum, den er, so bald er ihn einsah, freimüthig bekannte. Jeder künftige Regent, dies war sein Ausspruch, muß früh lernen, seine Gewalt recht zu brauchen, aber auch nicht zu mißbrauchen. Es giebt Dinge, auf die ein Regent seine Macht nie ausdehnen soll, weil sie von Natur keiner menschlichen Gewalt unterworfen sind; hierunter gehören vorzüglich Religion und Liebe. Mit Recht erklärt einer unserer berühmtesten Schriftsteller diesen Gedanken für einen der erhabensten und wahrsten, den je ein Regent eines großen Reichs gedacht oder gesagt hat. Glücklich das Volk, dessen Regent

diesen Gedanken nicht bloß denkt oder sagt, sondern, wie Friedrich, ihn auch bei seiner Regierung zur Richtschnur nimmt.

Einer seiner ersten Kabinetsbefehle betraf die Gewissensfreiheit. Er erklärte sich den 22. Junius nach seiner Thronbesteigung: alle Religionen müßten geduldet werden; und bei entstandenen Streitigkeiten hätte der Fiscal nur darüber zu wachen, daß keine Religionspartei der andern Abbruch thäte: denn, sezte er hinzu, hier muß jeder nach seiner eignen Art selig werden. Im Anfange des folgenden Monats nahm er den Befehl seines Vorfahrs, wodurch in den Kirchengebräuchen der Lutheraner eigenmächtige Veränderungen waren gemacht worden, zurück. Von der Unschädlichkeit theoretischer Irrthümer überzeugt, war es ihm völlig gleichgültig, zu welcher Religion sich jemand bekennte, wenn er nur die Grundsäze einer reinen Moral befolgte, und als ein ruhiger Bürger lebte. Die Herrenhuter und Juden wurden unter seiner Regierung, nicht wegen religiöser Irrthümer, sondern aus politischen Absichten eingeschränkt, weil ihm jene als unruhige Köpfe und Proselytenmacher, und diese als un-

nüze und schädliche Mitglieder eines Staats vorgestellt waren. Seine tiefe Verachtung gegen die Geistlichkeit war auf die Unwissenheit, die Heuchelei, den Stolz, die Unduldsamkeit und die wenig gebildeten Sitten dieses Standes gegründet; aber nie ließ er diese Verachtung diejenigen Geistlichen fühlen, die sich, durch Redlichkeit, durch Wissenschaften und gute Sitten, vortheilhaft von ihren Amtsbrüdern auszeichneten. Als Gelehrte erwarben sie sich seine Schäzung, und als Prediger einer guten Sittenlehre, seine ganze Hochachtung. Ob er gleich selber jede übernatürliche Offenbarung aus inniger Ueberzeugung läugnete, so schäzte er doch jeden guten und nüzlichen Mann, dessen Ueberzeugung der seinigen entgegenstand; und nicht leicht entfuhr ihm in der Unterredung mit einem redlichen Bekenner der Religion eine Anmerkung, die ein zärtliches Gewissen hätte beleidigen können. Unter allen herrschenden Religionen hielt er die christliche für die nüzlichste im Staate. Er billigte und beförderte die Bemühungen einsichtsvoller Gottesgelehrten, dieselbe von spätern Zusäzen zu reinigen, und sie auf eine erhabne Sittenlehre zurückzuführen. Aber nie fiel es ihm ein, den

den Gemeinden, anstatt der Prediger, die sie selber zu ihren Lehrern wünschten, andre, wenn sie auch für vernünftiger galten, aufzudringen. Er freute sich, Aufklärung in seinen Staaten an die Stelle der stumpfen Bigotterie, des dummen Aberglaubens treten zu sehen; aber für offenbare Verlezung der Menschheitsrechte, für Entehrung der Vernunft und der Philosophie hielt er es, einen eingeführten Gottesdienst zu stören, oder Aufklärung mit Gewalt gegen den Irrthum geltend zu machen. Hier sein Glaubensbekenntniß über diesen Gegenstand, wie er es, auf Veranlassung einer in Frankreich wider einige leichtsinnige Stöhrer öffentlicher Religionsgebräuche erhobnen Verfolgung, dem Philosophen von Ferney mittheilte. — Ich, der ich weder Geld noch Priestersegen verlange, ich biete den Philosophen Freistäten an, wenn sie sich anders mit Mäßigung betragen, und sich so friedsam verhalten, wie es der schöne Name, womit sie sich schmücken, erfodert; denn alle die Wahrheiten, die sie lehren, zusammengenommen, sind nicht so viel werth, als die Seelenruhe, das einzige Gut, dessen die Menschen auf dem Sandkorne, das sie bewohnen, genießen

können. Ich, der ich raisonnire, ohne Enthusiast zu sein, ich wünschte, daß alle Menschen vernünftig, und besonders daß sie ruhig wären. Wir kennen die Verbrechen, wozu die Religionswuth die Menschen hingerissen hat; laßt uns ja nicht den Fanatismus in die Philosophie einführen. Sanftmuth und Mäßigung muß ihr Charakter sein; sie muß das traurige Ende eines jungen Menschen bedauern, welcher eine unsinnige Handlung begangen hat; sie muß die ausschweifende Strenge eines Gesezes zeigen, welches in den Zeiten der Roheit und Unwissenheit gemacht wurde: aber die Philosophie muß zu dergleichen Handlungen nicht aufmuntern, und die Richter nicht tadeln, die nicht anders sprechen durften, als sie gesprochen haben. Socrates betete die Götter seines Vaterlandes nicht an; und doch wohnte er den öffentlichen Opfern bei. Gassendi ging in die Messe, und Newton in die Predigt. Die Toleranz muß in einer Gesellschaft jedem die Freiheit sichern, alles zu glauben, was er will; aber diese Toleranz darf nicht so weit gehen, daß sie den frechen Muthwillen unbesonnener junger Menschen billige, welche das, was das Volk verehrt, kühn

mit Füßen treten. — Diese göttliche Toleranz, die, nach Friedrichs Bemerkung, einer zärtlichen Mutter gleich, die Staaten pflegt und blühend macht, beförderte unter seinem Zepter die innere Ruhe und den Wohlstand der Preußischen Länder; und seine Völker verehrten und liebten ihn, indeß gekrönte Andächtler, selbst in Ländern, wo noch finsterer Aberglaube herrschte, von dem vernünftigern Theile ihrer Unterthanen verachtet wurden, und umsonst durch religiöse Gaukeleien die Achtung und Liebe der übrigen zu erwerben suchten.

Die Preussen waren schon seit langen Zeiten an eine unumschränkte Herrschaft gewöhnt; und ihr Charakter hatte durch ihre Beherrscher verschiedne Modificationen erhalten. Das erste, was Friedrich zu thun hatte, wenn er den Zweck, seine Unterthanen zu beglücken, erreichen wollte, war, daß er eine neue Veränderung in ihrer Denkungsart und in ihren Sitten zu bewirken suchte, ohne das Eigenthümliche ihres Charakters zu verwischen, oder nur zu schwächen. Die Nation hatte unter Friedrich Wilhelm eine Rauhigkeit der Sitten angenommen, welche ihrer wissenschaftlichen

Ausbildung im Wege stand; und diese Ausbildung wollte der neue Regent befördern, um die Künste des Friedens unter ihnen blühen zu sehen, und an statt der rohen Spartanischen Tapferkeit eine athenienſische Kriegskunst einzuführen. Deswegen suchte er die Einwohner seiner Hauptstadt bald mit ausländischen Künsten und Vergnügungen bekannt zu machen. Sein Hofstaat war glänzend, aber bloß durch geschmackvolle Einrichtungen, nicht durch eine zahlreiche Dienerschaft, noch gothische Pracht. Zu seinen Gesellschaftern wählte er Männer von ausgebreiteten Kenntnissen und feinen Sitten. Es wurden Schauspiele gegeben, und öffentliche Lustbarkeiten angestellt, um die Brandenburger aus ihrem trägen Schlummer zu reissen, um ihnen an bessern Vergnügen, als sie bisher in rohen Gelagen gefunden hatten, Geschmack beizubringen, und um ihnen Gelegenheit zu geben, durch den Umgang mit Fremden, welche diese Vorstellungen herbeizogen, ihre Ideen zu erweitern, und ihre Sitten zu verfeinern.

Zu gleicher Zeit aber errichtete er neue Regimenter, und bereitete sich, die verlezte Ehre des Brandenburgischen Hauses zu retten, und seine

Staaten durch Eroberung der seinen Vorfahren entrissenen Schlesischen Provinzen zu erweitern. Karl VI. nahte sich seinem Ende; und es war leicht vorher zu sehen, daß seine Tochter Maria Theresia, troz der pragmatischen Sanction, die ihr die Oestreichischen Staaten sicherte, nicht lange in dem ruhigen Besize ihres Erbtheils bleiben würde. Bald trat der vorhergesehene Fall wirklich ein. Karl VI. starb; und Spanien, Baiern und Sachsen machten Ansprüche auf seine Verlassenschaft. Friedrich, entschlossen, seinem Hause einen wichtigen Zuwachs von Macht, und durch diese der Freiheit Deutschlands eine neue Stüze wider das allmächtig gewordene Oestreich zu verschaffen, wog die Wahrscheinlichkeit eines glüklichen Erfolgs gegen die Gefahren ab, denen er sich durch die Unternehmung eines solchen Krieges aussezen würde. Oestreich war, seiner großen Hülfsquellen ohngeachtet, in der schlimmsten Lage, worin sich ein Staat bei einem herannahenden Kriege nur befinden kann. Mit erschöpften Finanzen, mit einem ruinirten, und durch erlittene Niederlagen muthlos gewordenen Heere konnte eine junge, unerfahrne Fürstin, von Staatsdienern umringt,

deren jeder sein besonderes Interesse hatte, nicht hoffen, einem Feinde, der sie mit hinlänglichen Hülfsmitteln, und mit einem ungeschwächten Heere angriffe, lange die Spize zu bieten. Die Eifersucht, welche zwischen England und Frankreich herrschte, sicherte ihm in einer dieser Mächte einen Alliirten. Er hatte als Kurfürst seine Stimme zur Wahl des Kaisers zu geben. Er konnte sich, wegen seiner Ansprüche auf das Herzogthum Berg, mit Frankreich oder Oestreich vergleichen. Und endlich gab ihm die Revolution, welche sich nach dem Tode der Kaiserin Anna in Rußland ereignete, die gegründete Hoffnung, daß er von dieser Seite nichts würde zu befürchten haben. Der Gemahl der Rußischen Regentin, Anton Ulrich von Braunschweig, war mit ihm verschwägert.

Das Resultat dieser Ueberlegungen war, daß Friedrich es wagen durfte, seine Ansprüche auf Schlesien, welches seinen Staaten am nächsten lag, geltend zu machen; und der unsterbliche Ruhm, den er vor sich sah, trieb den jungen Fürsten aus dem Schoße der sanften Ruhe, für die er geboren schien, ins Schlachtfeld.

So folgte Friedrich dem Rufe der Ehre; aber er folgte ihm an der Hand der Klugheit, die oft die erfahrensten Regenten bei ihren Entwürfen zu großen Unternehmungen verläßt. So zog er das Erstaunen, die Bewunderung von ganz Europa auf sich, in einem Alter, wo die meisten Fürsten, mit nichts als glänzenden Kleinigkeiten beschäfftigt, oder in träge Weichlichkeit versunken, nichts grösseres kennen, als sich von Hofschranzen schmeicheln, und, von der ganzen Herrlichkeit ihres Hofes umgeben, von der unwissenden Menge anstaunen zu lassen. Friedrich erscheint, da er kaum den Thron bestiegen hat, als ein vollendeter König, als ein vollendeter Staatsmann, und geht jezt, auch die Lorbeern des Sieges zu ernten. Aber wird er auch vor dem Richterstuhle der unerbittlichen Moral bestehen, deren Ausspruch die Götter der Erde und die geringsten ihrer Unterthanen mit gleicher Strenge trifft? Betäubte Ruhmbegierde ihn nicht gegen die Stimme der Pflicht, die ihm gebot, das Blut seiner Völker zu schonen, und das Leben seiner Unterthanen, das er zu schüzen verbunden war, nicht leichtsinnig politischen Absichten aufzuopfern?

Politik ist die Moral der Staaten, und darf also den Grundsäzen der allgemeinen Sittenlehre nie widersprechen; wenn wir anders nicht behaupten wollen, tugendhaft zu sein gehöre bloß für Privatpersonen in ihren Verhältnissen als Menschen und Unterthanen betrachtet, den Staaten aber und ihren Repräsentanten sei es erlaubt, unmoralisch zu handeln. Keine Staatsraison kann je zur Uebertretung allgemeiner Menschenpflichten berechtigen. Aber unglücklicher Weise wurden diese einfachen Wahrheiten verkannt, seitdem große Staaten bestanden, seitdem in ihren Streitigkeiten nicht Recht, sondern Stärke entschied, seitdem durch Erbrecht und auswärtige Verbindungen das Interesse der Mächte so verwickelt geworden war. Ganz Europa ist jezt unter eine kleine Anzahl von Familien getheilt, an deren Zwistigkeiten die Völker wider ihren Willen Theil nehmen müssen; und Menschen werden, nach einer eingeführten Erbfolge, oder nach dem Inhalte alter Hausverträge, wie leblose Sachen, oder wie Zug- und Schlachtvieh vererbt. In Friedrichs Macht stand es nicht, die ungerechte Politik der Fürsten zu ändern, und die so lange

bestandenen, und allgemein für gültig anerkannten staatsrechtlichen Einrichtungen aufzuheben. Er hielt sich also für berechtigt, diese zu nüzen, um jener entgegen zu arbeiten. Nach dem Naturrechte wird es freilich die Vernunft nicht billigen, wenn Friedrich sich Schlesiens bemächtigte, ohne sich zu bekümmern, ob auch die Einwohner dieser Provinz eine solche Veränderung der Herrschaft verlangten. War sie vor Jahrhunderten theils durch offenbare Gewalt, theils durch erzwungene Verträge in den Besiz des Hauses Oestreich gekommen, so konnten doch die nachherigen Einwohner die ihren Vorfahren aufgedrungene Herrschaft sich gefallen lassen, und dadurch, daß sie unter derselben ferner ruhig zu leben wünschten, das, was zu Anfang bloße Anmaßung war, in Recht verwandeln. Und gestand Friedrich nicht selbst, daß die Regierung eines Landes kein Recht an sich, sondern ein von dem Volke den Fürsten aufgetragenes Amt sei, für dessen gewissenhafte Besorgung sie ihren Unterthanen verantwortlich sind? Aber Gründe, welche aus den damaligen Umständen, aus der herrschenden Politik, aus dem Charakter und dem Betragen der Staats

oberhäupter hergenommen waren, bestimmten ihn, ohne Rücksicht auf das Naturrecht, dessen heilige Grundsäze Fürsten und Völker vergessen zu haben schienen, nach einem eingeführten Völkerrechte zu handeln; so wie ein Richter oft wider seine eigne Empfindung nach einem den Regeln der natürlichen Billigkeit widerstreitenden Geseze spricht; freilich mit dem Unterschiede, daß dieser das Gesez auf Fälle anwendet, bei denen er kein unmittelbares Interesse hat, und die Ausführung desselben der ausübenden Macht überläßt, indeß Fürsten bei ihren Zwistigkeiten Richter und Parthei zugleich sind, und ihre eignen Aussprüche zur Ausführung bringen.

Gab es je nach dem Völkerrechte einen rechtmäßigen Eroberer, so war es Friedrich; und war je ein Fürst wegen der Absichten, die ihn bewogen, zu entschuldigen, wenn er, ohne durch offenbare Gewalt gezwungen zu sein, zu den Waffen griff, so ist gewiß er es, der diese Entschuldigung verdient. Brandenburgs Regenten waren für die dem Hause Oestreich geleisteten wichtigen Dienste fast immer mit Undank belohnt worden. Karl VI. hatte während seiner ganzen Regierung

bewiesen, wie wenig er geneigt war, das von seinen Vorfahren dem Hause Brandenburg zugefügte Unrecht wieder gut zu machen. Immer hatte er Friedrich Wilhelm zu seinen Absichten zu lenken gewußt, und ihn zur Belohnung mit eitlen Versprechungen hingehalten, die er nie zu erfüllen dachte. So hatte er von diesem ihm aufrichtig ergebnen Fürsten ein Hülfscorps von zehn tausend Mann wider die Franzosen erhalten, aber sich stolz geweigert, den Verpflichtungen, zu welchen er sich deswegen anheischig gemacht hatte, Genüge zu thun. So hatte Friedrich Wilhelm die pragmatische Sanction unter der Bedingung garantirt, daß ihm der Kaiser die Jülichische Erbfolge versichern sollte; und Karl, seines Versprechens uneingedenk, hatte sie dem Könige von Polen versichert. Oestreichs Politik in Absicht auf Deutschland ging beständig dahin, alle Deutsche Fürsten in sein Interesse zu ziehen, und keinen von ihnen mächtig genug werden zu lassen, daß er im Stande wäre, die Erweiterung der kaiserlichen Gewalt zum Nachtheil der Deutschen Reichsstände mit den Waffen in der Hand zu verhindern. Der Wiener Hof war besonders auf die zunehmende

Größe des Brandenburgischen Hauses desto eifersüchtiger, nachdem Leopold den, nach dem Oestreichischen Systeme, so unverzeihlichen Fehler begangen hatte, einem Fürsten dieses Hauses die Königskrone zu geben. Wirklich hatte Brandenburg, großentheils durch die Nachgiebigkeit seines lezten Regenten, viel von seiner Achtung in den Augen der übrigen Stände des Deutschen Reichs, und eben dadurch vieles von seinem Einflusse in die Angelegenheiten desselben verloren. Viele Deutsche Fürsten waren dem Hause Oestreich völlig ergeben, und andre, die, auf ihre eigne Größe eifersüchtig, keinen fremden Despotismus leiden wollten, waren durch verschiednes Interesse unter sich selber getrennt. Lauter Umstände, die die Absichten eines künftigen ehrgeizigen Regenten aus jener gefürchteten Familie nur zu sehr begünstigten. Eine der traurigsten Folgen, welche die kaiserliche Uebermacht für Deutschland gehabt hatte, war die Leichtigkeit, womit das Reich unter einem herrschsüchtigen Oberhaupte in blutige und langwierige Kriege verwickelt wurde. Friedrich war schon als einer der mächtigsten Reichsstände vorzüglich interessirt, Deutschlands

Ruhe und Freiheit gesichert zu sehen, und hatte auserdem eigne Beleidigungen zu rächen. Die Achtung, die ein Staat bei seinen Nachbarn genießt, hängt zu genau mit seinem Wohlstande, mit seiner ganzen Existenz zusammen, als daß ein Regent, wenn der Ruhm seines Volkes leidet, gleichgültig bleiben dürfte. Brandenburgs Monarch hielt es daher für nothwendig, und glaubte sich verpflichtet, die Ehre seiner Staaten zu retten. That er dies in dem günstigen Zeitpunkte nicht, der ihm gerade izt die beste Gelegenheit dazu darbot, so war es vielleicht auf immer um sein Ansehen geschehen, und die Schmach war desto größer, je höher der Rang war, den er, als König, unter den Deutschen Fürsten bekleidete. Die Zukunft zeigte ihm, bei den verwickelten Aussprüchen mehrerer Mächte, für die Ruhe seines Vaterlandes, ja unsers ganzen Welttheils, die schrecklichsten Aussichten. Diese aufzuklären hielt Friedrich, der izt die Mittel dazu in Händen hatte, für seine Pflicht. Ein kurzer glücklicher Krieg konnte ein langes unübersehbares Elend von der Menschheit abwenden. --- Vielleicht, sagt der edle Guibert bei dieser Gelegenheit, müssen die

Häupter der Nationen, selbst ohne von Ehrsucht getrieben zu sein, sich bisweilen erinnern, daß sie auf der Erde leben, daß sie über den gegenwärtigen Augenblick hinaus sehen sollen, und daß sie durch einen klug geführten glücklichen Krieg, welcher der Generation, zu der sie gehören, nur ein vorübergehendes Wehe bringen wird, der Nachkommenschaft Ströme von Blut und Thränen ersparen können. Aber was für Menschen müßten diese Häupter der Nationen sein, um so Gegenwart und Zukunft abzuwägen, und mit einer Zuversicht, die nur der Vorsehung anzugehören scheint, Hand an das Schicksal der Völker legen zu dürfen! Allein indeß ein König, wie Friedrich, welcher Genie und weise Mäßigung so glücklich in sich vereinigt, welcher auf das Ziel hinsieht, und es nie überschreitet, nur für die Erlangung einer hinlänglichen Macht kämpft, um die Ruhe seines Landes zu sichern, so bald er diese Macht erlangt hat, aufzuhören weiß, und dann Gewalt nicht weiter, als zur Erhaltung des Friedens anwendet: ergreifen im Gegentheil die übrigen Monarchen fast immer aus eitler Ruhmsucht die

Waffen, und tränken um übel verstandner Vortheile willen, oder weil sie den Intriguen und Leidenschaften derer, die sie umringen, nicht zu widerstehen wissen, die Erde mit Menschenblut. So würde uns, bei aller unserer Bewunderung für den König von Preußen, eine vernünftige Ueberlegung immer wünschen lassen, daß eine strenge, ja blinde Moral, allen Königen zur Richtschnur und zum Zügel dienen möchte, von der sie sich im Vertrauen auf ihre Einsichten niemals abzugehen erlaubten, da diese sie leicht irre führen, und das Unglück der Menschheit machen können. —

Fern sei es von uns, diese Gedanken unter die politischen Grillen zu zählen, oder Friedrich auf eine Art zu entschuldigen, welche zugleich die Verbrechen ehrgeiziger Eroberer gegen die Menschheit rechtfertigen würde. Aber laßt uns auch bedenken, daß der tugendhafteste Fürst, so lange nicht alle Oberhäupter der Staaten, mit denen er in nothwendigen Verhältnissen steht, sich an die Vorschriften einer strengen Moral gebunden glauben, zu Maßregeln gezwungen sein kann, welche bei dem ersten Anblick ungerecht und grau-

sam scheinen. Niemand ist durch irgend eine moralische Vorschrift verpflichtet, die Mittel zur Wiederherstellung seiner Ehre, bei deren Verlust er nichts großes, nichts nüzliches, nichts zur Beförderung seines Wohlstandes unternehmen kann, ungenüzt zu lassen. Diese Mittel sind für einen von ehrsüchtigen und mächtigen Nachbarn umgebnen Staat, die ihn immer mehr zu demüthigen, die sich immer auf seine Unkosten auszubreiten suchen, von denen er jeden Augenblick befürchten muß, in die verderblichsten Kriege verwickelt zu werden, -- die Waffen. Ist in einer Monarchie dem Fürsten die Entscheidung über die Nothwendigkeit und den gelegensten Zeitpunkt zu diesen gewaltsamen Maßregeln zu greifen, überlassen; so ist es ein Uebel, welches von der Unvollkommenheit der menschlichen Einrichtungen herkömmt, wenn der Staat durch den Irrthum seines Oberhauptes leidet. Friedrich irrte nicht, und erwarb sich den Ruhm, die Ehre seines Vaterlandes zu retten.

Ein Staat ist nicht für eine einzige Generation geschaffen; die Mitglieder desselben suchen nicht allein ihre eignen Rechte,

ihre eigne Freiheit, sie suchen auch die Rechte und die Freiheit ihrer Kinder, ihrer späten Nachkommen zu sichern; Natur und Menschheit machen es ihnen zur Pflicht. Gern versprüzt der wahre Staatsbürger sein Blut, um seinen Kindern Ruhe und Freiheit zum Erbtheil zu hinterlassen. Pflicht des Fürsten ist es also, dessen Händen die Unterthanen ihre theuersten Rechte anvertrauten, wenn er den Staat in Gefahr sieht, sein Heer zur Vertheidigung desselben aufzubieten, und ihn in eine solche Verfassung zu sezen, daß seine Ruhe und seine Unabhängigkeit noch auf künftige Zeitalter gesichert werde. Sind diese Grundsäze an sich wahr, so können sie dadurch, daß ehrgeizige Fürsten sie zur Beschönigung unerlaubter Absichten mißbrauchen, unmöglich falsch werden; und Brandenburgs grosser Regent ist an dem Blute, welches unglückliche Umstände und die falsche Politik eines stolzen Hofes ihn zu vergießen zwangen, unschuldig. Laßt uns noch hinzusezen, daß ein großer Theil der Einwohner Schlesiens, durch Religionszwang unglücklich, die Herrschaft eines protestantischen Fürsten wünschte; daß die übrigen, nicht sowohl

aus Kenntniß ihrer Rechte, als aus religiösen Vorurtheilen, an dem Oestreichischen Hause hingen, und bald ihren neuen Beherrscher, dessen weise Regierung ihnen glücklichere Tage versprach, segneten: und das Verhaßte, was sonst immer die Gewaltthätigkeiten eines Eroberers mit sich führen, wird den Eroberer Schlesiens nicht mehr treffen.

Friedrich hatte, ehe er seine große Unternehmung anfing, nicht allein die Umstände reiflich erwogen, welche dieselbe begünstigten; auch seine eignen Mittel hatte er überdacht, und sorgfältig vorbereitet. Sein Vater hatte ihm schuldenfreie Einkünfte, und einen Schaz von beinahe neun Millionen Thaler hinterlassen. Sein Heer, dessen Fußvolk vortrefflich war, und welches bei Friedrich Wilhelms Ableben aus sechs und siebenzig tausend Mann bestand, hatte er bis auf achtzig tausend vermehrt. Ohne sich mit Veränderung von Kleinigkeiten zu beschäfftigen, hatte er seine erste Aufmerksamkeit auf die Bildung und Verbesserung dieses Heers, und auf eine vollkommnere Einrichtung der Finanzen gewandt. Er hatte die Geschichte der größesten Feldherrn

älterer und neuer Zeiten studirt, und sich daraus die Grundsäze der Kriegskunst abgezogen. Sein Genie verrat, bei seinem Eintritte in die Heldenbahn, die Stelle der Erfahrung. Ehe noch Maria Theresia darauf denken kann, ihre Völker zu sammlen, ist er schon gerüstet. So kann er seinen Vorsaz ausführen, den Schauplaz des Krieges so weit als möglich von seinen eignen Staaten aufzuschlagen, und seine Armee aus den Hülfsquellen, die er in dem feindlichen Lande selbst aufsucht, zu unterhalten. Doch ehe er zu Thätlichkeiten schreitet, räth ihm seine weise Mäßigung, sich an die Königin von Ungarn und Böhmen zu wenden, ihr die Gerechtigkeit seiner Ansprüche vorzustellen, und ihr, wenn sie denselben durch Abtretung von Niederschlesien Genüge thun will, seine Hülfe zur Erhaltung ihres übrigen Erbtheils, und für ihren Gemahl, bei der künftigen Kaiserwahl, seine Stimme und seine Verwendung zu versprechen. Seine Foderungen werden abgewiesen; und nun rückt er mit sechzig tausend Mann in Schlesien ein. So schnell auch sein Entschluß gefaßt ist, so schnell er ihn ausführt, so zeigt er doch keine jugendliche Uebere-

lung. Er sieht die Nothwendigkeit, einem Feinde zuvorzukommen, der durch seine Zögerung Zeit gewinnen würde, seinen Fortschritten eine größere Macht entgegen zu sezen. So bald es die Jahrszeit erlaubt, sezt er seine Unternehmungen mit dem größten Nachdruck fort, und zwingt, um mehr Raum zu gewinnen, den feindlichen Feldherrn bei Molwiz zu einer Schlacht. Zwei Tage vor derselben nimmt er, im Fall er den Tod der Helden sterben sollte, von seinem Freunde Jordan schriftlich den zärtlichsten Abschied. Er zeigt bei diesem schrecklichen Schauspiel, dem er das erstemal beiwohnte, die Entschlossenheit, den Muth, die Unerschrockenheit eines erfahrnen Kriegers. Er ist selber, wo die Gefahr am dringendsten ist, überall gegenwärtig. Die Reuterei seines rechten Flügels wird von der stärkern und besser geübten Oestreichischen Cavallerie zweimal geworfen; und die Schlacht scheint, ohngeachtet der heldenmüthigen Tapferkeit seines Fußvolks, verloren. Friedrich bleibt standhaft; und erst nach wiederholten Bitten des Feldmarschalls von Schwerin entschließt er sich, das Schlachtfeld zu verlassen, um Veranstaltungen zum sichern Rück-

zuge seiner Armee zu treffen. Er erfuhr am Morgen des folgenden Tages den Sieg, den die Preußen, nachdem Schwerin zweimal war verwundet worden, errungen hatten, und eilte auf diese freudige Nachricht nach Molwiz zurück. Das Jahr darauf siegte er bei Csaslau, ohnerachtet sich seine Reuterei wiederum schlagen ließ, mit Hülfe seines tapfern Fußvolks, indeß die Feinde, durch zu heftiges Nachsezen und Plünderung seines Lagers, ihren Vortheil verloren. Diese beiden Feldzüge, welche die Eroberung Schlesiens und den Breslauer Frieden zu Folgen hatten, waren für ihn die erste praktische Schule des Krieges, den er bis dahin nur theoretisch kannte. Zwei glückliche Schlachten erhöhten seinen Muth und seinen Eifer für die Kriegskunst; und er wußte die Beobachtungen, die er gemacht hatte, aufs glücklichste anzuwenden.

Unabläßig bemühte er sich nun, die große Taktik zu vervollkommnen; die Reuterei wurde vermehrt und gebildet, und das ganze Heer war immer bereit, auf den ersten Wink ins Feld zu rücken.

In dem zweiten Schlesischen Kriege tritt er

schon als vollendeter Feldherr auf, der selber die besten Plane zu seinen Unternehmungen zu machen weiß. Unter seinen Augen und unter seiner Anführung siegt das Preußische Heer bei Hohenfriedberg; die Artillerie sucht der Oestreichischen den Vorzug streitig zu machen; die Reuterei wetteifert mit dem Fußvolke im Ruhme der Tapferkeit, und das Dragonerregiment von Baireuth erobert allein sieben und sechzig Fahnen.

Bei Soor wird er zu einer Schlacht gezwungen; aber er weiß seinen Fehler auf eine glänzende Art gut zu machen, und siegt. Dennoch war er nachher bescheiden genug, in seinen Anweisungen zur Kriegskunst seinen Offizieren freimüthig zu gestehen, bei Soor hätte er verdient geschlagen zu werden.

Der siebenjährige Krieg zeigte endlich der Welt in Friedrich ein Wunder von Heldengröße, vor dem die Thaten der Helden aller alten und neuen Zeiten verschwinden. Wer ist im Stande, selbst nur eine skizzirte Geschichte von diesem beispiellosen Kriege ohne innige Theilnehmung für den großen Mann zu lesen, der gegen so viele, so

mächtige Feinde, gegen so viele Streiche des Schicksals allein kämpfte, und den Sieg davon trug? Aber auch nur die starke Seele eines Friedrichs, seine Geistesgegenwart, sein Muth, seine Standhaftigkeit waren vermögend ein solches Wunder zu wirken. Nur ein Mann, der, mit tiefen Kriegskenntnissen ausgerüstet, an seiner Seite, unter seinen Augen focht, der ihn in allen den verschiednen Lagen, worin ihn das Kriegsglück versezte, handeln sah, und ein Vertrauter seiner Gedanken, seiner Empfindungen war, der alle Gefahren, alle glückliche und unglückliche Vorfälle mit ihm theilte, nur ein solcher Mann würde im Stande sein, von seinem ganzen Heldencharakter ein treffendes Bild zu entwerfen. Wir wollen hier nur einige von den hervorstechendsten Zügen bemerken, welche verschiedne verdiente Männer von ihm aufgefaßt haben, und welche aus der Geschichte seines kriegerischen Lebens überall hervorleuchten.

Friedrich war gewohnt, seine Plane mit Klugheit zu entwerfen, und mit Kühnheit und Schnelligkeit auszuführen. Die wichtigsten, gefährlichsten und entscheidendsten Unternehmungen ver-

traute er nie einem andern an, und er war ganz die Seele des Heers, an dessen Spize er selber stand. Ueberall suchte er dem Feinde zuvorzukommen, und durch einen unvermutheten Schlag das Vorhaben desselben zu vereiteln. Oft gewann er den feindlichen Heerführern Märsche ab, ehe diese noch das geringste von seinem Aufbruche erfahren hatten. Alle seine Bewegungen waren auf das genaueste berechnet. Niemand besaß vielleicht ein vortrefflicheres Augenmerk, als er, und wußte sicherer, als er, auf den ersten Anblick den vortheilhaftesten Ort zu einem Lager zu wählen. Die große Taktik, vermöge deren er ein Heer von vielen Tausenden auf einen Wink in Bewegung sezte, und durch die künstlichsten und mit der größten Leichtigkeit ins Werk gesezten Evolutionen seine Stellung zu verändern, die feindlichen Anführer zu überraschen, zu überlisten, ihre Fehler zu benüzen und die seinigen zu verbessern wußte, waren ganz sein Werk. Ohne militärische Vorurtheile, band er sich nie an eine eingeführte Gewohnheit, und wählte jedesmal diejenige Schlachtordnung, die ihm wegen des Terrains und der Stellung des Feindes die beste schien. Immer

thätig, immer seinen Zweck verfolgend, ließ er keine Gelegenheit, keinen Augenblick, wo ein Vortheil zu erhalten war, ungenüzt. Durch Temperament und Grundsäze gewohnt angreifend zu verfahren, wußte er, wenn es die Umstände erfoderten, auch bloß vertheidigungsweise Krieg zu führen. Durch die feinsten Kriegslisten wußte er, wenn seine Feinde ihn schon in ihrer Gewalt zu haben glaubten, ihren Nezen zu entgehen, und sie selbst in die Schlinge zu locken; und daher kam es, daß sie, wenn er bloß auf seiner Huth war, und kein entscheidendes Unternehmen wagte, selbst seine gezwungene Unthätigkeit geheimen Absichten zuschrieben. Er kannte den Dienst bis auf die geringsten Kleinigkeiten, bekümmerte sich aber um diese nicht weiter, als in so fern sie in das große Ganze nothwendig einwirken. Bei Anlegung seiner Magazine brauchte er immer die größte Vorsicht und Klugheit; sie waren immer die Grundlage seiner Operationen; die Zufuhr dauerte ununterbrochen fort; und in dem ganzen fürchterlichen Kriege, worin seine Lage so oft verzweifelt, und seine Rettung ein Wunder schien, fehlte es seinen Truppen auch nicht einen

einzigen Tag an Brodt. Die strengste Oekonomie brachte bei seinen Armeen einen Ueberfluß an allem Nothwendigen hervor. Hier sah man kein Heer von Commissarien, keinen Troß von Bedienten. Selbst die Proviantfuhren wurden von bewaffneten Soldaten besorgt, welche zugleich zur Fortbringung und zur Bedeckung der Zufuhr dienten. Seine Kriegskosten, welche während dieser sieben Jahre auf hundert fünf und zwanzig Millionen Thaler stiegen, wurden mit den ordentlichen Einkünften seiner eignen Staaten, mit dem, was er aus den feindlichen Ländern zog, und mit Englischen Subsidien bestritten. Die Münzveränderung, wozu er sich durch die äuserste Nothwendigkeit gezwungen glaubte, brachte ihm nur einen unbeträchtlichen Vortheil; und war sie nach Endigung des Krieges für seine eignen Länder von unglücklichen Folgen, so waren doch dieselben leichter zu tragen, und durch weise Mittel weniger schädlich zu machen, da die Einwohner durch keine Kriegssteuern ausgesogen waren, und keine Schulden die öffentlichen Einkünfte beschwerten. Friedrich theilte mit seinen geringsten Soldaten alle Beschwerlichkeiten des Krieges, und wo es

nöthig war, die größten Gefahren. Sein Leben war ihm nicht zu theuer, wo es auf die Rettung des Staats ankam. Dem Unglück sezte er eine unerschütterliche Standhaftigkeit entgegen; den Gefahren trozte er mit unerschrockenem Muthe; nie flößte das Glück ihm Stolz und Verwegenheit ein; und in keiner Lage verlor er die Gegenwart des Geistes. Bei aller Strenge der Kriegszucht, gewann er durch liebreiche Begegnungen die Herzen der gemeinsten Soldaten, welche ihn mit Du anredeten, und ihn ihren Frize nannten. Durch eine natürliche, nachdrucksvolle Beredsamkeit wußte er sich der Gemüther seiner Krieger unwiderstehlich zu bemeistern, und sie zu einem Muthe zu entflammen, der sie dem Tode in den fürchterlichsten Gestalten trozen ließ. Als er mit seiner bei Kolin geschlagenen Armee den Franzosen und Reichstruppen entgegenrückte, deren Macht beinahe um zwei Drittheile stärker als die seinige war, redete er seine Krieger so an: — Die Stunde ist gekommen, meine Freunde, da alles, was uns auf der Welt theuer sein soll, und theuer ist, von unsern Waffen und von unserm Verhalten abhängt. Die Zeit erlaubt mir nur wenig zu

sagen, und viele Worte wären auch unnöthig. Ihr wißt, keine Beschwerde, kein Hunger, keine Kälte, kein Wachen, keine Gefahr ist so groß gewesen, ich habe bisher alles mit euch getheilt; und hier seht ihr mich bereit, mein Leben mit euch, und für euch aufzuopfern. Laßt mich noch hinzusezen, nicht um euch durch Belohnung aufzumuntern, sondern um euch einen Beweis meiner Dankbarkeit zu geben, daß von izt an, bis ihr die Winterquartiere beziehen werdet, euer Sold verdoppelt sein soll. Nun haltet euch brav, und vertrauet auf Gott. — Nach dem Ueberfall bei Hochkirch ließ er, ehe er zur Befreiung von Neiß nach Schlesien aufbrach, seine Generale und Staabsoffiziere vor sich kommen. — Meine Herren, redete er sie an, Sie wissen, daß die Armee einen Ueberfall erlitten hat. Die Dunkelheit der Nacht war hieran schuld. Aber nun müssen Sie bedenken, wo wir izt stehen. Wir sind in der Oberlausiz. Unser Vermögen, unsere Weiber und unsere Kinder haben wir hinter uns; müssen wir noch einmal weichen, so ist dies alles verloren. Eine baldige Schlacht muß unvermeidlich erfolgen. Ich selbst will, ehe ich

weiche, mich lieber mit dem Reste meiner Armee begraben lassen. Ich vermuthe, jeder wird eben so denken; und wer nicht so denkt, melde sich sogleich; er kann augenblicklich nach Hause gehen. Ist etwa jemand unter Ihnen? — Den Abend vor der Schlacht bei Torgau ließ er seine Generale zu sich rufen. — Meine Herren, sagte er zu ihnen, ich habe Euch nicht in der Absicht versammlet, Euer Gutachten zu hören, sondern um Euch zu sagen, daß ich morgen den General Daun angreifen werde. Ich weiß, er hat eine gute Stellung, aber er ist auch in einem Sacke eingeschlossen; und wenn ich ihn schlage, so ist seine ganze Armee gefangen, oder wird in der Elbe ersäuft. Werden wir geschlagen, so gehen wir alle zu Grunde, und ich zuerst. Dieser Krieg dauert mir zu lange; er muß auch Euch langweilig sein. Wir wollen ihn morgen enden. Ziethen, ich gebe Euch den rechten Flügel meiner Armee. Eure Absicht muß sein, indem Ihr Euch rechts nach Torgau hinzieht, den Oestreichern den Rückzug abzuschneiden, wenn ich sie geschlagen, und von den Siptizer Höhen herunter geworfen habe. — Welchen Muth, welche

Nacheiferung, welches Vertrauen mußten solche Anreden von einem Könige, der selber an der Spize seiner Heere focht, der bei einer entscheidenden Gelegenheit versicherte, er würde überall selber zugegen sein, und die Tapfern von den Feigen zu unterscheiden wissen, in den Herzen seiner Krieger erwecken!

Aber so konnte, so durfte auch nur ein Fürst reden, der einen gerechten Krieg führte, und das Blut seiner Mitkämpfer zu schonen wußte. Nie sezte er sie ohne die äuserste Nothwendigkeit aus; und die Befehlshaber, die ihre Truppen, es sei nun zum Angriffe oder zum Rückzuge, so anzuführen wußten, daß sie, ohne ihren Zweck zu verfehlen, so wenig als möglich litten, konnten seines Beifalls und seines Lobes gewiß sein. Schon die Klugheit befahl ihm diese Schonung seiner Völker; aber noch mehr that es sein Herz. Nur Irrthum oder Bosheit konnte ihm den Vorwurf machen, daß er den Krieg liebte. Er war nie Krieger aus Neigung, sondern bloß aus Nothwendigkeit; und er ward Held und vollkommner Feldherr, weil sein inneres Gefühl ihm nie erlaubte, seine Pflicht nur halb zu thun, und sein

Genie ihn in Stand sezte, sie auf eine ausgezeichnete Weise zu erfüllen. Er ehrte die Kriegskunst, studirte sie mit unermüdetem Eifer, und trug unabläßig zu ihrer Vervollkommnung bei, weil er sie für das einzige Mittel hielt, die Ruhe der Staaten sicher zu stellen. Aber selbst im Getümmel der Schlacht, wo er so oft den Menschen ausziehen mußte, war es ihm nicht möglich, das Gefühl des Mitleids zu unterdrücken. Indeß er selbst sich den augenscheinlichsten Gefahren bloß stellte, ward er durch die Nachricht von dem Tode eines braven Offiziers, eines Anverwandten, der den Tod fürs Vaterland gestorben war, bis zu Thränen gerührt. Mit väterlicher Zärtlichkeit sorgte er für die gute Behandlung seiner Verwundeten, und strafte ohne Nachsicht, wenn ihr Leben durch Nachläßigkeit oder Unachtsamkeit in Gefahr gerieth. Chirurgische Verstümmelungen, wenn sie irgend konnten vermieden werden, waren ihm ein Greuel. Gefangene und verwundete Feinde nahmen mit seinen eignen unglücklichen Kriegern an seiner menschenfreundlichen Fürsorge gleichen Antheil, und genossen mit diesen gleiche Pflege. Er selber goß durch Zuspruch und Trost

Balsam in die Wunden des gefangenen Custine. Rührend ist in dem Munde eines solchen Kriegers die Versicherung, die er mehrmals wiederholte, er müsse als König und als Feldherr vieles thun, was er als Mensch bereuen möchte. Rührend und edel ist in seinem Munde der Ausruf, als er nach dem glänzenden, und in seiner Art einzigen Siege bei Leuthen, das Schlachtfeld überblickte: wann werden meine Leiden sich enden! Als kurz nach dieser Schlacht Breslau wieder in die Hände der Preußen fiel, suchte er die Kaiserin Königin durch ein eigenhändiges Schreiben zur Endigung des Krieges zu bewegen; ein Schreiben, welches seine erhabnen, menschenfreundlichen Gesinnungen mit der edelsten Einfalt so ganz ausdrückt, daß es in der Charakteristik Friedrichs, und sollte es auch noch so bekannt sein, nicht fehlen darf. — Ew. Majestät, so lautete es, hatten zwar einigen Vortheil in Schlesien erhalten, er war aber nicht von langer Dauer; und die lezte Schlacht ist mir wegen des vielen darin vergossenen Bluts noch schrecklich. Ich habe meinen Sieg genüzt, und Breslau eingenommen, und hoffe auch Schweid-

niz bald wieder in meiner Gewalt zu haben, so daß ich im Stande sein werde, in Böhmen und Mähren einzurücken. Ueberlegen Sie dieses, meine Cousine, lernen Sie einsehen, wem Sie sich vertrauen. Sie werden sehen, daß Sie Ihr Land ins Verderben stürzen, daß Sie an so vielem Blutvergießen schuld sind, und daß Sie den nicht überwinden können, der, hätten Sie ihn zum Freunde haben wollen, wie er Ihr naher Verwandter ist, in Verbindung mit Ihnen Europa hätte können zittern machen. Ich schreibe dies aus inniger Empfindung meines Herzens, und wünsche, daß es Eindruck machen möge. Wollen Sie aber die Sache aufs Aeuserste treiben, so werde ich alles versuchen, was mir meine Kräfte verstatten. Wenn Ihnen Ihre Bundesgenossen nach ihrer Schuldigkeit beistehen, so sehe ich voraus, daß es um mich geschehen sein wird. Das wird mich aber rechtfertigen, daß ich einen Mitkurfürsten von der Unterdrückung retten, daß ich zur Vergrößerung des Hauses Bourbon nichts beitragen wollte, und daß ich wider zwei Kaiserinnen und drei Könige kämpfen mußte. — Maria Theresiens Herz war ganz geschaffen, dem

edlen Betragen ihres großen Gegners Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und seinen menschenfreundlichen Auffoderungen zur Endigung eines so blutigen Krieges Gehör zu geben. Aber falsche politische Betrachtungen, der Stolz ihres Hauses, der Hochmuth und der Eigennuz ihrer Minister behielt die Oberhand; und noch fünf ganze Jahre lang floß Menschenblut in Strömen. Unglückliche Völker, von welchen Kleinigkeiten, von welchen verächtlichen Leidenschaften hängt oft, bei den besten Gesinnungen eurer Beherrscher, euer Schicksal ab! Friedrich bat, so lange ein feindseliges Geschick ihn verfolgte, nie um Frieden; er wußte, seine Bitten würden mit Verachtung zurück gewiesen werden. Aber dann, wenn das Glück ihm lächelte, wenn er von Klugheit, Standhaftigkeit und Muth unterstüzt, sich durch die schrecklichsten Gefahren empor gearbeitet hatte, und durch Umstände begünstigt, nun dem gewünschten Ziele nahe stand, dann bot er die Hand zur Versöhnung. Ist das das Betragen eines Mannes, der von Ruhmsucht getrieben, der aus grausamer Lust das Blut seiner Mitmenschen fließen zu sehen, in mörderische Schlachten eilt?

Nur ein einziges mal — doch auch ein einziger Zug von Grausamkeit würde seinen Charakter auf ewig beflecken — schien Friedrich alle Mäßigung vergessen, alles Mitgefühl für die Leiden der Menschheit unterdrückt zu haben. Vor der Schlacht bei Zorndorf gab er den schrecklichen Befehl, keinen Russen zu schonen, und er hatte alle Anstalten getroffen, das ganze feindliche Heer zu vernichten. Aber was für Feinde hatte er hier zu bekämpfen? Feinde, die mit mehr als thierischer Wuth seine Staaten verheert, Städte und Dörfer in Aschenhaufen verwandelt, unschuldige, friedliche Einwohner geplündert und zu Tausenden gemordet, und keines Alters, keines Geschlechts geschont hatten, Feinde, die durch berauschende Getränke erhizt, ins Feuer liefen und unter die Säbel stürzten, die leichter zu tödten, als zum Weichen zu bringen waren. Ueberall hatten sie greuelvolle Spuren ihrer Unthaten hinterlassen, und über verheerte Gefilde und rauchende Trümmern war Friedrich bis zu ihnen gedrungen. Ein solcher Anblick mußte seine Seele mit Abscheu erfüllen, mußte ihn zur Rache entflammen, mußte ihn wünschen lassen, durch Vernichtung dieser

Unmenschen, denen Schonung und Menschlichkeit im Kriege fremde war, seine Länder auf immer von ihnen zu befreien.

Er selber behandelte die feindlichen Länder mit aller möglichen Schonung; und legte er ihnen drückende Lasten auf, so geschah es bloß, weil er ohne diese gewaltsamen Mittel nicht im Stande war, seine Armeen zu unterhalten, und seinen Zweck, die Erkämpfung eines beglückenden Friedens, welcher für sie selber so erwünscht sein mußte, zu erreichen.

Mehrmals ist Friedrich wegen der strengen Kriegszucht, die er bei seinem Heere hielt, getadelt, ja der Grausamkeit beschuldigt worden: schon die Liebe seiner Krieger für ihn ist eine hinlängliche Widerlegung dieses Vorwurfs. Freilich wurden Menschen, denen an der Erhaltung des Staats und seiner Selbstständigkeit weniger gelegen war, als ihm, des beständigen Zwanges, dem sie im Felde ausgesezt waren, überdrüßig; aber folgt hieraus, daß dieser Zwang nicht nothwendig war? Was ist ein Heer ohne Kriegszucht? Was kann ein Feldherr mit einem rohen Menschenhaufen, der nicht an die strengste Subordination gewöhnt,

durch Furcht vor Strafen zur pünktlichen Erfüllung seiner Pflichten angehalten und von Ausschweifungen abgeschreckt wird, nüzliches und grosses verrichten? Wie ist es ohne diese strenge Kriegszucht möglich, ungebildete Menschen, deren ordentliches Handwerk im Felde in Gewaltthätigkeiten besteht, die so oft das Blut ihrer Brüder fließen sehen, die die schreckliche Verbindlichkeit auf sich haben, das Blut ihrer Brüder zu vergießen, wie ist es anders als durch die äuserste Strenge möglich, sie von unmenschlichen Verbrechen gegen Ueberwundene, gegen unschuldige Unterthanen einer feindlichen Macht zurück zu schrecken? Gerade dieser Kriegszucht hatte Friedrich die Ausführung seiner glänzendsten Thaten zu verdanken, durch die er die Bewunderung der Welt auf sich zog, und den Preußischen Namen bei den entferntesten Nationen verherrlichte. Militärische Strafen müßen nothwendig härter als bürgerliche Strafen sein, weil militärische Verbrechen, so wohl wegen des Beispiels als der Folgen, die sie nach sich ziehen, gefährlicher als bürgerliche Verbrechen sind. Hart ahndete daher Friedrich bei seinem Heere alle Vergehungen im Dienste, alle Gewaltthätigkeiten,

die auser den Gränzen des rechtmäßigen Angriffs der rechtmäßigen Vertheidigung, gegen einen bewaffneten Feind begangen wurden. Und dennoch gingen bei diesem Heere manche im Kriege unvermeidliche Ausschweifungen vor, welche jezt noch ungerechter Weise ihm, dem menschlichsten Krieger aufgebürdet werden; und seine Befehle wurden bei Eintreibung der Contributionen bisweilen mit einer Härte vollstreckt, die sein Herz nie gebilligt hätte. Auch als Feldherr beobachtete er den Grundsaz, den er als König befolgte, Verbrechen zu verhüten, um sie nicht ahnden zu dürfen. Auser der Strenge der Kriegszucht, brauchte er zur Erreichung dieses Zweckes noch zwei große Mittel, Religion und Ehre. Die Feldprediger mußten ihren Zuhörern die gewissenhafte Beobachtung ihrer Pflichten, Verehrung gegen Gott und Vertrauen auf seine Vorsehung, Gehorsam gegen ihren König und ihre Befehlshaber, und Liebe für das Vaterland, Muth im Kampf und Verachtung des Todes, Schonung gegen Ueberwundne und Gerechtigkeit und Menschenliebe gegen den friedlichen Bürger und Landmann predigen. Den Ehrtrieb suchte er auf alle Weise, nicht bloß bei den Offizieren, sondern auch bei den Ge-

meinen anzuflammen. Feigheit oder Versäumung der Pflicht wurde durch Bezeugung seines Mißfallens, durch Degradationen, durch Abnehmung gewisser Unterscheidungszeichen des Kriegsmannes *), durch entehrende Abdankung bestraft.

---

*) Wer die Geschichte des siebenjährigen Krieges kennt, erinnert sich hier ohne Zweifel an die Demüthigung, welche im Jahr 1760 das Regiment von Bernburg erfuhr, welches in den Laufgräben vor Dresden, bei einem wüthenden Ausfalle der Belagerten, der Uebermacht gewichen war. Die Gerechtigkeit fodert es, von dem Ruhme eines braven Regiments einen Fleck abzuwischen, der demselben, ohngeachtet seines nachherigen ausgezeichneten Verhaltens, in den Augen des Publicums desto nachtheiliger sein mußte, da es von einem Monarchen beschimpft wurde, der so gut wußte, was Krieger leisten können, und mit Vorsaz nie ungerechte Strafen verhängte. Wir wollen dieses mit den Worten des Herrn von Archenholz thun. „Die Strafe, sagt er in seiner Ge„schichte des siebenjährigen Krieges, war in den „Preußischen Kriegsannalen beispiellos. Die gemei„nen Soldaten mußten ihre Seitengewehre, und die „Unteroffiziere sowohl als die Offiziere ihre Huttres„sen ablegen. Beides war sehr entbehrlich; der Sol-

So entfernte Friedrich unnüze und schädliche Menschen aus seinem Heere, und wußte, als Menschenkenner, selbst Vorurtheile zu nüzen, um solche, die den Ruf der Pflicht überhörten, aus ihrem Schlummer zu wecken, und durch das Ge-

---

„dat marschirte leichter, und der Offizier vermißte „kaum diese fehlende Zierde an seiner Uniform. Indessen war es als Abzeichen hinreichend, bei ehrgeizigen Kriegern die größte Wirkung zu erzeugen. „Das Regiment, das, von dem berühmten Fürsten „Leopold von Dessau selbst gebildet, nicht selten Proben von Tapferkeit und guter Kriegsdisciplin gegeben hatte, wurde aufs tiefste gebeugt. Fast alle „Offiziere desselben, reiche und arme, überzeugt, nach „den Umständen ihre Pflicht gethan zu haben, verlangten ihren Abschied, der ihnen jedoch sämmtlich „verweigert wurde.“ — Vielleicht foderte Friedrich zu viel von einem Regimente, welches ihn durch sein bisheriges Verhalten zu den höchsten Erwartungen berechtigt hatte, und ahndete eben deswegen, nach dem Ausdruck des eben angeführten Geschichtschreibers, an demselben die Unfälle, die er bei der Belagerung von Dresden erlitt. Bald darauf zeigten diese gedemüthigten Krieger in der Schlacht bei Ligniz eine Tapferkeit, die ans Wunderbare gränzte, „erhielten noch den

fühl der Schande, in Seelen, die für keine andre Eindrücke als für die der Furcht empfänglich schienen, die edelste Nacheiferung, den höchsten Enthusiasmus für Kriegsruhm zu erregen. Er wußte aber auch nicht weniger zweckmäßig zu belohnen als zu bestrafen; und er sah bei Ertheilung derselben besonders dahin, daß sie durch allzugemein werdende Auszeichnungen ihren Zweck nicht verfehlen möchten. Nach errungenen wichtigen Vortheilen dankte er seinen Truppen für die bewiesene Treue und Tapferkeit; und Regimentern, die sich besonders hervorgethan hatten, gestand er ehrenvolle Vorzüge zu, und gab ihnen, wenn sie es bisweilen am wenigsten erwarteten, durch schmeichelhafte Aeuserungen sein Wohlgefallen zu erkennen. Wenn ich Soldaten sehen will, sagte er einst, indem er vor dem Regimente von Forcade vorbeiritt, muß ich dieses Regiment sehen. Das Dragonerregiment Baireuth versicherte er schriftlich,

---

„nämlichen Tag die entzogenen militärischen Waffen „und Zierathen wieder, und Friedrich machte selbst „bei der Parole die völlige Begnadigung desselben bei „der ganzen Armee bekannt."

indem er alle Offiziere desselben, die bei Hohenfriedberg gefochten hatten, namentlich nannte, seiner Zufriedenheit, seiner vorzüglichen Achtung, und seiner Dankbarkeit. Zum ewigen Zeichen seiner Erkenntlichkeit, dies waren seine Ausdrücke, gab er diesem Regimente ein neues Siegel, welches an diesen merkwürdigen Tag erinnern sollte, nebst dem Rechte, den Grenadiermarsch, und auf seinen Pauken den Cüraſſiermarsch schlagen zu lassen. Der General von Geßler, und der Oberste Chazot wurden für ihre bewiesene Einsicht und Tapferkeit durch die Erlaubniß belohnt, den Namen Friedberg und die Ziffern 20 und 67, welche die Zahl der besiegten Bataillone und der eroberten Fahnen ausdrückten, in ihrem Wappenschilde zu führen.

War es Wunder, wenn Friedrich von seinen Kriegern verehrt, gefürchtet und geliebt wurde? War es Wunder, wenn in seinem Heere alles wetteiferte, seine Pflicht zu erfüllen, und, wo möglich, noch mehr zu thun, als die Pflicht erfoderte? Offiziere und Soldaten gingen, im Vertrauen auf die Weisheit seiner Dispositionen, auf seine Menschlichkeit, welche sie nie ohne die wich-

tigsten Gründe Gefahren bloß stellte, durch sein Beispiel angefeuert, und von edler Begierde nach Ruhm beseelt, einem augenscheinlichen Tode entgegen, griffen den Feind in seinen fürchterlichsten Verschanzungen an, und erkletterten Berge, von deren Gipfeln eherne Feuerschlünde von allen Seiten Tod und Verderben sprühten. Keine Mühseligkeiten, keine Kälte, kein Wachen, keine abmattende Märsche, nichts ward ihnen zu schwer, indem Friedrich alles mit ihnen theilte. Er allein hatte gegen fünf mächtige Feinde zu kämpfen, die ihm nicht an Tausenden, die ihm an mehrern Hunderttausenden überlegen waren, und ihn mit diesen Hunderttausenden von allen Seiten angriffen. Bei seinen Entwürfen übersah er immer den großen Kampfplaz, welcher an Ausdehnung ganz Deutschland übertraf, mit Einem Blicke; und sein Geist wirkte von einem Ende desselben bis zum andern. Bei keiner seiner gewonnenen Schlachten war seine Macht der feindlichen gleich; ja seine Heere waren bisweilen um mehr als die Hälfte schwächer. Seine Truppen bewiesen einen Heldenmuth, den bis dahin nur Republikaner gezeigt hatten. Schwache Corps hielten durch ihren entschlossenen

Widerstand ganze Armeen auf, und Kriegsschaaren von einigen hundert Mann schlugen sich durch Tausende von Feinden durch.

Unter einem solchen Heerführer mußten sich nothwendig die größten Feldherrn bilden; und Friedrich wußte ihre Talente einzusehen, zu schäzen, zu brauchen und zu belohnen. Heinrich, Seydliz, Schwerin, ein Fürst von Anhalt, Winterfeld, Kleist, Keith, Möllendorf, Saldern, Ziethen, welche Namen! Friedrich verewigte sie nachher in seiner Geschichte, und ließ dankbar vieren seiner gefallenen Kampfgenossen in seiner Hauptstadt Bildsäulen sezen.

Die späteste Nachwelt wird Friedrichs Thaten staunend bewundern, und unter den Heldennamen den seinigen als den ersten nennen. Herrscher der Völker, lernt von Friedrich, daß der höchste Ruhm eines Fürsten darin besteht, seine Unterthanen mit Weisheit zu regieren, und muthig zu vertheidigen. Aber nie müße eitle Ruhmsucht euch spornen, nie Habsucht euch reizen, die blühende Jugend des Landes, zu dessen Schuz ihr da seid, in mörderischen Schlachten dem Dämon des Krieges zu opfern. Kein Krieg ist gerecht,

der nicht zur Vertheidigung, der nicht zur Rettung der Ehre des Vaterlandes geführt wird; und nur der Fürst kann sich den dauernden Ruhm eines Helden erwerben, der mit Einsicht, Klugheit und Muth, nicht zur Vergrößerung seiner eignen Macht, sondern für das Wohl seiner Unterthanen ficht. Doch gesezt, eure Zeitgenossen rechneten eure ungerechten Kriege, eure unrechtmäßigen Eroberungen aus Irrthum oder Schmeichelei unter die Heldenthaten, so wird das Urtheil der aufgeklärten, durch kein gegenwärtiges Interesse bestochenen Nachwelt euch strenger richten. Und endlich, wer darf es wagen, Friedrichs Heldenruhm erreichen, ihm zur Seite stehen zu wollen? Um als Held ihm gleich zu sein, müßte ein Fürst mit ihm gerade in demselbigen Verhältnisse in Absicht auf Macht und Hülfsquellen gegen seine Feinde stehen, gerade dieselbigen Hindernisse zu übersteigen, dieselbigen Unglücksfälle zu bekämpfen haben, so oft wie er in verzweiflungsvolle Lagen, von aller fremden Hülfe verlassen, an den Rand des Verderbens gebracht werden, um sich durch eigne Kraft, zum Erstaunen seiner Freunde und seiner Feinde, empor zu kämpfen, und dann,

nach langem Kampfe mit heiterer Stirn um sich her zu schauen, wie ein zum Himmel empor ragender Fels, das Haupt von Sonnenstrahlen umglänzt, die Wogen des tobenden Oceans an seinem Fuße sich ebnen sieht. Ist wohl die geringste Wahrscheinlichkeit da, daß in mehrern Jahrtausenden eben diese Umstände wieder zusammentreffen werden? Und wenn sie zusammenträfen, welch ein Geist gehört dazu, um sie, wie Friedrich, zu nüzen! wie Friedrich, dessen große Seele, zu stark, um den Stürmen des Unglücks zu weichen, selbst dann, wenn jede Rettung unmöglich schien, noch Mittel zu finden wußte, dem nahen Untergange zuvor zu kommen, selbst die drohendsten Ereignisse zu seinem Vortheile zu lenken, durch kluge Kühnheit die Lage der Dinge zu verändern, und unter den Schlägen des Schicksals, denen jede schwächere Seele erlegen wäre, sich mit neuer Kraft zu erheben! Wer würde es wagen, unter dem Zusammentreffen solcher Umstände Friedrichs Heldenbahn zu durchlaufen? Und ist es der Mühe werth nach Heldenruhm zu streben, um auf der Liste glücklicher Krieger so tief unter dem ersten der Helden zu stehen? Fürsten, noch Ein

Weg ist euch übrig, um eine edle Ruhmbegierde zu befriedigen, um Friedrich, das Muster der Könige zu erreichen, ja, wenn ihr ganz eure Bestimmung erfüllen wollt, vielleicht noch zu übertreffen. Er hat euch selber diesen Weg zum unsterblichen Ruhme vorgezeichnet. Sucht ihn in der friedlichen Regierung seiner Staaten nachzuahmen. Sucht durch eine weise Gesezgebung, durch Verbannung der Chikane aus euren Gerichtshöfen, durch Beförderung der Aufklärung, der Künste und der Wissenschaften, durch Ermunterung des Ackerbaues und der Handlung, durch Einführung nüzlicher Manufacturen und Gewerbe, durch Unterstüzung des Genies und des Kunstfleißes, eure Länder blühend und eure Völker glücklich zu machen. Eifert ihm in seiner Thätigkeit nach, und bedenkt, was er so oft euch wiederholte, daß eure Unterthanen nicht um eurentwillen geschaffen sind, daß ihr für eure Unterthanen da seid. Ehrt ihre Menschen- und Bürgerrechte, und braucht die euch verliehene Gewalt, diese geheiligten Rechte zu schüzen, nie sie zu unterdrücken. Gebt euren Völkern, die durch die Barbarei der vorigen Zeiten, durch Ueberlistung

und Gewalt, die Sklaven ihrer Beherrscher wurden, die verlorne Freiheit wieder. Sie werden euch segnen; eure Gewalt wird desto geehrter sein, jemehr sie bloß auf die Möglichkeit Gutes zu thun beschränkt ist; eure Befehle werden desto williger befolgt werden, je weiter sie von aller Willkühr entfernt sind; und eure Nachbarn werden es desto weniger wagen euch anzugreifen, je fester durch übereinstimmenden Willen Fürsten und Volk mit einander vereinigt sind.

Friedrich erbte von seinem Vater einen unumschränkt monarchischen Staat, in welchem die gesezgebende und die ausübende Gewalt ganz dem Fürsten gehörte. So verschieden auch die Gewohnheitsrechte und Statuten in den verschiednen Provinzen waren, so hing doch überall die Entscheidung der wichtigsten öffentlichen Angelegenheiten von dem bloßen Willen des Fürsten ab. Von den Rechten der Landesstände war, in den Gutachten, die sie auf Erfordern des Landesherrn geben durften, nichts als ein Schatten übrig. Einige dieser Landesstände waren seit langer Zeit gar nicht zusammen berufen worden; Friedrich stellte aus eigner Bewegung ihre Versammlungen wie-

der her. Nicht bloß um seinen Unterthanen die Regierungsform, unter der sie lebten, annehmlicher zu machen, oder wohl gar, wie ein Volkaire zu verstehen giebt, um sich selbst zu rechtfertigen, wenn er, als Philosoph, unumschränkt regierte, sondern aus inniger Ueberzeugung behauptete er, eine absolut monarchische Regierungsform sei unter einem guten Fürsten die beste, und nur unter einem schlechten Regenten die schlimmste von allen. Kein Monarch, dem es um eine despotische Gewalt zu thun ist, macht in Absicht auf Güterbesiz, dessen Rechtmäßigkeit die Regierung ihren Unterthanen ansicht, das Jahr, da er den Thron bestieg, zum Entscheidungsjahre, indeß er die Gewalt in Händen hat, durch einen Machtspruch zum Vortheil seiner Domainen zu entscheiden; verordnet, daß die Gerichtshöfe, wenn der Landesherr mit seinen Unterthanen rechtet, in zweifelhaften Fällen wider den ersten entscheiden sollen; oder erklärt den öffentlichen Schaz feierlich für ein Eigenthum des Staats. In der Lage, worin sich der Brandenburgische Staat bei seinem Regierungsantritte befand, bei der militärischen Einrichtung, dieer hatte, und die er behalten

mußte, wenn er sich unter seinem neuen Regenten zu dem nothwendigen Grade von Macht und Ansehen erheben sollte, um seine Selbstständigkeit zu behaupten, und in den Europäischen Angelegenheiten zu entscheiden, in dieser Lage und bei dieser Einrichtung wäre es unweise gewesen, wenn Friedrich auf eine Umwandlung der Regierungsform hätte denken wollen. Der Philosoph auf dem Throne sucht den Staat, den er zu regieren berufen ist, nicht nach abstracten Ideen über Regierungsformen zu modeln, sondern ihn so zu beherrschen, daß er unter der bestehenden Einrichtung so glücklich als möglich, und zu künftigen Verbesserungen allmälig vorbereitet werde. Friedrich baute auf dem Grunde, den sein Vater gelegt hatte, fort, und wandte, anstatt das Staatsgebäude zu e rsüttern, die eifrigsten Bemühungen, die überdachtesten Mittel an, es in allen seinen Theilen zu vervollkommnen. Nur so konnte er seinen erhabnen Zweck erreichen.

Seine Regierung war gerecht, weise, thätig, nachdrucksvoll und menschlich. Eine gute Einrichtung seiner Finanzen, und die Beobachtung einer strengen Oekonomie, die Vermehrung seiner

Kriegsmacht, und die Bildung seines Heers, die Beförderung des öffentlichen Wohlstandes durch vermehrte Bevölkerung, Ackerbau, Handel und Manufacturen, und die Einführung einer unpartheiischen Gerechtigkeitspflege, dies waren die Hauptgegenstände, worauf er gleich bei seiner Thronbesteigung seine ganze Aufmerksamkeit wandte, und die er während seinem langen Regentenleben nie aus den Augen verlor.

Die Rechte des Menschen und des Bürgers waren ihm über alles heilig, und sie mußten es einem Fürsten sein, der seine größte Ehre darin sezte, nicht über Sklaven, sondern über freie Menschen zu regieren. Um nie ungerecht zu sein, band er sich selber durch die weise Verordnung die Hände, daß jeder Machtspruch, den er etwa thun könnte, für erschlichen angesehen werden und ohne alle gesezliche Wirkung sein sollte; und bei mehrern Gelegenheiten erklärte er ausdrücklich, daß er alle Machtsprüche verabscheute. Nie, sagte er, *) muß

---

*) In dem Versuche über die Regierungsformen; von 1780.

Gewaltthätigkeit an die Stelle der Gesetze treten; und es ist besser, daß ein Monarch zu gelinde als zu strenge sei. Regierte er sein Land gewissermaßen durch Cabinetsbefehle, so nahm er bei diesen beständig auf die Beobachtung der strengsten Gerechtigkeit Bedacht; und bei wichtigen Fällen gab er keine neue Verordnung, ohne vorher von seinen Staats- und Landescollegien ihr Gutachten zu verlangen, wobei er ihnen besonders vorschrieb, auf Recht und Billigkeit zu sehen. In Sachen, die ihn selber betrafen, wich er nie von diesen Vorschriften, die er von andern befolgt wünschte, im geringsten. Ein Beispiel, welches ihn ganz von dieser edlen Seite schildert, sei zum Beweise genug. Eine arme Frau, welche sich standhaft weigerte, dem Könige ihr kleines ererbtes Haus um irgend einen Preis zu verkaufen, hinderte ihn, die Allee zum Haupteingange von Sanssouci nach einer geraden Richtung anlegen zu lassen. Sein Wunsch war erfüllt, wenn er die Besizerin dieses Hause zum Verkaufe zwang; er konnte dieses mit einem Scheine des Rechtes thun, wenn er ihr den Werth desselben mehrfach ersezte, oder ihr eine bessere Wohnung auf einer andern Stelle bauen ließ.

Einer seiner Gesellschafter erklärte ihn hierzu für berechtigt. Nein, sagte d'Argens lebhaft, die Könige dürfen niemanden, selbst gegen bessern Ersaz, mit Gewalt das Seinige nehmen; sonst könnte ein solches Recht bald von dem Hause auch auf die Gattin und die Tochter eines Mannes angewandt werden, wo offenbar der mehrere Werth am Gelde das Verlorne nicht ersezen würde. D'Argens hat Recht, entschied der König; und der Uebelstand, den ein Winkel in dieser Allee macht, wird noch lange an die Gerechtigkeitsliebe Friedrichs erinnern. Von einem Fürsten, der bei einer Gelegenheit, die ihn selber betrifft, und wo er, ohne Aufsehen zu machen, gewaltthätig verfahren konnte, den Regeln der Gerechtigkeit treu bleibt, läßt sich keine andre als gerechte Regierung erwarten; und wir müßten von derselben überzeugt sein, wenn auch ganz Europa, über der Bewunderung seiner Heldenthaten, die Gerechtigkeit, die erste Eigenschaft eines guten Königs an ihm übersehen hätte. Er selbst erkannte sie dafür, wenn er unter den Pflichten eines Fürsten immer der Gerechtigkeit den ersten Plaz anwies. Die Staatsbürger hatten, nach seiner Ueberzeugung — möchte dies doch die

Ueberzeugung aller Völkerbeherrscher sein! — bloß wegen der Dienste, die sie von ihm erwarteten, einem ihres Gleichen den höchsten Rang übertragen. Diese Dienste bestehen darin, daß er die Geseze handhaben, über die Verwaltung der Gerechtigkeit sorgfältig wachen, sich aus allen Kräften dem Sittenverderbnisse widersezen, und den Staat gegen seine Feinde vertheidigen soll. Er ist, als der erste Diener des Staats, verbunden, redlich, weise und völlig uneigennüzig zu handeln, als ob er jeden Augenblick den Bürgern des Staates von seiner Verwaltung Rechenschaft abzulegen hätte. Strafbar ist er also, wenn er das Geld des Volkes, den Ertrag der Auflagen, zum Luxus, zu eitler Pracht, zu Ausschweifungen verschwendet. *) Daher die genaue Beobachtung des Grundsazes, den schon sein Vater eingeführt hatte, die Staatsauflagen nie zu vervielfältigen. Daher die Gewissenhaftigkeit, die Rechte seiner verschiednen Provinzen nie zu kränken. Daher die Sparsamkeit mit den öffentlichen Geldern, von denen er nicht mehr als zwei hundert und zwanzig tausend Thaler jähr-

*) Versuch über die Regierungsformen.

lich für sich bestimmte; eine Summe, die er nicht einmal aufwandte, wenn das Staatswohl mehr als die gewöhnlichen Ausgaben nothwendig machte. Daher sein Abscheu vor jenen Verschwendungen, welche von Unwissenden und von hungrigen Schmeichlern mit den Namen königliche Freigebigkeit, königliche Großmuth beehrt werden. Ein Monarch, sagt Friedrich, *) wenn er von der eines Fürsten würdigen Freigebigkeit redet, ein Monarch ist dem Staate von der Anwendung der öffentlichen Gelder Rechenschaft schuldig: einen Theil derselben muß er zur Behauptung seines Ranges bestimmen; das Uebrige muß er dazu anwenden, Verdienste um den Staat und die Gesellschaft zu belohnen, den Staat durch seine Spenden reich zu machen. Er muß die Armen nicht drücken, um die Reichen zu mästen; er muß keine Summen achten, um dem öffentlichen Elende zu Hülfe zu kommen, die Leiden der Unglücklichen von jeder Klasse und von jedem Stande lindern, bei allem, was den ganzen Staatskörper interessirt, sich glänzend zeigen, und bei seinen Ausgaben sich kei-

*) In den Brandenburgischen Denkwürdigkeiten.

nen andern Zweck als den größtmöglichen Vortheil seiner Völker erlauben. —

So dachte, so handelte Friedrich; so wußte er Gerechtigkeit, Milde und Wohlthätigkeit unzertrennlich mit einander zu verbinden. Er verbat sich den Dank unglücklicher Unterthanen, denen er ihre eingeäscherten Städte wieder aufbauen ließ, die er in ihrem Elende mit ansehnlichen Summen unterstüzte, und versicherte, nichts weiter als seine Schuldigkeit gethan zu haben. Die willige Aufopferung von mehr als zwei und vierzig Millionen, die er in den Jahren von 1763 bis 1786 zur Verbesserung und Aufnahme seines Landes hergab, sah er für nichts weiter als Pflicht der Gerechtigkeit an.

Und dennoch hat Friedrich dem schrecklichen Vorwurfe nicht entgehen können, er habe Menschenrechte gekränkt, und die bürgerliche Freiheit seiner Unterthanen verlezt. Er entzog, so sagen seine Tadler, durch die Aufhäufung eines unmäßig großen Schazes, eine Menge baares Geld, welches in den Händen seiner Unterthanen hätte wuchern können, der Circulation. Aber war dieses nicht ein nothwendiges Uebel in einem Staate, der

bloß durch Kunst besteht, der zu wenig Hülfsmittel hat, um sich einen weitläuftigen auswärtigen Kredit zu verschaffen, der, wegen seiner Lage und der Politik der Europäischen Mächte, beständig ein großes Heer unterhalten muß, der ohne Schaz dem ersten habsüchtigen Nachbar zum Raube werden würde? Hat nicht die Erfahrung die Nothwendigkeit dieses Schazes gezeigt? und welcher vernünftige Unterthan wird sich weigern, etwas weniger zu besizen, wenn er einsieht, daß er bei dem ersten feindlichen Angriffe, eben deswegen, weil er reicher als der öffentliche Schaz wäre, mit dem verarmten Staate unausbleiblich zu Grunde gehen würde? Dieser Schaz machte es dem Preußischen Monarchen möglich, seinen Feinden mit solchem Nachdruck entgegen zu treten, nach einem Kriege von sieben Jahren einer so langen, ruhmvollen Ruhe zu genießen, und auf den lezten Krieg, den ihn Josephs Ehrgeiz zu führen zwang, dreizehn Millionen zu wenden, ohne sein Land zu verschulden, und seine Unterthanen mit neuen Auflagen zu belasten.

Die Einführung der Regie ward freilich durch einige erhöhte Impostен, noch mehr aber durch das despotische und stolze Betragen mancher Directoren

und Unterbedienten, äuſerſt verhaßt, und durch das leztere oft hart und drückend. Allein diese Härte war mit der Einrichtung an ſich keinesweges wesentlich verbunden, und ſtand der Abſicht des guten Königs gerade entgegen. Friedrich wollte zum Beſten ſeiner Länder die Einkünfte erhöhen, ohne irgend einen ſeiner Unterthanen drücken zu wollen, und berief hierzu Franzöſiſche Finanzbediente, welche er in dieſem Fache für die geſchickteſten und erfahrenſten hielt. Legt Abgaben auf alle fremde Weine, ſchrieb er an de Launay, die bezahlt der Arme nicht; für den Manufacturarbeiter und den Soldaten rede ich, und bin ſchuldig mich ihrer Sache anzunehmen.

Am meiſten wurden Menſchen und Bürgerrechte durch Monopole und Handelseinſchränkungen verlezt. Friedrichs Abſichten waren auch hierbei gut; er wollte einen übertriebenen Luxus, den ärgſten Feind der öffentlichen Sitten und des Staaten- und Familienglücks aus ſeinen Ländern verbannen, den Verluſt ungeheurer Summen, die für ſo viele entbehrliche Dinge in die Fremde geſchickt wurden, verhüten, und die einländiſche Induſtrie befördern. In ähnlicher Abſicht wurde reichen Unterthanen und groſſen Gutsbeſizern das Reiſen

in fremde Länder, und der Verkauf ihrer Landgüter, um sich auswärtig niederzulassen, erschwert. Lauter Einschränkungen, wozu nie ein Landesherr berechtigt sein kann, so lange überall persönliche Freiheit für das erste natürliche Recht des Menschen erkannt wird, und Freiheit des Eigenthums als das erste aller bürgerlichen Rechte gilt. Sollten dergleichen zwängende Einrichtungen zum Wohl eines Landes nothwendig sein? Eine Frage, welche nichts anders heißt, als: sollte der Wohlstand eines Landes ohne Verlezung eines Menschenrechtes, ohne Kränkung der bürgerlichen Freiheit nicht bestehen können? Wer möchte wohl im vollen Ernste diese Frage thun? im vollen Ernste sie verneinen? Die Bewunderung, die Ehrfurcht, die Friedrichs weise und gerechte Regierung jedem denkenden Manne einflößt, müße uns nicht verhindern, zu gestehen, hier habe er gefehlt. Unser inneres Gefühl sagt es uns zu laut, daß wir dieses Urtheil ohne Unbescheidenheit wagen dürfen; und das Interesse der Menschheit verbietet es uns, andern Fürsten den Fehler des großen Königs als ein Beispiel zur Nachahmung aufzustellen. Gewiß würde er anders gehandelt haben, wenn er hier nicht seine

Weisheit fremden Einsichten unterworfen, wenn er nicht einen irrigen Staatsgrundsaz angenommen hätte, der seine wohlthätigen Absichten mißleitete, und menschenfeindlichen Despoten schon oft zum Vorwande ihrer Tyrannei, ihrer Grausamkeiten gedient hat. Welcher Despot, wenn er nicht eigentlich wahnsinnig, wie ein Caligula, war, hat nicht bei seinen ungerechtesten Handlungen seine Absicht, das Wohl seiner Unterthanen zu befördern, vorgeschüzt? Fürsten sind freilich zur Beförderung der allgemeinen Glückseligkeit da; aber nicht auf die Weise, daß es ihnen zukäme, das Glück ihrer Unterthanen, wie Eltern oder Vormünder das Glück ihrer unerwachsenen Kinder oder Mündel, selbst mit Einschränkung ihrer Freiheit, zu besorgen. Jeder Staatsbürger will auf seine eigne Art glücklich sein; und die Pflicht des Fürsten ist es, seine Rechte zu schüzen, damit er die Mittel, die er zur Erlangung seiner Glückseligkeit für die besten hält, ohne Hinderniß von Seiten anderer anwenden könne, so lange er selbst nur die Freiheit seiner Mitbürger nicht beeinträchtigt. Der Fürst überschreitet also die Gränzen seines Auftrages, sobald er die freie Thätigkeit irgend eines Staatsbürgers einschränkt, und handelt seiner

Pflicht entgegen. Glückseligkeit sezt Freiheit der Person und des Eigenthums als eine nothwendige Bedingung voraus; und diese Freiheit darf also kein Landesherr, selbst in der besten Absicht, verlezen. Friedrich kannte diese Grundsäze, und wandte sie in seiner ganzen übrigen Regierung an; nur hier übersah er sie, oder hielt ihre Uebertretung zur Erhaltung eines überwiegenden Guten für ein nothwendiges Uebel.

Seine wiederholten Versuche, eine bessere und gleiche Justiz in seinen Staaten einzuführen, die Aengstlichkeit, mit der er über das Betragen seiner Gerichtshöfe wachte, und die unerbittliche Strenge, mit der er ungerechte und pflichtvergeßne Richter bestrafte, die Willfährigkeit, die Leutseligkeit, womit er die Beschwerden seiner geringsten Unterthanen anhörte, sind lauter unwidersprechliche Beweise von seiner Gerechtigkeitsliebe. Unglücklicher Weise wurden in den lezten Jahren seines Lebens mehrere würdige Männer die unschuldigen Opfer seines Eifers für die Handhabung der Gerechtigkeit, als er, durch einen falschen Bericht verleitet, die Sache eines armen Unterthans durch einen Machtspruch entschied. Das Auffe-

hen, welches dieser Vorfall erregte, war der redendste Beweis, wie fest er durch seine bisherige Regierung die Ueberzeugung von seiner Gerechtigkeitsliebe in allen Gemüthern gegründet hatte. Europa sah mit Erstaunen die Uebereilung des grossen Mannes, tadelte einmüthig sein Betragen, und bewunderte ihn, von seinen Bewegungsgründen durch ihn selber unterrichtet, noch in seinem Fehler. Die Justizcollegia, sagte er in einer öffentlichen Bekanntmachung, müssen wissen, daß der geringste Bauer, ja selbst der Bettler, eben so wohl ein Mensch, als S. M. der König, ist, und ihm alle Justiz widerfahren muß, indem vor der Justiz alle Leute gleich sind. Es mag sein ein Prinz, der wider einen Bauer klagt, oder auch umgekehrt, so ist der Prinz vor der Justiz dem Bauer gleich; und bei solchen Gelegenheiten muß nach der Gerechtigkeit verfahren werden, ohne Ansehen der Person. — Nun ruhte er nicht, bis er alle Justizgebrechen in seinen Staaten abgeschafft sah; und überzeugt, daß unbestimmte, dunkle und widersprechende Geseze eine Menge verderblicher Streitigkeiten veranlassen, und die Kunstgriffe der Schikane begünstigen, ließ er bald darauf einen

Plan zu einem neuen Gesezbuche entwerfen. So bereitete die für einige vortreffliche Männer so traurige Catastrophe den Brandenburgischen Staaten eine der glücklichsten Epochen vor.

Gern verzieh Friedrich Vergehungen, die ihn persönlich angingen. Gegen den Verräther Warkotsch, welcher, nach dem frevelhaften Versuche auf seine Freiheit oder sein Leben, entflohen war, zeigte er keine Gesinnung der Rache, sondern bloß Verachtung. So strenge er auch von seinen Bedienten die Beobachtung ihrer Pflicht verlangte, so übersah er ihnen doch manche Uebertretung derselben, und bestrafte selbst eine Untreue an ihnen gelinder, als sie nach den bürgerlichen Gesezen bestraft würde. Aber ohne Nachsicht ahndete er die Verbrechen der Staatsbedienten, und selbst die geringste Nachläßigkeit derjenigen, denen irgend eine Besorgung öffentlicher Angelegenheiten anvertraut war, wurde bestraft. Jeder öffentliche Bediente war selbst für die Fehler seiner Untergebenen, wenn er sie aus Mangel an Aufmerksamkeit oder aus vorsezlicher Nachläßigkeit übersah, ja für einen unglücklichen Zufall, den er durch Vorsicht hätte verhindern können, verantwortlich. Mit Unrecht ist

diese Strenge an Friedrich getadelt worden. Da er sich selber dem Staate für sein ganzes öffentliches Betragen verantwortlich glaubte, so mußte er nothwendig denen, die von ihm den Auftrag hatten, irgend einen Theil der Staatsverwaltung zu besorgen, die strengste Verantwortung auflegen, und sie ohne Nachsicht zur Rechenschaft ziehen. Nur derjenige Fürst kann Nachläßigkeit bei öffentlichen Verrichtungen übersehen, der die Wichtigkeit derselben nicht kennt, und in seinem eignen großen Berufe nachläßig und träge handelt.

Die peinlichen Strafen mußten in Friedrichs Staaten so genau als möglich den Verbrechen angemessen, und eher zu gelinde als zu hart sein; und jedes Todesurtheil mußte ihm vor der Vollziehung zur Bestätigung vorgelegt werden. Kurz nach seinem Regierungsantritte schaffte er die Tortur, ausgenommen bei Hochverrath und andern großen Verbrechen, an denen mehrere Theil genommen, aus eben den Gründen ab, weswegen sie lange nachher Beccaria verwarf. Oft riethen ihm Gerechtigkeit und Menschlichkeit, die Criminalurtheile zu lindern; aber nie begnadigte er weichherzig todeswerthe Verbrecher. Eine solche

Begnadigung hielt er nicht für ein Vorrecht des Fürsten, sondern für einen Freibrief für andre Böswichter, in Hoffnung ungestraft zu bleiben, die öffentliche Sicherheit zu stören.

Dem Oberhaupte einer uneingeschränkten Monarchie ist, auser der Staatsgewalt, noch die Sorge aufgetragen, alle die Mittel anzuwenden, alle die Veranstaltungen zu treffen, die die rechtmäßige Ausübung jener Gewalt erleichtern, die besonders einer weisen Gesezgebung zur Stüze dienen, und zur Vervollkommnung der bürgerlichen Gesellschaft beitragen können. Gesezgebung und Sitten wirken wechselseitig auf einander; und selbst das Ansehen der ausübenden Gewalt und die Erreichung des Zweckes, zu welchem sie da ist, hängt von dieser wechselseitigen Einwirkung ab. Die Sitten seines Volkes müssen folglich für einen Monarchen ein Hauptgegenstand seiner Aufmerksamkeit sein. Er muß sie kennen, um die Gesezgebung dem Charakter seiner Nation anzupassen, und zur Erhaltung oder Verbesserung der öffentlichen Sitten beizutragen. Friedrich hielt es für eine seiner vorzüglichsten Regentenpflichten, über die Sitten seiner Unterthanen zu wachen. Aber keine

Keuschheitscommissionen wurden angeordnet; keine Spione kundschafteten die Geheimnisse der Familien aus; und keine Uebertretungen, die bloß vor den Richterstuhl des Gewissens gehören, wurden mit dem Schwerte des Gesezes bestraft. Indem er seine Unterthanen feinere Vergnügungen kennen lehrte, suchte er zugleich einen verderblichen Luxus, welcher zur Weichlichkeit gewöhnt, die Sitten vergiftet, und die wohlhabendsten Familien zu Grunde richtet, von den Gränzen seines Staates abzuhalten. Er selber gab das Beispiel der Sparsamkeit, der Thätigkeit und einer untadelhaften moralischen Aufführung. Vornehme Müßiggänger wurden von ihm verachtet, und den arbeitsamen Bürger und Landmann munterte er durch Beifall, Unterstüzung und Belohnung zu fernern unermüdeten Anstrengungen auf.

Geistescultur suchte er auf alle mögliche Weise zu befördern, und durch Verbesserung des öffentlichen Unterrichtes nüzliche Kenntnisse unter alle Klassen der Gesellschaft zu verbreiten. Verloren sind alle Bemühungen des Regenten zum Wohl seiner Unterthanen, so lange noch herrschende Unwissenheit und verkehrte Erziehung den Kreis

ihrer Kenntnisse beengt, sie den gröbsten Vorurtheilen, dem schändlichsten Aberglauben preis giebt, alle Begriffe von Recht und Pflicht, von dem, was gut, und anständig und edel ist, in ihren Seelen verdunkelt, alle ihre Geistesthätigkeit erstickt, sie zum vernünftigen Gehorsam, wie zu jeder vernünftigen Bestimmung ihres Willens unfähig macht, und sie ihr einziges Vergnügen in träger Ruhe, und in Befriedigung einer thierischen Sinnlichkeit finden läßt. Nur durch despotischen Zwang kann ein solches Volk in Ordnung erhalten werden; es gehorcht aus Furcht, und empört sich, sobald es glaubt, das Joch ungestraft abwerfen zu dürfen. Friedrich wollte über ein freies Volk regieren, welches seinen Befehlen aus vernünftiger Einsicht Folge leistete; er wollte das Glück seiner Unterthanen durch Geistesbildung vermehren, und sie durch diese in Stand sezen, ihr eignes Wohl und das Wohl ihrer Nachkommen zu fördern. Mit Enthusiasmus redet er bei Gelegenheit des Cadettencorps, in seinen Brandenburgischen Denkwürdigkeiten, von dieser erhabnen Sorge eines Fürsten für die Veredlung der Menschheit. — Es giebt, dies sind seine Worte, keine Sorge, die

eines Gesezgebers würdiger wäre, als die für die Erziehung der Jugend. In einem noch zarten Alter sind diese zarten Pflanzen jeder Art von Eindruck empfänglich. Wird ihnen Liebe zur Tugend und zum Vaterlande eingeflößt, so werden sie gute Staatsbürger; und die guten Staatsbürger sind die lezte Schuzwehr der Reiche. Wenn Fürsten unser Lob verdienen, indem sie ihre Völker mit Gerechtigkeit regieren, so erzwingen sie unsre Liebe, wenn sie selbst die Nachkommenschaft zum Gegenstande ihrer Sorgen machen. — Er selber fing seine Fürsorge für eine verbesserte Erziehung von der Jugend der höhern Stände an, und suchte Aufklärung nach und nach bis in die Hütte des Landmanns zu verbreiten. Unbekanntschaft mit der Geschichte der Brandenburgischen Cultur, Unkenntniß der Regierungsgeschäffte, und eine eingeschränkte Denkungsart scheint es zu verrathen, wenn Friedrichs Andenken, wegen der Mängel, die unter seiner Regierung bei den öffentlichen Erziehungsanstalten seiner Länder fortdauerten, in öffentlichen Schriften so ungerechter Weise geschmähet wird. Warum wurde er nicht auch getadelt, daß es ihm so spät erst gelang, eine verbesserte Gerechtigkeits-

pflege einzuführen? Oder lag ihm etwa die Erziehung weniger als diese am Herzen? Seine öftern und nachdrücklichen Aeuserungen über die Wichtigkeit derselben; seine wiederholten Befehle an das geistliche Departement, auf die Verbesserung des Jugendunterrichtes die größte Aufmerksamkeit zu wenden; die Bereitwilligkeit, womit er nüzliche Vorschläge zu neuen Einrichtungen im Schulwesen annahm; die Achtung, die er für würdige Lehrer und Schulmänner zeigte; alles dieses beweist das Gegentheil. Er schrieb selber über die Erziehung, und empfahl einem seiner einsichtsvollesten Minister die Anwendung verschiedener in dieser Schrift enthaltenen Betrachtungen auf die Universitäten. Vorzüglich war ihm die Roheit, die stupide Unwissenheit der Landleute aufgefallen; und ganz den Grundsäzen so mancher Fürsten und ihrer Minister zuwider, hielt er es für nothwendig, diese gebornen Ernährer und Vertheidiger des Staats aus bloßen Maschinen zu Menschen umzuschaffen. Ein großer Entwurf, dessen Ausführung aber theils in den bestehenden Einrichtungen, theils in der wenigen Aufklärung der niedern Volksklassen überhaupt, so viele Hindernisse fand, daß Friedrich sich

begnügen mußte, ihn bloß vorbereitet zu haben. Und dennoch, welcher Deutsche Staat kann sich besserer Erziehungsanstalten und Schuleinrichtungen in den Städten und selbst auf dem Lande rühmen, als Sachsen und Brandenburg? und sollte nicht Berlin in dieser Hinsicht vor allen Hauptstädten Deutschlands den Vorzug verdienen? Friedrichs erste Vorschrift für die öffentliche Erziehung war die, daß die Jugend bei Erlernung nüzlicher Kenntnisse zum Selbstdenken angeführt werden sollte; und wer kennt nicht die vortrefflichen Männer, die sich unter seiner Regierung das Verdienst erwarben, durch treue Befolgung dieser Vorschrift dem Brandenburgischen Staate nüzliche Bürger zu erziehen, und jezt noch an der Bildung der Jugend ihres Vaterlandes arbeiten? Selbst denken sollte jeder, der andre unterrichten will; aber der Selbstdenker sind wenige; und Schulmänner lassen sich nicht wie Soldaten bilden. Es brauchte weiter nichts als die Cantoneinrichtungen, wie sie von Friedrich Wilhelm eingeführt, und von seinem Sohne vervollkommnet waren, um dem Vaterlande Vertheidiger zu verschaffen, die auf den ersten Wink zu ihren Fahnen eilten, und ohne alle

Anstrengung ihrer Seelenkräfte, bloß dem Befehle ihrer Anführer folgen durften: aber um ein Heer von Schullehrern zur Bildung der Landjugend zusammenzubringen, müssen erst eine Menge nüzlicher Kenntnisse unter dem großen Haufen verbreitet sein, muß eignes Denken selbst unter den niedern Volksklassen nicht mehr zu den Seltenheiten gehören; und auserdem müssen zur Besoldung der Lehrer, deren Gehalt auf dem Lande, ohne unmittelbare Unterstüzung von Seiten des Staates selbst, nicht anders als kärglich sein kann, neue, ergiebige Hülfsquellen eröffnet werden. Zur Verbreitung jener Kenntnisse gehört mehr als das Wollen des Landesherrn; und in einem Staate, wo Einnahme und Ausgabe auf das genauste gegen einander berechnet sind, wo jede Art von öffentlichen Einkünften, bei der strengsten Absonderung der verschiednen Kassen, ihre eigne Bestimmung hat, ist die Eröffnung neuer Hülfsquellen äuserst schwer. Friedrich konnte also in seinen Bemühungen zur Verbesserung der öffentlichen Erziehung nur sehr langsam seinem erhabnen Zwecke entgegen gehen; aber wer würde auch in seiner Stelle nur die Hälfte von dem gethan haben, was er wirklich that? An-

dre Fürsten können durch glänzendre Entwürfe in diesem Fache die Bewunderung des Publicums auf sich ziehen; aber gerade hier sind oft, wie es die Erfahrung unserer Tage bestätigt hat, die glänzendsten Entwürfe die schlechtesten.

Der Befehl, den er auf den Vorschlag seines geheimen Finanzraths von Brenkenhof gab, invalide Krieger zu Schullehrern auf dem Lande anzusezen, ist mehrmals auf das bitterste getadelt und bespottet worden. Schon die Bedingung dieses Befehls, daß unter ihnen nur die geschicktesten zu einem solchen Geschäffte ausgewählt, und die übrigen sonst auf eine anständige Art versorgt werden sollten, ist zu seiner Rechtfertigung hinlänglich; und wählten diejenigen, denen die Prüfung künftiger Schullehrer aufgetragen war, unter den Invaliden oft nicht besser, als bisher unter Handwerkern, Landleuten und verpfuschten Gelehrten, so konnte Friedrich für eine so schlechte Befolgung seines Befehles unmöglich verantwortlich sein. Bei sonstigen gleichen Fähigkeiten zum Unterrichte, mußte es in einem militärischen Staate sehr natürlich scheinen, den Krieger, der einst für das Vaterland blutete, andern Mitwerbern vorzuziehen, vor denen

er doch höchst wahrscheinlich den Vorzug voraus hatte, daß er geschickter war, den künftigen Vertheidigern des Vaterlandes Liebe zum Soldatenhandwerk, und Begierde nach Kriegsruhm einzuflößen.

So wenig die bürgerliche Gesellschaft, zur Erlangung gegenwärtiger Vortheile, ohne Wissenschaften bestehen kann, eben so wenig läßt sich die zweckmäßige Bildung einer künftigen Generation denken, so lange noch Unwissenheit und roher Geschmack unter denen herrscht, von denen diese Bildung ihrer Nachkommen abhängt. Friedrich hielt die Errichtung gelehrter Gesellschaften für ein vortreffliches Mittel die Nacheiferung guter Köpfe zu erregen, nüzliche Kenntnisse zu verbreiten, den Trieb zur Geistesthätigkeit in der Nation zu wecken, und durch Bildung und Verfeinerung des Geschmacks die Anwendung der Wissenschaften auf das bürgerliche Leben zu erleichtern und gemeinnüzig zu machen. Er erneuerte die unter Friedrich I. gestiftete Gesellschaft der Wissenschaften zu Berlin unter dem Namen einer Academie, welche, nach seinem eignen Ausdruck, nicht zur Parade, sondern zum Unterrichte sein sollte. Waren die Mitglieder die-

ser Academie zu Anfange mehrentheils Ausländer, und stand ein Franzose an ihrer Spize, so würde es doch übereilt gehandelt sein, bloß hieraus auf die Verachtung des Königs gegen die Deutsche Nation, und auf seine zu weit getriebene Vorliebe für die Französische Litteratur zu schließen. Es ist wahr, er gab dieser leztern den Vorzug vor der Deutschen; aber nie verachtete er die Deutsche Nation: wie hätte er sonst so viel für ihren Ruhm gethan? Die Deutschen hatten sich schon vor seiner Thronbesteigung durch Erfindungen und Werke der Gelehrsamkeit hervorgethan; und die Gelehrten seiner eignen Staaten hatten vorzüglich viel in den ernsthaften Wissenschaften geleistet. Dieses Verdienst seiner Nation verkannte er nicht; und bei jeder Gelegenheit ließ er ihrem Genie und ihrem eisernen Fleiße Gerechtigkeit widerfahren. Aber die Leichtigkeit im Vortrage, die Präcision und lichtvolle Ordnung der Gedanken, die sorgfältige Absonderung alles Unnüzen von dem, was gerade zur Sache gehört, und die Kürze und Energie im Ausdruck, das Unterhaltende und Angenehme des Styls; diese Eigenschaften, welche die großen Schriftsteller Frankreichs in einem so hohen Grade besaßen,

und wodurch ihre Werke so allgemein beliebt und so allgemein nüzlich wurden, sprach er den Schriftstellern unsers Vaterlandes ab. Weder den Willen noch die Kraft nüzlich zu sein, aber die Geschicklichkeit dazu machte er ihnen streitig. Dem unpartheiischen Kenner unserer Litteratur, besonders in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts, kömmt die Entscheidung zu, ob Friedrichs Urtheil gegründet, oder ob es irrig war. Urtheilte er richtig, so konnte er nur durch eine Academie von auswärtigen Gelehrten und geschmackvollen Kennern der ausländischen Litteratur seinen großen Zweck zu erreichen hoffen, und eine Gesellschaft Deutscher Academiker würde durch ihre Bemühungen und durch ihr Ansehen die Fehler, die er aus unserer Litteratur zu verbannen wünschte, nur noch vermehrt und ihnen das Siegel der Billigung aufgedrückt haben. Irrte er aber, so war doch immer seine Absicht vortrefflich, und er handelte, in der Vorausseżung von der Richtigkeit seiner Beobachtungen, zweckmäßig und weise. Deutsche Männer werden nie aus Eitelkeit selbst einen hart scheinenden Tadel mit Verachtung abweisen, oder die gute Absicht dessen, der ihr Bestes will, und sollte er auch nach irrigen Ein-

sichten handeln, verkennen. Die Aufmunterung, die Friedrich der Deutschen Gesellschaft zu Königsberg gab, ist ein Beweis von der Unpartheiligkeit seines Urtheils und von seinem aufrichtigen Wunsche den Schwung des Deutschen Genies durch die schicklichsten Mittel zu befördern. Die Königsbergische Gesellschaft arbeitete nicht unmittelbar an der Beförderung der Wissenschaften, sondern an der Vervollkommnung unserer Sprache; und diese Bemühung gehörte für Deutsche.

Indeß der große Monarch für das innere Wohl seines Landes sorgte, und die Künste des Friedens anbaute, vergaß er nie über die Sicherheit seiner Staaten von aussen zu wachen. Sein Heer blieb immer ein Hauptgegenstand seiner Aufmerksamkeit. Er hörte nie auf, an der Bildung desselben zu arbeiten. Die Uebungsläger und die großen Manoeuvres, bei denen alle Künste der Taktik angewandt, und bis auf den höchsten Grad der Vollkommenheit gebracht wurden, zeigten alle Jahre mitten im Frieden die erhabensten Schauspiele des Krieges, welche Bewunderung und Ehrfurcht erregten. Die Kriegsmacht wurde auf mehr als zweimal hundert tausend Mann gebracht, und ohngeachtet ihres an-

scheinenden Mißverhältnisses zu der übrigen Bevölkerung, auf eine Art unterhalten, daß sie nicht allein den Landeseinwohnern nicht zur Last fiel, sondern auch durch die lebhafte Circulation des Geldes, welches immer in die Hände des Bürgers und des Landmanns zurückkehrte, den Wohlstand des Landes beförderte. So gelang es ihm, dem Beherrscher eines Staats von ohngefähr sechs Millionen Einwohner, nachdem er aus dem schrecklichsten Kampfe siegreich zurückgekehrt war, noch zwei und zwanzig friedliche Regierungsjahre zu erleben, und durch seinen mächtigen Einfluß das Schicksal der übrigen Europäischen Staaten, wenn eine allgemeine Verwirrung über unsern Erdtheil hereinzubrechen drohte, zu entscheiden.

Die um ein Drittheil vermehrte Bevölkerung seiner Länder, und ihr erhöhter Wohlstand, der Flor des Ackerbaues, der Manufacturen und des Handels bürgen für die Weisheit seiner Regierung, und beschämen den Tadler, der sie zu lästern wagte. Er kannte alle Räder der Staatsmaschine, und wußte sie mit eigner Hand zum Besten des Ganzen zu lenken. Durch diese Kenntniß ward es ihm möglich, selber zu regieren, ohne sich in den wichtig-

sten Angelegenheiten auf seine Minister zu verlassen, welche im eigentlichsten Sinne seine Minister, Ausführer seiner Befehle waren.

Aber nicht weniger war ihm die Kenntniß fremder Staaten wichtig. Er kannte ihre Regierungsformen, ihre Stärke, ihre Schwäche, ihre Hülfsquellen und ihre Verhältnisse gegen einander. Schon als Kronprinz suchte er sich diese Kenntniß zu verschaffen, um sie dereinst als Regent und Vertheidiger seiner Völker anzuwenden. Wer sieht nicht schon Friedrichs Herrschergenie in den Puncten, die er im Jahre 1737 seinem Freunde Suhm, bei dessen Aufenthalt am Rußischen Hofe zur Beantwortung vorlegte? und wie mancher bejahrte Regent hat wohl je gedacht, daß solche Fragen ihm von der geringsten Wichtigkeit sein könnten? Es sind diese: Waren bei dem Regierungsantritt Peters I. die Russen wirklich so roh und unwissend, als sie vorgestellt werden? Was hat der Czar für vorzügliche und nüzliche Veränderungen in der Religionsverfassung gemacht? Welche Veränderungen in der Regierung in Absicht auf die Staatspolizei? Welche in der Kriegskunst? Welche in der Handlung? Was für öffentliche Werke sind angefangen?

welche sind zu Stande gebracht, welche erst entworfen worden? als Verbindung von Meeren, Kanäle, Schiffe, Gebäude, Städte, ꝛc. Was sind in den Wissenschaften für Fortschritte gemacht? was für Anstalten dazu gegründet? Was haben diese für Nuzen geschafft? Was für Colonien sind angelegt worden? und mit welchen Hülfsmitteln? Wie haben die Kleidungen, die Sitten, die Gebräuche sich verändert? Ist Rußland gegenwärtig mehr bevölkert als vormals? Wie viel Menschen enthält es? und wie viel Priester? Wie viel hat es klingende Münze? — So sucht ein Prinz sich zu unterrichten, der dereinst der Schöpfer eines neuen Volkes zu werden denkt; und Friedrich ist es geworden.

Seine Politik war immer gerade und ehrlich, doch vorsichtig und behutsam. Mißtrauisch gegen die ränkevolle Politik der Höfe, hatte er überall Augen und Ohren, um von allem, was in der Dunkelheit der Cabinetter vorging, auf das baldigste und genaueste unterrichtet zu werden, nicht in der Absicht zu betrügen, sondern gegen jeden fremden Betrug auf seiner Huth zu sein. Er selber handelte jederzeit offen und frei; und nirgends fanden

weniger Staatsgeheimnisse statt, als bei ihm. In Absicht auf die Hülfsquellen seiner Staaten, und die Art sie zu regieren, herrschte die größte Publicität; ein weiser Monarch hat nichts zu verheimlichen. Aber wo es auf die augenblickliche Geheimhaltung politischer Maßregeln oder kriegerischer Unternehmungen ankam, wurde die größte Verschwiegenheit beobachtet. Er selber war die Seele aller Staatsunterhandlungen mit fremden Mächten. Er selber führte unmittelbar alle wichtige Verhandlungen, und überließ andern seine Manifeste und Darstellungen, welche er als bloße Formalitäten ansah, die nicht einmal die Unterschrift seines Namens erfoderten. Alle seine Zusagen hielt er mit der Ehrlichkeit eines Privatmannes; und Schulden, die aus Nachläßigkeit seiner Gläubiger vergessen waren, bezahlte er noch nach vielen Jahren mit Zinsen. Nichts als strenge Gerechtigkeit war es, wenn er sich weigerte, die Summen zurückzugeben, welche Eigennüzige, ohne seine Auffoderung und ohne sein Wissen vorgestreckt hatten, um die Unordnungen, die sie in der Hofhaltung des Kronprinzen voraussezten, zu unterstüzen, und sich bei dem künftigen Monarchen beliebt zu machen. Sie hatten

gewissenlos gehandelt; und Friedrich konnte nicht ohne Ungerechtigkeit ihre Foderungen mit dem Gelde seiner getreuen Unterthanen befriedigen, nicht, ohne sich selbst zu beschimpfen, eine offenbare Pflichtvergessenheit belohnen.

Selber arbeitsam und thätig, foderte er Arbeitsamkeit und Thätigkeit auch von allen, die er in seinen Diensten brauchte. Die Gehalte der Staatsdiener und Beamten waren mäßig, aber zu ihrem Unterhalte, bei Sparsamkeit und Vermeidung eines übertriebenen Luxus, immer hinlänglich. Er gab keine Almosen; aber er unterstüzte unglückliche Familien, und zog das unerkannte Verdienst ans Licht. Oft erfuhren diejenigen, die von ihm Wohlthaten empfangen hatten, erst spät und durch einen Zufall, aus wessen Händen sie gekommen waren. Er verstand ganz die Kunst, die so wenige kennen, durch die Art, wie er gab, den Werth seiner Geschenke zu erhöhen. Große, dem Staate geleistete Dienste erkannte er öffentlich, und belohnte sie durch Vorzüge, wodurch diejenigen, die sie erhielten, aufgemuntert und in Stand gesezt wurden, sich dem Vaterlande noch nüzlicher zu machen. Der verdiente Staatsbürger konnte, bei seinem Ausgange aus der

Welt, versichert sein, daß sich die Sorgfalt seines Königs noch bis auf seine hinterlassene Familie, und bis auf seine spätern Nachkommen erstrecken würde. Dankbar belohnte er Dienste, die ihm persönlich erwiesen waren; aber ohne Prahlerei, ohne mißverstandene Großmuth. Den Jäger, der ihm bei des Warkotsch Verrätherei Freiheit und Leben gerettet hatte, überhäufte er nicht mit Reichthümern, die ein im niedrigen Stande erzogener Mensch, ohne Unterricht und Erfahrung, nicht zu brauchen gewußt, erhöhte er nicht zu Ehrenstellen, durch deren Verwaltung er sich selber beschimpft, und den öffentlichen Angelegenheiten geschadet haben würde: er sorgte für ihn als Vater, zog ihn aus der Dürftigkeit, gab ihm einen Posten, der seinen geringen Fähigkeiten angemessen war, und machte sein Alter sorgenlos und zufrieden.

Nie wußte vielleicht ein König seine Staatsdiener und seine Generale besser zu wählen, und ihre Talente besser zu nüzen.

Seine Befehle, insofern sie das Ganze des Staats zum Gegenstande hatten, waren tief durchdacht, und wenn sie einmal gegeben waren, unwiderruflich; er glaubte sie nicht widerrufen zu dürfen, um

nicht durch öftere Veränderungen, wenn auch ein anderer Plan, als der, den er einmal angenommen hatte, an sich empfehlungswerth sein mochte, die Staatsmaschine zu verwirren, und sich selber dem Vorwurfe des Leichtsinns auszusezen. Verordnungen aber, die nur einzelne Klassen von Staatsbürgern oder Nebendinge in der Staatsverwaltung betrafen, nahm er, auf vernünftige Vorstellungen von ihrer Unausführbarkeit oder Schädlichkeit, gerne zurück. Keine Laune, kein Eigensinn hatte in seine Entschließungen Einfluß. Gründen, deren Richtigkeit er bisweilen aus Schuld derer, die sie ihm vortrugen, nicht sogleich einsah, dachte er nachher in der Stille der Einsamkeit nach, und folgte ihnen. Sollten auch diejenigen, die ihn des Eigensinns beschuldigten, wenn er ihren Gründen und Vorstellungen nicht nachgab, auch bedacht haben, daß sie selber irren konnten, daß sie vielleicht ihre Gedanken nicht deutlich genug aus einander zu sezen wußten, daß Friedrich vielleicht irrte, oder daß er vielleicht wichtige Ursachen hatte, anders zu handeln, von denen er ihnen keine Rechenschaft geben wollte oder durfte? Rechthaberei ist nicht die Eigenschaft des großen Mannes. Sein Eigensinn bestand darin,

so viel Gutes zu thun, als ihm möglich war, ohne sich durch Tadel und Satyren irre machen zu lassen. Ich denke, sagte er in einem Briefe an Voltairen, wie Epictet: wird Uebels von dir geredet, und es ist wahr, so bessere dich; und sind es Lügen, so lache darüber. Ich habe mit dem Alter gelernt, ein gutes Postpferd zu werden; ich mache meine Station, und kümmere mich nicht um das Bellen der kleinen Hunde, die mir in den Weg kommen. Gegen keinen Regenten wurden so viele Satyren und Schmähschriften gemacht, als gegen ihn; und nie ließ er die Urheber derselben aufsuchen und bestrafen.

Nichts konnte leicht die heitere Stimmung seiner Seele verändern, und den Strom von scherzhaften und muntern Einfällen aufhalten, der seinen Umgang so angenehm machte. Selbst im Unglücke stand ihm der Scherz zur Seite, und half ihm seine Leiden ertragen. Das Glück, schrieb er nach der verlornen Schlacht bei Kollin an seinen Freund Marschall, hat mir diesen Tag den Rücken zugekehrt. Ich hätte es vermuthen sollen; es ist ein Weib, und ich bin nicht galant. Es erklärt sich für die Damen, die mit mir Krieg führen. Er war äuserst freimüthig und offenherzig, ohne durch unhöfliche Aeuserungen die Eigenliebe anderer zu beleidigen.

Aber er verlangte auch von andern gleiche Aufrichtigkeit. Unbillige Beschuldigungen nahm er gerne zurück, ohne sich des Geständnisses seines Irrthums zu schämen. Nie äuserte er gegen einen Mann von bewährter Rechtschaffenheit ein beleidigendes Mißtrauen. Seinem geheimen Kämmerer Fredersdorf, welcher der Untreue gegen ihn beschuldigt wurde, übergab er selbst die Anklage, und sezte hinzu, er wäre von seiner Treue überzeugt, und sähe die wider ihn gemachten Beschuldigungen als Wirkungen einer ohnmächtigen Rache an. Ein Mann von solchem Herzen verdient es, das Glück der Freundschaft zu schmecken; und Fricdrich genoß dieses Glücks, das so selten den Fürsten zu Theil wird. Er war als Freund aufrichtig zärtlich und beständig. Ein Beweis seiner eignen Redlichkeit war es, wenn ihn ein Voltäre täuschte, wenn er sich einen Mann, der Tugend und Rechtschaffenheit so schön, so eindringend lehrte, als den wärmsten Freund der Tugend, als einen Mann vorstellte, der seine ganze Hochachtung und Liebe verdiente; und ein Beweis von dem hohen Adel seiner Seele war es, wenn er eben diesen Mann, nachdem er ihn näher kennen gelernt hatte, ohngeachtet der Bewunderung, die er immer für seine Talente hegte, nicht mehr lieben konnte. Jordan, d'Argens,

Fouquet und der würdige Lord Marschall nahmen seine Freundschaft und sein Bedauern mit ins Grab.

Die Wissenschaften waren seine beständigen Gefährten. Sie beschäfftigten seine Einsamkeit, versüßten ihm die Sorgen der Regierung, und ließen ihn selbst unter dem Geräusche der Waffen seine Unglücksfälle vergessen. Ich lebe wie ein soldatischer Carthäuser, schrieb er nach der Schlacht bei Ligniz an d'Argens. Meine Geschäffte erfodern viel Nachdenken; und den Rest meiner Zeit widme ich den Wissenschaften, die mein Trost sind, wie sie es jenem Consul, dem Vater des Vaterlandes und der Beredsamkeit waren. — In seinen Werken hat er uns das schönste, das treueste Bild von seinem Geiste hinterlassen.

Als Philosoph hatte er verschiedene Systeme studirt, aber nie hat er sich für ein einziges ausschließlich erklärt. Schon in seiner Jugend studirte er Wolffs Beweise für das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele, und correspondirte mit Voltairen über die Freiheit des Willens. Er verwarf nachher alle Speculationen über alle übersinnliche Dinge, und beschäfftigte sich bloß mit der Philosophie des Lebens. Wenn er als ein redlicher Denker oft seine Ueberzeugungen änderte, so ward doch sein Glaube

an Gott und Vorsehung nie wankend; doch konnte er sich nie überzeugen, daß das Höchste Wesen für jedes seiner Geschöpfe insbesondere sorgte. Als Vorschriften für seine Gesinnungen und Handlungen vereinigte er die Lehren eines Epicurs und eines Zeno mit einander. So hielt ihn nie der Trieb zu Vergnügungen von seinen Pflichten zurück, und bei der strengsten Beobachtung seiner Pflichten ließ er keine Bluhme ungepflückt, die sich ihm auf dem Pfade des Lebens anbot. Den Trieb des Eigennuzes hielt er für den ersten Grund aller Moral; und nur um desto mehr verdient er unsre ganze Bewundrung und Liebe. Was für ein Mann, der in der Ausübung der Tugend sein höchstes Glück, und in der Aufopfrung für andre seinen eignen Nuzen findet!

Verbesserung zweier Druckfehler.

Seite xxix. Zeile 11. steht 1741 anstatt 1742.
— xxxxiv. Z. 11. von unten steht 28 anstatt 25.

14

Red 3

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pantheon der Deutschen

Bd.: 1.

Chemnitz 1794

Res/Biogr.c. 244-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10915564-1
VD18 80083145